This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

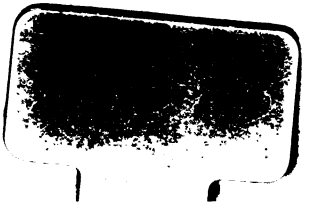
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

J 43 a 27



1878

Paris

bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Paris

bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung.

Von

Julius Rodenberg.

Mit Beiträgen von

Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Faur, Arthur Fitzsohn, Charles Marelle, H. B. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann.

Zweite Auflage.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1867.

43 a 27.

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Es ist auf den nachfolgenden Blättern der Versuch gemacht worden, ein möglichst vollständiges Bild der französischen Metropole zu geben, wie sie sich unter dem zweiten Kaiserreich gestaltet, eine Schilderung des Lebens, eine Charakteristik der Zustände. Niemand wird die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe verkennen. Weniger ist hier als irgendwo damit geschehen, die glänzende Außenseite glänzend zu malen. . . . Vielmehr fesseln uns die still und bedeutsam wirkenden Mächte des modernen Lebens, deren Action in Paris sich in ihrem Zusammenhang so genau verfolgen läßt, weil hier auf Einen Ort concentrirt erscheint, was sich im Entwickelungsgange anderer Gemeinwesen neuerer Zeit auf weite Räume verstreut findet. Man könnte wol eine sehr treffende Beschreibung Londons geben, ohne viel von England zu sprechen. Das ist nicht möglich in Paris. Seit den Tagen des Cardinals ist die Politik Frankreichs nach außen abwechselnd agressiv, nach innen aber unveränderlich centralisirend gewesen; und wie der große Monarch von sich sagte: „L'état c'est moi", so konnte seine Hauptstadt bald von sich sagen: „Frankreich, das ist Paris." Diese paar hundert Quadratfuß Erde zwischen den Hügeln von Sainte-Geneviève und Montmartre durchwandern, heißt daher durch alle Gebiete wandern, auf denen der Geist der französischen Nation sich bethätigt hat. . . .

Wie nun Paris dem deutschen Auge sich zeigt, im deutschen Geist sich spiegelt: das ist in diesem Buche wiedergegeben. Man kann Paris unter allen modernen Städten die am meisten encyklopädische nennen; und sie treu abzubilden, möchte daher wol auch das encyklopädische Verfahren sich am meisten empfehlen. Dieses Verfahren ist es, welches wir in dem vorliegenden Buche zur Anwendung gebracht. Indem wir planmäßig Abschnitt an Abschnitt reihten, so zwar, daß die Gesammtheit derselben

auch den Gegenstand wenigstens annähernd umfaßte, und indem wir ferner, wo es sich um Fachkenntnisse handelte, Fachmänner entweder zu unserm Beistand anriefen oder ihnen die Ausführung ganz anvertrauten: so haben wir geglaubt, dem deutschen Publikum nicht nur ein ziemlich vollständiges, sondern auch ein durchaus zuverlässiges Buch über Paris anbieten zu können. . . .

Vorwort zur zweiten Auflage.

Am 24. April schrieb ich das Vorwort zur ersten Auflage dieses Buchs, und am 11. Mai bin ich in der angenehmen Lage, das zur zweiten schreiben zu können. Der Zwischenraum war zu kurz für Nachträge, die hier und da vielleicht wünschenswerth gewesen wären. Ich habe mich daher auf eine sorgfältige Correctur, namentlich der statistischen Angaben, beschränken müssen, und nur eine eingehendere Berichtigung in Betreff des deutschen Elements in Paris hinzugefügt, die ich dem trefflichen Artikel Louis Bamberger's: „Les Allemands à Paris" (im Maiheft der „Revue moderne") verdanke.

Das vorliegende Buch, unter den Eindrücken eines in hohem Grad anregenden Aufenthalts in Paris entworfen, hervorgegangen aus der freundschaftlichen Vereinigung deutscher und französischer Arbeit, und vollendet unter den dunkel aufsteigenden Gerüchten eines drohenden Conflicts, tritt zum zweiten mal hinaus, nun wo die leuchtende Frühlingssonne das Wintergewölk zerstreut zu haben scheint. Es ist ein altes Wort, daß auch die Bücher ihre Schicksale haben: unser Buch wünscht sich kein anderes, als in freundlicher Weise seine selbstgewählte Mission gegenseitiger Verständigung fortsetzen zu dürfen.

Berlin, 11. Mai 1867.

Julius Rodenberg.

Inhalt.

	Seite
Aus dem Vorwort zur ersten Auflage	V
Vorwort zur zweiten Auflage	VI
I. Die vierundzwanzig Stunden von Paris. Von Julius Rodenberg	1
II. Die bildende Kunst in Paris. Von Alfred Woltmann	55
III. Von dem französischen Geist und der geistigen Arbeit in Paris. Von Charles Marelle	76
IV. Die Börsenmänner und die Blusenmänner. Von Julius Rodenberg	94
V. Das Paris der Armen und Elenden. Von William Reymond und Julius Rodenberg	120
VI. Zur Kritik des öffentlichen Lebens in Paris. Von H. B. Oppenheim	158
VII. Die pariser Journale: wer sie macht und wer sie liest. Von Arthur Levysohn	174
VIII. Das pariser Feuilleton. Von Eugène Laur	203
IX. Die Theater in Paris und Paris im Theater. Von Rudolf Gottschall	218
X. Oper, Concert und — Thérésa. Von Heinrich Ehrlich und Julius Rodenberg	239
XI. Pariser Sommerbälle. Von Arthur Levysohn	275
XII. Der Winter in Paris. Von Julius Rodenberg	288
XIII. Die Damen der Halle und ihre Gevattern. Von William Reymond und Julius Rodenberg	307
XIV. Das unterirdische Paris und die Todten. Von Julius Rodenberg	333

I.

Die vierundzwanzig Stunden von Paris.

Von

Julius Rodenberg.

Neun Uhr morgens. Um dieſe Stunde fängt Paris an, ſich zu bewegen — das Paris, welches wir meinen, das Herz von Paris, der Kopf von Paris; das, was Paris zu Paris macht: die Boulevards. Ich ſage nicht, Paris erwacht um dieſe Stunde. Denn gibt es eine Zeit, wo Paris ſchläft? „Welchen Lärm würde die Welt machen, wenn Paris einmal ſchwiege!“

... Quel bruit ferait le monde,
Le jour où Paris se tairait!

Paris hat die Augen geſchloſſen, Paris öffnet ſie wieder: das iſt alles. Neun Uhr morgens. Wir treten aus einer von den drei hohen Pforten des Grand-Hôtel. Was iſt das Grand-Hôtel? Ein Palaſt, in welchem (zumal ſeit der letzten Reduction) die Könige von Europa Platz hätten; eine Welt im Kleinen, ein Gaſthof mit 700 Zimmern, 60 Kellnern, 30 Köchen, 25 Wäſcherinnen und einem Heer von Pförtnern, Grooms, Stubenmädchen, Hausknechten. Ein Gaſthof — was

sag' ich? Eine Stadt, in die Höhe gebaut, anstatt in die Breite; keine ganz kleine Stadt, denn sie zählt durchschnittlich — 1200 Einwohner. Diese Stadt hat ein Telegraphenbureau, eine pneumatische Eisenbahn und ein Postamt; sie hat ihr eigenes Café, ihren eigenen Cigarrenladen, ihren eigenen Optikus und Friseursalon, ihr eigenes Schneideratelier, in welchem auch, wie der gütige Inhaber uns sofort nach der Ankunft zu wissen gibt, „Staatsuniformen gestickt werden"; sie hat ihre eigene Buchhandlung und — großer Gott, was hat sie nicht? — sie hat ihre eigene Zeitung: „La Gazette des Etrangers", geschrieben und gedruckt im Hotel und redigirt von jenem famösen Henri de Pène, berühmt als Schriftsteller, berühmter als Duellant. Doch fürchtet euch darum nicht vor seiner Zeitung: sie ist sehr witzig, sehr amusant, und wird euch an jedem Morgen, noch feucht von der Presse, gratis durch die Stubenthür gesteckt. Die Stadt, in welcher alle diese Wunderdinge geschehen, hat fünf Stockwerke, jedes Stockwerk hat drei Quartiere (Quartier de Scribe, Quartier du Boulevard, Quartier de l'Opéra) und alles zusammen 15 Straßen, an deren Ecken Blechschilde die Namen und Nummern angeben, wie in jeder andern Stadt. Aber welch' ideale Straßen sind dies! Mit Teppichen belegt, mit Spiegelwänden decorirt, behaglich erwärmt im Winter, angenehm schattig im Sommer, voll Unterhaltung am Tage, voll Licht, wie ein Ballsaal, die ganze Nacht. Nun denkt ihr wol: wie groß wird der Lärm sein, den die 1200 Menschen in den 15 Straßen machen! Aber das ist es genau, was sie nicht thun. Denn nun kommt von allen Wundern das größte: die Ruhe. Kein Hausknecht oder Koffer, groß und schwer und bepackt wie die Arche Noah, poltert über die Stiegen; kein Kellner ruft und läuft, kein Mensch geht in diesem Hotel: geräuschlos fährt alles durch himmelhohe Versenkungen auf und nieder, aus den unterirdischen Küchen und Kellern bis ans Dach, aus einem Stockwerk ins andere. Der elektrische Telegraph thut den Rest — und, ihr wißt es ja: der Rest ist Schweigen! Säle, von der Pracht eines Fürstenschlosses, öffnen sich vor den erstaunten Blicken, mit persischen Teppichen und Plafondmalereien, mit Sammt und Gold, mit Marmor und Mahagoni, — ein unübersehbarer Luxus von Zeitungen

bedeckt die Tische, — die Sprachen aller Nationen werden geredet, aber leise, kaum hörbar, damit einer den andern nicht störe, — das Gemurmel der ganzen Welt ist um euch, wie das Rauschen der Meereswoge, wenn sie an den Strand schlägt; — vor euch, in der Cour de l'honneur unter glasgedeckter Halle, vor breiten Sandsteinstufen, die mit hohen Oleandern besetzt sind, rollen stattliche Carrossen ab und an; hinter euch, in einem zweiten Saale, bauen sich auf endlosen Tafeln, mit dem feinsten Leinen behängt, mit dem kostbarsten Porzellan bedeckt, schwere Silberaufsätze für das Diner auf...

Aber ich habe gesagt: neun Uhr morgens!

Wir stehen vor dem Grand-Hôtel, auf dem Boulevard des Capucines. Schöner Boulevard, jetzt schlägst du die Augen auf! Rechts, im blauen Frühnebel, dämmert die Madeleine, dies herrliche Gotteshaus, welches auf seinem mächtigen Stufenbau zu thronen scheint wie eine Vision aus ferner Zeit und fernem Lande — fremd und doch jedem vertraut; denn was wäre der Boulevard des Capucines ohne die Madeleine und ohne die Blumen, die frisch an jedem Morgen ihre Grundmauer als ein blühender, farbenreicher Kranz umgeben? Die Blumen und die Blumenverkäuferinnen der Madeleine, nein! sie dürfen nicht fehlen, wenn der Tag von Paris beginnen soll! Duftiger Morgengruß! wie lieblich eröffnest du den Reigen der Stunden, welche nun über das breite Trottoir, durch die majestätischen Straßen dahineilen werden — kokett aufgeschürzt, wie die Schönheiten, die ihnen folgen, leicht und graziös, mit der verführerischen Glut und Schelmerei in den Augen, mit der Anmuth in jeder Bewegung und, wenn auch der Tod schon im Herzen sitzt, noch mit diesem Lächeln um die Lippen!

Dieses Lächeln — glaubt es mir: das ist der Reiz, das ist das Geheimniß, das ist die Kunst von Paris! Herzhaft lachen — wie gesund, wie wohlfeil und wie selten! Immer lachen verräth den Idioten; aber immer lächeln — das ist etwas anderes. Das Lächeln ist die Poesie des Gesichts, die feinste Blüte des Geistes; und Paris lächelt — lächelt immer!

Der Chevalier Marin, ein braver Cavalier, der unter Ludwig XIII. nach Paris kam, schrieb seinen Freunden in

Italien: „In Frankreich fängt jede Conversation mit einem Ballet an.“ Mag sein, und ist besser obendrein als wenn wie in gewissen andern Ländern, nicht immer, aber sehr oft die Unterhaltung mit einer Ohrfeige anfängt. O, wie graziös ist der Anfang des Tages, des Tagewerkes, der Arbeit in Paris! Nun öffnen sich die Läden, hier und da und überall, nun öffnen sich die Kaffeehäuser. Das erste, was man in den Schaufenstern sieht, sind hübsche Mädchen, unter deren feinen Händen mit zauberhafter Schnelligkeit das entsteht, was wir die „Etalage“ nennen. Ich habe nicht bemerkt, daß sie darüber nachdenken oder daß sie sich besondere Mühe geben: es wird alles von selbst und es wird so schön! Stundenlang kann ich vor diesen Schaufenstern stehen bleiben, oder, von einem zum andern wandernd, die Mannichfaltigkeit, die Eleganz, das Bild bewundern, welches jedes einzelne darbietet. Spitzen und Mäntel und Hüte und Ringe und Schuhe — wie gleichgültig sind mir diese Sachen sonst; aber in Paris fesseln sie mich unwiderstehlich. Diese kleine Künstlerin, welche Kränze und Bänder so zu ordnen weiß, daß mein Blick nicht gleichgültig bleiben kann, daß er ihrem Werke den Tribut einer Minute zollen muß: ist sie nicht durch und durch Französin? Der Typus ist es, der mein Nachdenken beschäftigt. Die Schaufenster: das ist eine große Lehre, die uns Paris gibt. Diese Kunst des Arrangements, dieses gewinnende Lächeln der Außenseite, das ist der Grundzug, der hier durch alle Regionen, bis in die höchste geht. Das „savoir faire“ liegt nun einmal im Charakter und der Sprache der Franzosen, und meinetwegen mag Paris ein großer Schauplatz des Vergnügens und das pariser Leben nichts als ein Schauspiel genannt werden; aber, ihr gestrengen Herren, kommt nicht die halbe Welt, und ihr selbst darunter, nach Paris, um dieses Schauspiel zu sehen? Und was auch die Kritik sagt: Zuschauer zu haben, das macht den Erfolg des Stückes.

Es schlägt zehn Uhr. Wundert euch nicht, denn in Paris fliegen die Stunden sehr schnell. Die Friseurs haben ihre Boutiquen geöffnet und die Cafés erwarten ihre Gäste: die Garçons in ihren weißen Schürzen haben die Zeitungen auf die Marmortische gehäuft, die langen „Flöten“ auf einen an-

dern, und setzen sich an einen dritten, um die Radieschen zu säubern und mit dem lachenden Roth und Grün in Porzellanschälchen zu ordnen. Die „Flöten", lieber Leser, sind die langen, dünnen Brote, welche du zu deinem Vergnügen kennen lernen wirst, wenn du in einem pariser Café frühstückst. Es ist merkwürdig, wie lange die Franzosen nüchtern bleiben. Wie ihre Soldaten mit einer Brotrinde in die Schlacht gehen und sich zu Tausenden auf den großen Schlachtfeldern haben todtschießen lassen, noch ehe sie das erste Frühstück genommen: so hat auch der rechte Pariser schon den dritten Theil seines Tages hinter sich, bevor er sich zum Dejeuner niedersetzt. Mit einer Tasse schwarzen Kaffees im besten Falle beginnt er seine Arbeit: der Journalist seinen Artikel, der Gelehrte seine Studien, der Bankier seine Correspondenz, der Flaneur seine Promenade (dies ist auch ein pariser Tagewerk). Erst gegen 12 Uhr füllen sich diese hohen, prächtigen Räume, diese Säle mit Säulen und Spiegeln, mit Marmortischen und Plüschdivans, diese traulichen Cabinets, diese behaglichen Winkel, diese Stätten des Comforts und des Glanzes mit einem Wort, die man die pariser Cafés nennt. Ihre Zahl ist Legion, und zumal auf den Boulevards lehnt eins sich an das andere, wie ein guter Bruder, nicht wie ein Concurrent; eins ladet euch so freundlich ein wie das andere, eins ist so gut wie das andere — jedes heißt euch willkommen, und ihr findet in jedem wundervollen Kaffee („Coffee made as in France", sagt die londoner Kaffeebude von Covent-Garden), Butter wie in der Schweiz und Milch wie im Gelobten Lande. Außerdem findet ihr jeden Stuhl, jeden Divan besetzt, und dennoch — o Spargnapani, o Stehely, nehmt euch ein Muster daran! — Zeitungen für alle. Dem Pariser ist das Kaffeehaus so unentbehrlich wie die Straße — „dieser Pariser, der nur zu Haus ist, wenn er auf der Straße ist" (Stahl-Hetzel). Doch auch ein praktisches Wort: Alles findet ihr in dem Café, nur kein Beefsteak, keine Cotelette (im Unterschied zu den berliner Kaffeehäusern, in denen man alles findet, nur keinen Kaffee); wer daher ein Frühstück à l'anglaise liebt, der muß sich schon ein Café-Restaurant suchen, in dem beides vereinigt ist, der Kaffee und das Beefsteak, wie im Café Riche.

Freilich, nicht jedem ist es gegeben, nach Korinth zu gehen, oder wenigstens alle Tage nach Korinth zu gehen! Mögen die „goldenen Federn" von Paris sich mit der „goldenen Jugend" dieser Zeiten in den reichen Häusern der linken Boulevardsseite treffen: den Journalisten, den Feuilletonisten und Chroniqueur, diese glücklichen pariser Kinder, die meisten davon Söhne des „lateinischen Landes", das sie niemals verleugnen, sondern zärtlich im Herzen tragen: sie findet ihr sicherlich im Café de Madrid oder, wie sie's lieber nach dem Herbergsvater nennen, Café Bouvet, rechts, wenn ihr vom Grand-Hôtel kommt, das letzte Café des Boulevard Montmartre. Ein Feuilleton zu schreiben — geistreich, unterhaltend, pikant zu sein —, es ist keine so große Kunst, wenn man den Boulevard, wenn man Paris hat! Das macht sich zwischen der Demi-Tasse und der Cigarette — das macht sich von selber, wie alles, was schön, reizend und elegant in Paris ist. Die „causerie", die euch in den Abendblättern so sehr amusirt, — all diese „babillages", diese „bulletins" voll von Anekdoten, Lebhaftigkeit und guter Laune, sind es nicht die Gespräche der Trottoirs, der Foyers, der Salons — die Echos des Café Bouvet? Der Roman, die Komödie gehen auf der Straße; wessen bedarf es als eines Auges, um sie zu sehen, eines Herzens, um mit ihnen zu sympathisiren, und einer Hand, um sie zu schreiben? Setzt den Namen „Paris" auf ein leeres Blatt, und jedermann wird hinsehen — mehr noch, jedermann wird sich etwas sehr Großes, sehr Schönes vorstellen. Ach, gebt uns die Hauptstadt, so werden wir euch ein Feuilleton, einen Roman, eine Komödie geben, und ihr braucht nicht länger die französischen zu übersetzen.

Werdet ihr mich der Uebertreibung zeihen, ihr, meine Landsleute, meine Freunde, meine Brüder, mit denen ich täglich um elf Uhr Morgens ein Rendezvous in dem kleinen Lesecabinet der Passage de l'Opéra hatte? Wie freundlich steht dieses kleine halbdunkle Zimmer in meiner Erinnerung, mit seinen hohen Bücherreihen, seinen grünen Tischen, seinem rothhaarigen Garçon (einem großen Bücherfreund, der immer Romane las, statt sie den andern zu bringen), seinen deutschen Zeitungen, die das Herz des Deutschen an jedem Morgen erfreuten (mit Ausnahme der

„Kölnischen", die durchschnittlich alle zehn Tage nur einmal zum Vorschein kam). Aber wenn es Neuigkeiten in Paris gibt: hier sind sie zu haben, von hier aus erhalten wir sie. Leise geflüstert (denn der Rothhaarige paßt scharf auf, daß weder er noch die andern dadurch gestört werden) gehen sie von der Lippe zum Ohr, kaum hörbar von der Feder aufs Papier, von dem Schreibtisch zur benachbarten boîte aux lettres. Die gütige Dame des Bureau hat ein freundliches Lächeln für alle, Papier und Enveloppen für die Correspondenten: die erste Post ist besorgt, Köln und Augsburg haben ihre Nachrichten; und nun — zwölf Uhr! — in die Taverne, zum schweizer oder wiener Wirth — denn diese deutschen Correspondenten, Gott sei Dank, haben einen guten, patriotischen Magen und kennen ihr Paris.

Aber wir sind die Boulevards schon zu tief hinabgegangen, und ich hatte euch von den obern noch so viel zu sagen! Das neue Opernhaus, die Chaussée d'Antin — o, die Bretergerüste, die Steinhaufen, die Kalkgruben und die Karren, dieser Lärm, diese Wüstenei, dieser Sumpf mitten in dem schmucken, saubern, glänzenden Paris haben mich so oft aufgehalten, daß ich an ihnen jetzt nicht ohne ein Wort vorübergehen kann. Die Neubauten von Paris sind seit zehn Jahren, und werden es noch lange sein, ein unerschöpfliches Thema der Klage für die Poeten, des Nachdenkens für die Philosophen und der Bewunderung für alle. Hören wir Victor Hugo, ihn, der von seiner einsamen Inselwohnung durch Piniendunkel und über das Meer hin die Küstenumrisse des Landes sucht, von welchem er sich selbst verbannt hat: „Viele Jahre sind es", sagt er in seinen „Misérables", „daß der Verfasser dieses Buchs fern ist von Paris — diesem Paris, der Heimat seines Geistes. Infolge der Zerstörungen und Neubauten ist das Paris seiner Jugend, dies Paris, welches er heilig in seiner Erinnerung getragen hat, in diesem Augenblick ein Paris von ehedem. Es ist möglich, daß es da, wohin der Verfasser seine Leser führen wird, indem er sagt: in dieser und jener Straße steht dieses und jenes Haus, — daß es da heut weder eine Straße noch ein Haus mehr gibt ..." So sprach der Dichter vor vier, fünf Jahren, — was würde er heute sagen, da das

Werk der Zerstörung weiter geht und noch immer nicht die Miene hat, halt zu machen? In den vier Jahren von 1852 bis 1856 sind dritthalbtausend Häuser in Paris niedergerissen worden, in den folgenden zehn etwa vierzehntausend, sodaß, alles zusammen, in vierzehn Jahren gegen siebzehntausend Häuser zerstört worden sind. Wie viele alte Erinnerungen sind damit von der Oberfläche verschwunden! Das Paris, welches wir lieben, dieses Paris, welches wir so gut aus den Büchern kennen, dies Paris des Navarresen und seiner Liebschaften, der beiden Cardinäle und des Grand écuyer, der Marion Délorme, Ninon de Lenclos und des Hôtel Rambouillet, dieses galante Paris der Memoiren, der stolzen Namen von Frankreich, der schönen Frauen und Cavaliere, der Classiker und des großen Monarchen — dies furchtbare Paris der Revolution, des Schreckens und der Guillotine —, wohin ist das Paris gegangen? Namen — nichts als Namen sind übriggeblieben; Freund der Vergangenheit, bleibe lieber in deiner Bibliothek! Da, wo du auch sein magst, ist das alte Paris — hier in Paris ist es verschwunden. Vergeblich suchst du es an den Quais, vergeblich auf den Brücken, vergeblich auf den Seine-Inseln. Wo sind die finstern, engen Straßen mit den baufälligen, hohen Häusern — diesem Entzücken deiner Phantasie? Wo die räucherigen Sack- und Winkelgassen, in denen zu schweifen du nicht müde wurdest (wenn auch der eifrigste Alterthumsforscher nicht eine Woche darin hätte leben mögen)...? Fort, fort, alles fort; eine fremde Welt ist an die Stelle der bekannten getreten; Heimweh ergreift dich nach diesem alten, historischen Paris, von welchem nur noch einzelne Fragmente und Bruchstücke in das neue, das moderne hineinragen, wie Merkwürdigkeiten in einem Museum.

Seit vierzehn Jahren wühlt und nagt dieser Vernichtungsproceß in ganz Paris; keine Straße, keine Gegend ist davon verschont geblieben. Als ich vor zehn Jahren zum ersten mal in Paris war, da stürzten überall die Häuser zusammen, die Dampfmaschinen brausten und rollten, der Boden zitterte, die Grundmauern hoben sich aus der Tiefe. Welch ein melancholischer Blick das war, an diesen Wänden hinauf, die noch halb standen, wo die Rauchspur noch den Weg bezeichnete, welchen sie jahrhundertelang genommen, aus einem Kamin, um

welchen das Lachen und Weinen, das Glück und Unglück zahlreicher Geschlechter sich abgelöst! Wie die Papierfetzen, sechs Stockwerke lang, in der Luft flatterten — wie die Geheimnisse der Liebe und des Schmerzes da grausam aufgerissen und dem Blick der Straße preisgegeben worden, wie hier und da die Farbe noch saß, von dem Regen gewaschen, von der Sonne gebleicht —; wie hier und da noch ein Fenster aufstand oder eine Thür zu erblicken war, durch welche eine lange, unübersehbare Reihe von Bewohnern ihre Bräute hereingeführt ihre Todten hinausgetragen!

Ah! douloureuses gémonies!
Ils ont tout mis sous l'oeil du jour,
Depuis la chambre aux agonies,
Jusqu' aux alcoves de l'amour . . .

So sang Louis Bouilhet, damals mein Freund und Kamerad bei den bescheidenen Symposien von Desirée — er und Ponson du Terrail, der Chevalier sans peur et blâme —, heute beide berühmte Leute: Ponson der Romancier des Tages, Bouilhet der classische Dramatiker des Odeon und einer von den Candidaten für Barante's Stuhl in der Akademie. Die Schatten steigen herauf, wohin man tritt in diesem großen Paris, und die Dampfmaschine arbeitet immer noch, heute wie vor zehn Jahren!

Aber was ist auch aus Paris geworden seitdem! Wie viele Boulevards, wie viele Straßen, wie viele Squares, wie viele Parks, wie viele Paläste sind seitdem aus der Erde, aus dem Schutt gewachsen! Paris brauchte eintausendachthundert und funfzig Jahre, um die erste Million zu überschreiten: es brauchte nur noch die folgenden sechzehn, um die zweite zu erreichen. Das ist die Kritik der jüngsten Geschichte von Paris. Wenn man die Neubauten in eine gerade Linie stellen könnte, so würden sie die Länge von 15 deutschen Meilen ergeben. Diese Riesenlinie würde sich zusammensetzen aus 200 neuen Boulevards und Straßen, 8 neuen Kirchen, 80 neuen Schulen, 12 neuen Brücken, den Centralhallen, dem neuen Tempel, 4 neuen Schlachthäusern, 22 neuen Squares und 3 neuen Parks mit 50000 neuen Bäumen: das, meine Herrschaften, ist das neue Paris! Ich erinnere mich aus London eines alten

jüdiſchen Männleins, das ſchlug in die Hände und wunderte ſich immer aufs neue und rief jedesmal, ſo oft es über die große Brücke ging und die großen Schiffe, die großen Häuſe und die großen Straßen ſah: „Gott ſoll uns bewahren, was mag dies London wol gekoſtet haben!“ Für London wäre dies ſchwer zu ſagen, denn in London gibt es keinen Seine-Präfecten. Hier in Paris aber weiß man ganz genau, was Paris, nämlich das neue, gekoſtet hat: anderthalbtauſend Millionen Francs in funfzehn Jahren! Niedergeriſſen wurden 16515 Häuſer, dafür entſtanden aber 20311 neue — die meiſten davon große, pompöſe Gebäude mit reichen Façaden und Altanen, mit ſteinernen Treppen und Stuck an den Wänden, mit hohen Salons und koketten Boudoirs, mit Marmor und Bronze in vielen, mit Waſſer und Gas in allen —, fünf Stock hoch, und „au cinquième“ nicht ſelten noch von Grafen und Gräfinnen bewohnt. Die Großartigkeit dieſer Schöpfungen iſt es, welche den Tadel verſtummen macht. Mit Charlatanerie allein baut man keine Stadt wie dieſe, ſo wenig man mit der Verhöhnung der Moral und dem Zündnadelgewehr allein blutige Schlachten gewinnt und politiſche Triumphe feiert. Vergleicht dieſe Stadt, welche täglich an Umfang, Größe, Reichthum, impoſanter Schönheit und freier Ausdehnung wächſt, mit jener, wo die Scharen des Elends, dieſe große Armee des Hungers, zuſammengepreßt waren in dumpfen, moderigen, finſtern Häuſerklumpen, dieſen Höhlen aller furchtbaren Krankheiten, dieſen Feſtungen des Verbrechens, welche Paris noch vor zwanzig, dreißig Jahren zu der unſicherſten Stadt von Europa machten. Jetzt iſt Licht und Geſundheit für alle, jetzt kann auch der Arme athmen, in angenehmer Lage, wo die Luft von den Hügeln hereinweht, wo das Laub der Bäume Schatten wirft und die Atmoſphäre mit reiner Nahrung ſpeiſt, in den Vorſtädten, welche weiter und weiter in das unbebaute Land, über die Barrièren und Zollmauern hinausgewachſen ſind: da wohnt jetzt in guten und geſunden Häuſern der Arbeiter, der geringe Mann, der Proletarier; und daß er, gerade er, am meiſten bei der neuen Wandlung von Paris gewonnen hat: das iſt es, was uns für die Romantik der Vergangenheit entſchädigt, dieſer Vergangenheit, die nur für die Prinzen, die Herzöge,

die Marquis geweſen! Die Gegenwart und das Leben — das ſind jetzt die Zauberworte, unter denen das neue Paris ſich geſtaltet, in denen auch der Mann der Arbeit ſeinen Platz hat, den Platz, den ihm zuerſt der Adel und dann die Bourgeoiſie nicht gegönnt hat. Dunkel ſteigt es herauf am fernen Rande des Horizonts wie ein Schatten, der größer und größer wird. Aber wir wehren der Zukunft nicht, indem wir ſie verleugnen. Laßt ſie wachſen, damit ſie nicht explodire. Raum für ſie — Raum! Laßt ſie durch weite Straßen circuliren; öffnet ihr Boulevards; baut ihr Brücken; pflanzt ihr Bäume; gebt ihr Schulen und — vergeßt die Kaſernen nicht! Aber freilich, — wie ſagte jener chineſiſche Geſandte, der würdige Nachfolger in Paris von Montesquieu's Perſer? „Ich habe", ſagte er, „in dieſer Stadt alles geſehen, bis auf die Schulen und Kaſernen; aber es wundert mich, warum man die Schulen ſo klein und die Kaſernen ſo groß baut!" Vielleicht hat der Sohn des Oſtens dabei an die Kaſerne Popincourt gedacht, welche mitten im Arbeiterquartier St.-Antoine wie ein Feſtungsviereck ſteht, einige tauſend Soldaten faßt und mit einem Kreuzfeuer auf allen vier Seiten die mächtigen Boulevards beherrſcht, die ſich hier kreuzen. Dieſe meilenlangen, ſchnurgeraden, macadamiſirten Linien ſind die Chauſſeen, auf denen der demokratiſche Abſolutismus marſchirt; mit welchem Wechſel von Empfindungen und Gedanken aber, wenn man denken und empfinden will, wandert man die Seitenſtraßen, die dahin geführt, — jeden Zoll berührt von den Fußſpuren der Geſchichte, mit den Eindrücken im Boden von den guten und großen, wie von den furchtbaren und grauſamen Männern, die darüber hingegangen; von den Schutthaufen des Châtelet und Grèveplatze, wie von den Blutgerüſten der Place de la Concorde und Thronbarrière — von den Ideen, die tauſendmal verbrannt und tauſendmal geköpft doch immer wieder aufgeſtanden und heute noch da ſind. Paris — oben ein prächtiger Schauplatz mit Siegesſäulen und Triumphbögen; unten ein ungeheueres Grab, vollgepackt von Todten, den Opfern dieſes langen Kampfs. Ja, wir tanzen noch immer auf einem Vulkan. Wandern wir durch die äußern Boulevards bis zur Rue d'Allemagne, wo gegen Norden die Stadt ſich in das offene Feld zu verlieren

ſcheint; oder wandern wir durch die prächtige Rivoliſtraße, deren Colonnaden, deren Paläſte, deren Läden und Magazine, „reich wie die Salons des Adels von 1789", das Staunen der Welt ſind; oder wenden wir uns nun in die alten Sitze dieſes Adels, in dies melancholiſche Faubourg St.-Germain, wo die großen Hotels hinter den hohen Gartenmauern ſich allmählich wieder zu bevölkern beginnen mit dem einſt ſo widerſtrebenden legitimiſtiſchen Adel, welchem Veuillot zuruft: „Das Garn Cäſar's wird über euch fallen!" Gehen wir durch die lange Rue de l'Univerſité zur Rue du Bac, einſt die Straße der Ariſtokratie, jene Straße, von der Frau von Staël im Exil, umgeben von dem Blau und Silber der Genfer Alpen wehmüthig ausrief: „Ah mon cher Talma, le ruisseau de la rue du Bac!..." — nähern wir uns dem geheiligten Umkreis des Quai Conti, des Inſtituts von Frankreich, in jenen ſtillen, düſtern Straßen, in welchen die Buchhändler wohnen: die Rue Jacob mit der ſtolzen Buchhändlerfirma Firmin Didot, die ſo ſchwer wiegt wie eine Herzogskrone, mit ihrem „Dictionnaire de l'Académie-Française" und ihren Claſſikern auf Velinpapier — ſchreiten wir weiter durch immer engere, immer ältere Straßen, in dieſen Reſt des alten Paris, dem einzigen faſt, welcher in ſeinem Kern compact erhalten geblieben, — in dieſes Land der Sorbonne und der franzöſiſchen Jugend voll Leichtſinn und Feuer, — wo der „Löwe des lateiniſchen Quartiers" ſchlummert und die geiſtige Arbeit von Paris vorbereitet wird — glückliche „Bohème!" — traurige „Bohème" — „Vorrede der Akademie, des Hospitals oder der Morgue", wie Henri Murger ſagt, er, der Schilderer, der Erfinder und ſeit 1860, wo er auf dem Montmartre ruht, das Opfer der „Vie de Bohème" — „dieſes Lebens voll Geduld und Muth — dieſes reizenden und dieſes ſchrecklichen Lebens, welches ſeine Sieger und ſeine Märtyrer hat, in welches man nicht eintreten kann, ohne ſich vorher unterworfen zu haben dem unbarmherzigen Geſetz: Vae victis!..."

Aber wandern wir weiter; unſer Weg iſt noch nicht zu Ende. Wenden wir uns rechts, zum Luxembourg, wo der kaiſerliche Senat jetzt ſitzt in den Zimmern Ludwig's XVIII., zum Odéon, das die Stelle der ehemaligen königlichen Schau-

spiele, des Theaters von Molière bezeichnet; zur Kirche der heiligen Genoveva, welche vormals in der Revolution das „Pantheon der großen Männer" gewesen, wo Marat seinen kurzen verbrecherischen Schlaf gehalten und Voltaire's Asche bestattet ward, bis die Restauration sie in die Winde streute! Vergebens — „sein Herz ist hier, sein Geist ist allenthalben!" Tretet mit mir bei dem Seineufer heraus. Da ist der Quai Voltaire, da ist das Haus, in dem er gestorben, und vor welchem einst die Revolution und die Liebe seinen Sarg mit Rosen bedeckte!

Schöner Blick über die Seine! Ueber die Brücken, die dort sich von Ufer zu Ufer, und eine hinter der andern ausspannen — Inseln mit Häusern bedeckt, Ufer mit zahllosen Dächern zu beiden Seiten, mit Kuppeln und Thürmen, mit majestätischen Fronten, mit den Tuilerien, dem Louvre, den Quais, den Kirchen, den Palästen, dem Stadthaus, der Conciergerie, der Notre-Dame! . . . O wie viel Gestalten steigen plötzlich herauf, indem wir diese Namen nennen! Klagende Frauen in weißen Todtengewändern. Männer mit dem Dolch in der Brust — Heinrich IV., Marie Antoinette! Dort aus dem goldumränderten Fenster gellt ein Schuß! Die Bartholomäusnacht beginnt. Dort von der Kirche St.-Germain de-l'Auxerrois hallt Abendgeläute! Die Hugenotten steigen aus ihren Gräbern. Dort über den Pont-au-Change rollt ein Bretterwagen. Charlotte Corday fährt zum Schaffot! — Dort aus dem dumpfen Gemäuer schallt ein frommer Gesang. Die Girondisten feiern ihr Todesmahl! Robespierre geht vorüber, St.-Just folgt ihm, Lebon, — eine lange, lange Kette von Geistern der Revolution. Aber unbeweglich dort im Hintergrunde mit ihren massiven Thürmen steht sie, die Kathedrale von Paris, — ihre dumpfen tiefen vollen Glocken läuten, — und der Zauber von Victor Hugo's Poesie umschwebt sie fort und fort. . . .

Sollen wir stehen bleiben, dort, wo aus dem Häusermeere die schlanke Säule ragt — die Julisäule, auf dem Bastilleplatze? Wie viel Blut und wie viel Irrthümer zwischen der Bastille und der Säule! Die eine bezeichnet den Anfang und die andere das Ende des Königthums in Frankreich.

Ludwig XIV. und Ludwig Philipp, und von beiden nichts übrig als diese Säule mit den Namen der Gefallenen ...

Aber ein Fleck aus dem alten Paris, eine Oase der Vergangenheit ist hier in der Nähe: solch ein stiller Aufenthalt mit Hallen und Pfeilern, mit Gras und Bäumen — eine Vision des Paris von Ludwig XIII.: die Place-Royale, von Corneille besungen und damals vom Adel bewohnt. Um diese Zeit, 1600, war die Place-Royale, was im Jahre 1700 der Pont-Neuf, im Jahre 1800 das Palais-Royal werden sollte, im Jahre 1500 die Rue St.-Antoine gewesen und in unsern Tagen die Boulevards geworden. Sind die seltsamen Wandlungen im Leben solch einer Stadt nicht ebenso zum Erstaunen, als die Stationen im Leben der Völker, die aus den Pfahlbauten in die Dörfer und aus den Dörfern in die Städte zogen! Wo einst auf der Bastille St.-Antoine die kecke Herzogin von Montpensier mit eigener Hand die Kanone richtete, und wo durch das damals adelige Quartier der jugendliche Monarch Ludwig XIV. seine „joyeuse entrée" gehalten: da hat sich jetzt die Heerschar der Arbeiter im Faubourg St.-Antoine niedergelassen. Die Place-Royale gehört den Kindern, der Pont-Neuf den Droschkenkutschern, und in den Besitz des Palais-Royal — verhängnißvoller Name, der die Schatten des Cardinal Richelieu und des unglücklichen Philipp Egalité heraufbeschwört — in den Besitz des Palais-Royal haben sich Se. k. Hoheit der Prinz Napoleon und die Fremden getheilt: ungleiche Theilung übrigens, die dem erstern nichts als eine Wohnung, den andern aber alles Vergnügen, alle Herrlichkeiten, alle Läden, alle Galerien, alle Kaffeehäuser und alle Restaurants gegeben hat.

Es sind noch nicht mehr als zehn Jahre, da war das Palais-Royal flankirt von einigen Gassen und alten Gebäuden, die an ihm klebten wie Schwalbennester; nicht mehr als zwanzig oder dreißig, da war gegenüber der Carrouselplatz mit einem Labyrinth von Spelunken bedeckt, in denen Trödler, Kaninchenzüchter und Vogelhändler den aristokratischen Theil der Bewohner bildeten. Wer kennt nicht aus Balzac's Romanen die Rue du Doyenné? Mehr als eine Madame Marneffe ging aus diesem verrufenen Quartier hervor, dieser Pflanzstätte der Un-

moral während des Bürgerkönigthums, diesem Treibhaus des Lasters, mit welchem die reichgewordenen Gewürzkrämer und die Mützenmacher, die sich zur Ruhe gesetzt, ihre „petits-hôtels" schmückten, während ein corruptes Regime ihre Brust mit der Ehrenlegion schmückte! . . .

Diese schmuzigen und widerwärtigen Baracken, welche mitten in dem elegantesten Paris, mehr noch mitten zwischen den beiden berühmtesten Palästen von Paris, dem Louvre und den Tuilerien, den Weg von den Quais nach der Rivolistraße sperrten, und welche bei Tag keine anständige Frau, bei Nacht niemand gern passirte, sind hinweggefegt, und weit dehnt sich nun der offene Platz, ganz umgeben von gewaltigen Bauten, über deren Geschmack vielleicht, über deren Großartigkeit nicht gestritten werden kann, — von reichgezierten Pavillons, von mächtigen Flügeln, welche den Palast der Heinriche mit dem Palast der Ludwige verbinden: Werk eines halben Jahrhunderts, von Napoleon I. begonnen, von der Restauration unterbrochen, von Ludwig Philipp lau gefördert, und von Napoleon III. als Tradition des alten Kaiserreichs aufgenommen und als erstes Monument des neuen vollendet. Ueber die breiten Treppen des Louvre steigt jetzt an jedem Tage die Menge der Schaulustigen auf und nieder; denn die kostbarste Leinwand, strahlend von den unvergänglichen Farben der Meister, bekleidet die Wände seiner Galerien. Das Schloß der stolzen Medicäerin gehört dem Volk; der Bauer in seiner ländlichen Tracht, der Arbeiter in seiner blauen Bluse ist willkommen in der Salle Carrée und im Apollosaale, in diesen prächtigen Zimmerreihen mit Parquetböden, Plafondmalereien, Marmorgesimsen und vergoldeten Thüren; in diesen königlichen Gemächern, wo „die Erzählungen der Königin von Navarra" erzählt wurden, wo Maria Stuart, die weiße Königin, den süßen Strophen Ronsard's lauschte, und in die Scheidegrüße des Mittelalters, das mit Heinrich IV., Frankreichs letztem Ritter, starb, das erste Morgenroth von Frankreichs classischer Dichtung spielte.

Die Tuilerien, von den Bourbonen niemals sehr geliebt, gehören dem Kaiser, dem Kaiserthum. Wo einst der Thron Ludwig's XIV. gestanden, da präsidirt heute Napoleon III. den

Sitzungen des Staatsraths. Das Blau und die Lilien sind verblaßt, verschwunden. Wer spricht von ihnen noch, als der letzte Bourbone in Froschdorf? Wo Ludwig XVI., dieser Märtyrer der Revolution, seine letzten Schmerzensjahre lebte, litt und büßte, da dehnen sich jetzt die großen Festsäle, die Gemächer des feierlichen Empfanges, die Zimmer der Neujahrsgrüße — alte Räume mit neuen Tapeten und neuen Namen: der Salon des Ersten Consuls, die Treppe des Kaisers, der Perron des kaiserlichen Prinzen. War es nicht Robespierre's Fuß, der diesen Perron, diese Treppe, diesen Salon des öftern getreten hat? Die Nationalversammlung tagte hier, dann der Convent und der Wohlfahrtsausschuß. Hier, auf einem Tische, lag Robespierre mit zerschossenem Kinnbacken; hier starb die Revolution. Und hier, zu ebener Erde, in den Gemächern Maria Antoinette's, lebt jetzt der Kaiser; hier ist sein Arbeitscabinet, sein Schlafzimmer — armer Mann, ob er wol schlafen kann? — sein Privatsalon. Die ehemalige Wohnung der Herrscher von Frankreich, welche in den Tuilerien residirten, war in dem der Seine zunächstliegenden Theil, dem Pavillon de Flore. Aber von den fünf Bewohnern des Pavillons de Flore starb nur einer im Besitz des Throns: drei starben im Exil und einer auf noch schrecklichere Weise. Vielleicht waren es diese Vorbedeutungen, welche den Kaiser bewogen haben, den Theil des Mittelbaues zu wählen, welcher ganz von Blumen und Rasen umgeben ist. Eine Treppe führt auf die Terrasse hinab; hinter der hohen Glasthür sieht man die schimmernden Küraſſe und Federbüsche der Centgardes, und dort im Tuileriengarten den Kastanienbaum, der immer früher als die andern, am 1. März, grün wird, zum Andenken an die Rückkehr des Kaisers von Elba!

Orangendüfte wehen jetzt im Tuileriengarten, im Schatten der Bäume sitzen hübsche Damen auf zierlichen Stühlen, und überall spielen die Kinder. Aber wer kann es vergessen, daß hier einst die treuen Schweizer bluteten für einen König, der nicht der ihre war, dem sie aber Treue gelobt und geschworen; wer vernimmt nicht aus geisterhafter Ferne die Klänge patriotischer Hymnen; wer sieht sie nicht noch einmal schattenhaft vorüberziehen die feierliche Procession zum Feste des höchsten

Wesens? Das Schaffot baut sich auf vor unsern Augen, indem wir heraustreten auf den Concordienplatz, dort, wo der Obelisk von Luxor steht und die beiden Brunnen rauschen. Heute ist alles gesühnt, heute ist alles vergeben. Im Sonnenschein liegt der schönste Platz der Welt; die Seine glänzt, mit bunten Wimpeln bedeckt, und die Baumgruppen der Champs-Elysées blühen und duften. Am jenseitigen Ufer aber erheben sich die stolzen Gebäude des Quai d'Orsay, alle jene vornehmen und stillen Palais, deren Rücken sich gegen den Faubourg St.-Germain kehrt, während um ihre marmornen Stirnen das feine Lächeln des Geheimnisses, der gedämpfte Schimmer der Hoheit spielt. Hier wandelt noch immer der Geist Talleyrand's, jenes erhabenen Staatsmanns, welcher die Kunst, das nicht zu sagen, was er dachte, besser besaß als irgendein anderer, und einst einer Dame, als sie ihn um die Erklärung des Wortes „Nicht-Intervention" bat, sehr richtig bemerkte: „Madame, Nicht-Intervention ist ein diplomatisches und räthselhaftes Wort, welches ungefähr dasselbe bedeutet als — Intervention."

Ein Uhr mittags.

Jetzt sind die Diplomaten an der Arbeit, das heißt auch immer im Sinne Talleyrand's: da sie, wie man uns sagt, am meisten bei der Arbeit sind, wenn ihre officielle Geschäftsstunde nicht ist. Stattliche Kutschen halten vor den Palästen des Quai d'Orsay, mit Kronen und Krönlein am Schlage, mit muthigen Rennern, die ins Gebiß schäumen, und mit corpulenten Kutschern, die hoch oben auf ihrem Sitz schlafen. Hier und da schildert eine Bärenmütze; durch die Blumenparterres schwirren die Käfer und die telegraphischen Depeschen. Welch ein Bild des Friedens — welch ein Idyll für die Spaziergänger, diese Ruhe, dieses diplomatische Schweigen! Und doch sind es diese Häuser, die den Lärm in der ganzen Welt machen; an welchen ungesehen Millionen Augen hängen und unbemerkt Millionen Ohren lauschen! Zu ihrem Unglück, daß sie so wenig hören, und daß das, was sie hören, so oft falsch ist! Denn, chapeau bas, meine Herren, dies ist das Ministerium des Aeußern, und dies hier, dieses stille, kleine Gebäude, halb verborgen hinter den Bäumen und Büschen seines eigenen Gartens, ist das Präsidentschaftshotel. Obwol zwischen seinen beiden prunkenden Nach-

barn, dem Ministerium zur Linken und dem Palais der Ehrenlegion zur Rechten, bescheiden zurücktretend, hat dieses Hotel doch in dem eigentlich kaiserlichen Paris immer die bedeutendste Rolle gespielt. Eine lange und stattliche Allee beschattet die Auffahrt von der Rue de Lille, welche zu einer breiten, glasgedeckten Treppenflucht und dem prächtigen Vestibule führt. Der größte Luxus herrschte im Innern dieses fürstlichen Gebäudes, vereinigt mit dem äußersten Geschmack, solange der Herzog von Morny, der Sohn Hortensia's, der Halbbruder des Kaisers, darin residirte. Neben dem großen Ballsaal befand sich eine berühmte Gemäldegalerie, in welcher die guten alten Bilder der Holländer in ihrem kräftigen Braun und Licht neben den warmen Farben der südlichen Maler, die Rembrandts und die Teniers neben den Murillos und den Velasquez, die Watteaus neben den Meissonniers glänzten; und durch die Salons, schimmernd von Gold und Scharlach, wogte nicht nur die officielle Welt, sondern auch die Dichter, und die Künstler waren darin immer willkommene Gäste. Hier wurden die geistreichen kleinen „Proverbes" und die hübschen Vaudevilles aufgeführt, welche der Herzog gedichtet und componirt hatte, und hier machte die Honneurs eine der schönsten Frauen von Paris, eine Russin von Geburt, aus dem Hause der Trubezkois, welche der Herzog kennen gelernt, als er in außerordentlicher Mission und mit außerordentlichem Pomp der Krönung des jetzigen Kaisers von Rußland beigewohnt (1857). Acht Jahre später (10. März 1865), auf der Höhe seines Lebens und seiner glänzenden Laufbahn, ereilte ihn der Tod. Da schnitt sich die schöne Fürstin das lange Haar ab und legte es dem Gemahl in den Sarg; da wanderte für einige Wochen das erstaunte Paris durch diese Säle; da hörte man, wo bisher nur Wohllaut von Musik und Poesie gewesen, den Hammer des Auctionators; da zerstreuten sich die liebevoll gesammelten Schätze der Galerie in die Welt, und am 1. September 1865 bezog ein anderer Napoleonide, natürlicher Sohn des ersten Kaisers, der Graf Walewski, das Präsidentschaftshotel.

Sein Nachbar zur Rechten — wir deuteten es schon an — ist das Palais der Ehrenlegion: Tempel des Ruhms, nachdem es so lange ein Tempel der Thorheit und, wenn es denn gesagt

sein muß, der Schande gewesen ist. Ich spreche nicht von Politik; fern sei das von mir. Aber wenn die Bücher ihre Schicksale haben, warum sollen nicht auch die Häuser die ihrigen haben? Und dies Palais, was es auch jetzt vorstellen mag, war (wir verdanken den „Rues de Paris" des gelehrten Herrn Fournier unsere Notizen) ein Haus, nicht besser und nicht schlechter als andere Häuser, bevor die „Gloire" mit ihrem Zauberstab es berührte. Ein sauberes Haus, ein schmuckes Haus, gegründet von einem Landsmann, und — wenn er noch lebte, ich wette, Mitglied des preußischen Herrenhauses: dem Prinzen von Salm, einem veritablen „Grand-Seigneur" und guten Mann übrigens, welcher hier sein Fürstenthum zuerst versetzte, dann vertrank und zuletzt verspielte; hierauf, als die Zeiten sich änderten, Bataillonscommandant der Nationalgarde, Revolutionsmann und Anführer jener dreitausend, welche zu Felde zogen gegen die Invaliden und fünf Stunden lang Krieg führten gegen die Gräber in ihrem Dom. Armer Mann, dessen Tapferkeit gegen die Todten ein so beredtes Zeugniß ablegt für seine Sanftmuth gegen die Lebenden, und der doch geköpft wurde — einen Tag vor dem Sturze Robespierre's! Dem deutschen Prinzen folgte der französische Gauner, der sich Graf oder gar Marquis von Beauregard nannte, wiewol jedermann wußte, daß er der Friseur Lieuthrand war. Natürlich! — was war zwischen dem 9. Thermidor und dem 18. Brumaire nicht alles möglich in Frankreich. Den Reichthum, den dieser Marquis auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Diebstahls, unter dem Titel von Armeelieferungen gemacht, vergeudete er in sinnlosen Festen, über die schon damals ganz Paris lachte, und an seine Maitresse, der er einen Gehalt von täglich 10000 Thalern zahlte — „pränumerando". Doch auch seine Stunde schlug: wie die Thorheit auf der Guillotine, so endete die Schmach auf der Galere, und dann kam der Kaiser und schrieb mit eiserner Hand und goldenen Buchstaben auf den Frontispiz dieses Palastes die Worte: „Honneur et Patrie", und von dort aus gehen nun all die kleinen und großen Kreuze, die Sterne, Bänder und Schnüre, welche die Männer „in Ilium und außer Ilium" so glücklich machen — nicht weniger glücklich darum, daß die „Ehre" neuerdings in Frankreich so wohlfeil geworden.

Man hat berechnet, daß die Gesammtzahl der Mitglieder dieses Ordens sich „nur" auf 61000 belaufe; doch soll man nicht vergessen hervorzuheben, daß unter den 66 Großkreuzen, welche zunächst für die Souveräne bestimmt sind, sich nicht weniger als 12 Mitglieder des Instituts von Frankreich befinden; daß die 300 Großoffiziere 22 und die 1500 Commandeure 40 Mitglieder des Instituts in sich begreifen. Diese Hochachtung, welche die neue Ordnung der Dinge in Frankreich überall der Wissenschaft und der Literatur erweist, ist vielleicht ein kluger, aber nichtsdestoweniger ein sehr ehrenwerther Zug — eine von den großen Lehren der Revolution, welche auch auf dem weiten und unermeßlichen Gebiete des Verdienstes die „heilige" Gleichheit proclamirte.

Dicht neben dem Hause mit der zweifelhaften steht, Wand an Wand, ein Haus mit durchaus intacter Vergangenheit: das Hotel der preußischen Botschaft; ein wenig nüchtern, ein wenig ernst, ein wenig kalt in dieser Nachbarschaft, die erst neuerdings respectabel gemacht werden mußte; mit kaum einer andern Erinnerung, als an den braven Prinzen Eugen Beauharnais, der einst hier gewohnt, und fast ohne jede Sehenswürdigkeit, als die der Fresken Giraud's und der Gobelins, die der Kaiser dem Sohne Josephinens geschenkt. Von einer weit reizendern Tournure, kokett, zierlich, ein kleines Bijou der Baukunst, ist das österreichische Botschaftshotel. In der That stammt es aus den ersten Jahren jener lustigen Wirthschaft, wo man den Anfang in der glorreichen Kunst machte, seine Schulden mit Papier zu bezahlen; es kam früh genug, um noch theilzunehmen an des Regenten fröhlichen Festen, war Zeuge von Law's Genialitäten, die Frankreich an den Rand des Bankrotts brachten, und beherbergte einen oder zwei seiner Freunde, den schweizer Baron Hoguer, der es ruinirt, proscribirt, flüchtigen Fußes verlassen mußte, und den schwedischen Minister Grafen Görtz, der am 13. März 1719 zu Stockholm öffentlich hingerichtet wurde. Nun sind ein und ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen und wiederum sieht der Salon des ehemaligen Hôtel Rothelin die große Welt von Paris, ja mehr als dies: weiß sie zu fesseln und — große Kunst in diesem Jahrhundert der Langeweile — zu amusiren, ist geistreich,

erfinderisch, pikant und gibt, in dieser ihrer eigenen Stadt, der Mode Gesetze! Das ehemalige, historisch gewordene Hotel der österreichischen Gesandtschaft in der Chaussée d'Antin ist längst von seiner Stelle verschwunden und seinen Park zerschneidet die Rue de Lafayette, jene breite, stundenlange Straße, welche schnurgerade von der Place de la Trône, dem Kernpunkt der äußern Boulevards, bis mitten in das Herz der innern Boulevards läuft, alle Hindernisse vor sich niederwerfend, mit einer Kaserne beginnend, an der neuen Oper mündend — duas tantum res anxius optat. Traurig nicken die alten Bäume über die hohen Bretergerüste, welche zwischen der Rue Lafitte und der Chaussée d'Antin (in der Nähe des Rothschild'schen Hauses) den dem Untergang geweihten Park umschließen; bald werden Gebäude, die von der Vergangenheit nichts wissen, den Platz bedecken, wo die Fürstin Pauline Schwarzenberg unter den stürzenden Balken des Ballsaals den heldenhaften, aber gräßlichen Tod starb für ihre Tochter, nachmalige Fürstin Windischgrätz; dieselbe, die am 1. April 1810 aus den Flammen gerettet, nur für ein nicht minder tragisches Ende bewahrt zu sein schien: sie fiel zu Prag am 6. Juni 1848 als erstes Opfer der Revolution, von einer Kugel durchbohrt, am Fenster, in ihrem eigenen Palais. . . .

Es schlägt zwei Uhr nachmittags.

Das ist die Stunde der Sitzungen für die Akademie, der Debatten für die gesetzgebende Körperschaft. Treten wir jetzt in das ehemalige Palais Bourbon, so sehen wir in den Vorsälen die Statuen von Mirabeau, dessen Donnerwort die Revolution entfesselte, und von Casimir Périer, der sich vergeblich bemühte, sie in die bequemen Ufer bürgerlichen Juste-Milieus einzudämmen. Aber ihre Wuth ist seitdem wieder einmal hinübergebraust, und die Basreliefs, welche den König Ludwig Philipp darstellen, wie er die Verfassung annimmt und die Fahnen vertheilt, sind unter grünen Draperien verschwunden; für die Kunst, um nur davon zu reden, kein großer Verlust, denn überall, sogar in den Kirchenfenstern von St.-Denis, diesen Frack mit hoher Taille und kurzen Aermeln (Mode der dreißiger Jahre) zu sehen, war wirklich nicht erbaulich. Das Kaiserthum bevorzugt das antike Costüm, dessen weite Falten

so vieles verhüllen, und die Allegorie, diese Bildersprache, die immer ohne Seele, zuweilen sogar ohne Geist ist. Die Freiheit, die öffentliche Ordnung, das Gesetz und die Genien des Handels, des Friedens, des Kriegs, der Beredsamkeit: das sind die Schutzgottheiten, unter welchen, im halbrunden, säulengetragenen Saale die Repräsentanten von Frankreichs 37 Millionen sitzen; Männer, von denen man einige hundert nicht kennt, und einige zehn oder zwanzig, die politischen Charakterköpfe der Gegenwart, niemals vergessen wird. Hier ist Favre, jener kleine Mann mit dem starken, bedeutungsvollen Kopfe, hier Ollivier, Garnier-Pagès, — hier Thiers, Kämpfer nicht für die beste Sache, aber doch ein Kämpfer. Einer der ersten stand er auf der neuen kleinen Tribüne von Acajouholz; denn ihr wißt, daß man den Marmor mit den „historischen Erinnerungen" für zu gefährlich erachtet hat. Nun — Marmor oder Holz: die Stimmen dieser kleinen Schar werden fortfahren, das Gebäude — wenn auch nicht die Welt — zu erschüttern; denn es ist nicht die Tribüne, welche die Gaben der Beredsamkeit verleiht. Würde man sonst den Ministern nicht lauter kleine Tribünen gegeben haben, statt der Bänke?

Doch ist, wenn man die Wahrheit sagen soll, der Napoleonismus fest und tief gewurzelt in den Herzen der Franzosen. Die Traditionen desselben lebten fort während der langen Zwischenzeit, wenn auch noch so verborgen, in den Kammern, der Armee, den Ministerien, bei den hohen Functionairen, im Volk, im Volkslied, in der Poesie, in den Romanen, auf den Theatern, in allen Herzen, überall — wie eine heilige Erinnerung, wie eine Sehnsucht, wie ein Traum; „die kaiserliche Garde stirbt nicht!" — und bei dem ersten mächtigen Appell stand sie wieder auf den Beinen, Gewehr bei Fuß und mit den alten Bärenmützen, welche die großen Schlachtfelder gesehen. Vergebliche Hoffnung, zu glauben, daß sich etwas von dem wiederherstellen ließe, was die Revolution abgethan; wer gegen den Imperialismus kämpft, ob er nun Legitimist oder Orleanist sei, der kämpft für die Republik. Zwischen diesen beiden einzig legitimen Söhnen der Revolution wird die Zukunft entscheiden; der eine, den man ihren ungerathenen Sohn nennen mag, wenn man will, wird sich nicht bessern, und

wenn er auch die „Krönung des Gebäudes“ noch einmal vornehmen wollte; der andere, ihr verstoßener Sohn, die Arme rußig, die Hand mit Schwielen bedeckt, das Gesicht von Flammen beleuchtet, wächst heran, stumm und trotzig, indem er die Kraft in seinen Sehnen fühlt. Aber doch besteht ein starkes Band, eine Sympathie zwischen ihnen, und bis zu einem gewissen Grade eine Solidarität der Interessen; sie spüren in sich das Blut der Mutter, die sie geboren.

Der Fremde, der nach Paris, nach Frankreich kommt, in dieses Land, wo die Presse geknebelt, das Wort gebunden, das Recht der Versammlungen aufgehoben und der Gedanke selber bedroht ist: der wird sich wunderbar betroffen fühlen durch einen Contrast des öffentlichen Lebens dort und bei uns, welchen man sich nicht stärker, nicht schneidender vorstellen kann. In unsern Städten, wo leidliche Freiheit herrscht, zu sagen, zu schreiben oder wenigstens zu denken, was man will: welch eine Rangverschiedenheit, welch eine ängstliche Beobachtung der gesellschaftlichen Stufen bis in die kleinsten, die lächerlichsten Verhältnisse, welch eine angeborene, unvertilgbare Ehrfurcht vor gewissen Zeichen, Titeln, Uniformen, — welch ein himmelweiter Abstand! In Versailles und zu Ludwig's XIV. Zeiten hätte man nicht peinlicher sein können. Nun aber tretet von dem rechten auf das linke Rheinufer und merkt auf den Unterschied. Da werdet ihr in jedem Kaffeehause den Mann in der Bluse ganz einträchtiglich sitzen sehen neben dem Manne mit den Sternen und der Schärpe; die vornehme Dame, welche im Tuileriengarten oder in den Champs-Elysées spaziert, wird es nicht unverschämt finden, wenn die Arbeiterfrau es wagt, dicht neben ihr Athem zu schöpfen, noch wird es der große Herr, und wenn er Minister Seiner Majestät wäre, für irgendwie zweifelhaft halten, daß auf der Straße jeder Mensch gerade so gut ist als er selbst! Und nun gar erst vor dem Theater, auf den Bahnhöfen, vor irgendwelchem Eingang und in irgendwelchem Gedränge: welchem Franzosen würde es wol einfallen, „das heilige Gesetz der Queue“, dieser unaufhörlich wiederholten Anerkennung des selbsterworbenen Platzes, antasten zu wollen? Nicht blos der Anstand verbietet es ihm, sondern ebenso sehr das Gefühl der allgemeinen bürgerlichen Gleichheit,

welches alle Schichten der französischen Gesellschaft durchdrungen hat und den Fremden, der Paris betritt, anweht wie Luft aus einem andern, wärmern Lande; es ist die große, die unverlierbare Erbschaft der Revolution. Eine tiefe Kluft liegt zwischen dem Frankreich, von dessen Grafen Beaumarchais gesagt: „Er gab sich die Mühe, geboren zu werden", und dem Frankreich, dessen Soldaten Napoleon in die Schlacht führte mit dem Ruf: „Jeder von euch trägt den Marschallsstab in seinem Tornister" — eine Kluft, die sich nicht mehr ausfüllen läßt. Das ist es, was in diesem Paris uns unaufhörlich zu begleiten scheint; wir sehen es, wir hören es überall — es liegt in der Luft, es geht auf der Straße, die Steine predigen es, und die bunte Menge, welche durch diese grandiosen Entfernungen circulirt, reitet, fährt, flanirt, sie zeigt es uns in tausend ewig neuen, wechselnden, farbenreichen Bildern. Die große Laufbahn des Reichthums, des Ranges, der Ehre ist für jeden; es gibt keinen Unterschied als den des Talents, das zwar auch geboren wird wie der Graf des Beaumarchais, aber doch zum Glück nicht erblich ist und keinem den Weg sperrt. Mit dieser bestimmten Aussicht, das Ziel immer vor sich, beginnt an jedem Morgen aufs neue die Arbeit, das Ringen und Streben auf diesem weiten Kampfplatz: Paris. Jeder respectirt seinen Nebenmann; wer kann über Ungerechtigkeit klagen, wo der Weg offen ist für alle? Der Turco in seiner phantastischen Tracht und weißem Türkenbund, der Zuave mit dem sonnverbrannten Gesicht, der Jäger mit den weißen Gamaschen, und der Grenadier mit den rothen Hosen — fremde Gestalten für unsere Augen, wenn sie hier und dort aus der Menschenmenge auftauchen: bescheiden, aber mit festem Schritt gehen sie dahin; sie fühlen den Marschallsstab Napoleon's im Tornister. Der kleine Commis aus der Rue Richelieu, der Bäckerjunge, der Maurerlehrling mit der Kelle — was hindert sie, zu hoffen und zu träumen? Die Namen der Straßen, durch welche sie gehen, rufen es ihnen zu; die Standbilder, die Monumente wiederholen es ihnen täglich, was aus Leuten ihresgleichen geworden. Jener Eugen Libau, dem der Marschall am Tage des Malakoffsturms die Fahne in die Hand drückte mit diesen Worten: „C'est le drapeau signal; partez!" — und der dann

ging und die Fahne auf dem Thurme aufpflanzte, und starb, und nun ein Denkmal bekommen hat: war er aus besserm Stoff gemacht als sie? Und der Schüler der Sorbonne, der die großen Namen der Staatsmänner, Minister, Akademiker an den Straßenecken liest, weiß auf blauen Schildern: darf er nicht glauben, daß auch sein Name einst dort gelesen werde, und wenn er auch nur der Sohn eines Weinschenken oder Tagelöhners wäre? Und der junge Poet, der aus der Provinz kommt, mit einem Manuscript vielleicht in der Tasche und zahllosen Gedichten in der Seele: wird er sich über den ersten Miserfolg nicht trösten, wenn er an der Fontaine-Molière vorübergeht, und sich zu neuem Eifer aufraffen, wenn er die Dichterbilder des neuen Louvre sieht? Diese Stadt ist wie ein großes Buch, und jede Straße darin ein Blatt, auf welchem eine nationale Berühmtheit verzeichnet ist. Diese Methode, Geschichte zu schreiben, ist nicht nur sehr wohlfeil, sondern von unberechenbarem Einfluß auf das Volk. Sie stachelt den Ehrgeiz an, der jedem Verdienst seine Lorbern verheißt; der diese Welt von Paris in so großer, so mannichfaltiger, so ungeheuerer Bewegung erhält; der ihr diese zauberisch-schönen Farben leiht, der sie all diese unnachahmlichen Künste lehrt; der ihre Läden, ihre Magazine, ihre Straßen, ihre Kaffeehäuser, alles, was sie berühren, so glänzend, so reizend, so verführerisch macht; aber er ist es auch, der ihnen immerfort zuruft: „Seht da, die große Nation!“ Er ist es, der diesen Invaliden, alt, gebeugt, an der Krücke, die Brust mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt, zu der Vendômesäule führt, um mit zitternder Hand einen Kranz von Immortellen an das Gitter zu hängen — „Souvenir“ —, ein Andenken für den Kaiser, der dort oben thront; und er ist es endlich, derselbe Zug der Seele, der den Gamin singen oder pfeifen läßt, wenn er an dieser Säule vorübergeht:

Que l'on est fier d'être Français,
Quand on voit la colonne!

Zwei Uhr nachmittags, — immer noch nicht mehr; denn um diese Zeit, wo ganz Paris in Thätigkeit ist, sei es in den Kammern, sei es in den Gerichten, sei es in den Schulen

oder in den Werkstätten: da vergehen die Stunden nicht so rasch.

Nun wandern durch die weiten Hallen des Justizpalastes und durch den steinernen „Saal der verlorenen Schritte" die Juristen, die Advocaten, die Herren von der Barre, in schwarzen Talaren, mit weißen Bäffchen und hohen Mützen — wie bei uns die Pastoren, aber unter dem Arm mit „Servietten", wie man ihren Actenfascikel im Jargon nennt. Auch sie treten historischen Boden: dieselben Steine, auf welchen einst die Angeklagten der Revolution, Marie Antoinette und Charlotte Corday vor ihren Blutrichtern gestanden; dieselben Höfe, über welche die Girondisten, noch trunken von ihrer Begeisterung und ihrem letzten Mahle, zum Richtplatz geführt wurden. Bessere Richter sitzen jetzt in diesen Sälen, zu welchen man freilich auch jetzt noch, wie der Volkswitz sagt, nicht ohne drei Dinge gehen soll: „einen Sack voll Papier, einen Sack voll Geld und einen Sack voll Geduld". Aber darin macht Paris, soviel ich weiß, keinen Unterschied von irgendeiner andern Stadt der Welt.

Nun ist auch die Stunde, wo in einem andern Theile der Stadt und in einem andern Gebäude, von der Form eines kleinen griechischen Tempels, ein großer Spectakel gemacht wird, ein wahrer Heidenlärm. Alle Tage — die christlichen, und wenn ich recht berichtet bin, einige jüdische Sonn- und Festtage ausgenommen — versammeln sich hier nämlich an die tausend Götzendiener; eine Glocke gibt das Zeichen für den Beginn ihrer Andacht. Und glaubt nur ja nicht, daß sie zu heimlichen Versammlungen gezwungen seien: nein, am hellen Mittag, und im belebtesten Theile der Stadt feiern sie ihre Zusammenkünfte. Das gute Volk von Paris sieht sie in großen Haufen auf den Stufen ihres Tempels stehen, murrend, murmelnd, kleine Blätter in der Hand — wahrscheinlich ihre Gebetformeln — auf- und abgehend, heraus und herein, rennend, drängend, je mehr der Zeiger der Uhr vorrückt, immer erhitzter, mit entflammten Gesichtern, eine Gemeinde von Fanatikern, — tanzende Derwische würdet ihr sagen, Thugs. Nun werdet ihr euch gewißlich über eine so weit getriebene Toleranz wundern, die mitten in diesem sehr christlichen Paris täglich, öffentlich, Andachtsübungen von so bedrohlichem Charakter duldet. Im Gegentheil, man hat

mir gesagt, daß dieser Cultus von oben herab sehr beschützt werde, daß er bedeutender Privilegien genieße, daß das Amt seiner Oberpriester — von denen man beiläufig vierzig zählt — ein sehr begehrtes sei, daß die reichsten Männer von Paris sich darum bewerben, und daß es dem Staat, der einen einträglichen Handel damit treibt, viele Millionen einträgt. Ihr werdet nun einen sehr schönen Begriff von dieser Religion bekommen haben, in welcher die Devoten wie toll umherlaufen und die Hohenpriester ihre Stellen bezahlen müssen; aber ihr werdet mich verstehen, wenn ich euch sage, daß der Schauplatz ihrer lärmenden Ceremonien nicht weit von jenem Palais der Rue de la Brillière sich befindet, einst das Hôtel Toulouse, heute die Bank von Frankreich; daß das Idol, welches man dort verehrt, das Goldene Kalb und der griechische Tempel der Rue Vivienne — die Börse sei!

Steigen wir auf die Galerie. Welch ein Toben unter uns, welch ein Geschrei, welch ein Chaos wuthsprühender Gesichter und geballter Fäuste! Wie es von den Söhnen Ismaël's heißt: „Und er wird ein wilder Mann sein, seine Hand wird sein gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn." Ein Gitter von Eisen, wie ein Korb, schützt die vierzig Oberpriester — agents de change genannt — vor den Angriffen der tobenden Menge. Ein Korb, ein Bienenkorb, ganz von Bienen umschwirrt, welche eiserne Beine, einen Leib von Papier und goldene Flügel haben. Das Gold fliegt davon, und das Papier, zuweilen das Eisen bleibt. Bienen — was sag' ich? Taranteln! Als ob sie alle von der Tarantel gestochen wären! Zehn Minuten zu drei. — Das Brausen und Branden wächst mit jeder Secunde, welche der Zeiger an der großen Uhr vorwärts geht. Unbarmherziger Zeiger! — unbarmherzig für so viele Hoffnungen, so viele Chancen — unbarmherzig vorwärts rückend, ob auch ein Vermögen, das Gebäude eines ganzen Lebens, darunter zusammenstürzt. Noch einmal nimmt das Hintertreffen einen Anlauf — die Hausse, die Baisse — es wühlt durcheinander, wie auf einem Schlachtfeld — Hüte fliegen, tausend Papierfetzen bedecken den Boden, und große Schweißtropfen perlen auf den Stirnen der Oberpriester — die Hälfte davon mögt ihr getrost Rabbiner nennen —

welche hin- und hergezerrt sich in dem eisernen Korb umherdrehen, bis sie schwindelig werden. Schwindelig — ja, auf der Galerie selbst scheint alles mit uns rund zu gehen — der Boden, das Parquet, der Korb, die Säulen, die Decke — und dazu ein fortwährender Donner von tausend Stimmen, welche in den höchsten Tönen schreien und rufen (ob sie niemals heiser werden?) — ein fürchterliches Brausen, wie das der Meeresbrandung. Wenn man sich die Ohren zuhält, könnte man glauben, in der großen Oper zu sein: die Agents de Change die Hände emporstreckend wie zum Schwur, und ringsumher die tobende Menge, der Chor, in allen Arten von tragischen Stellungen — drohend, flehend, angreifend, abwehrend. Und immer neue Depeschen kommen — von London: die Reform-Liga rührt sich, — von Berlin: Bismarck hat gesprochen, — von Kreta: die Türken sind geschlagen ... wehe! wehe! die türkischen Papiere! Die orientalische Frage kommt aufs Tapet: der kranke Mann wird sterben — ich bin ein geschlagener Mann; hier in Depeschen aus Florenz: Tonello wird nicht reussiren — Bravo! Es lebe die Baisse! Italiener: 54 1/4. O seht doch, wie die telegraphischen Nervenzuckungen der Welt diese tausend Andächtigen der Rue Vivienne springen und tanzen lassen; es ist ein Vergnügen für den Mann, der keine Papiere hat. — Noch eine Depesche: Transatlantisches Kabel — „der Präsident in Anklagezustand" — das kümmert uns eigentlich nicht, denn die Bonds haben noch kein Bürgerrecht im Parquet; aber um so mehr interessirt es die Speculanten, die sich nicht auf den patentirten Curszettel beschränken. Nun schlagen die grünen Flügelthüren auf und ein neuer Andrang von draußen: Amerikaner, 77, 3/4, 7/8, Geld, Brief, bezahlt, verkauft — noch einmal fliegen die Hüte und die Zettel — noch einmal ballen sich die Fäuste — stemmen sich die Ellnbogen der Hintermänner auf die Schultern der Vordermänner — noch einmal ein verzweifelter Kampf um das Gitter — die Schlußcurse — eine schrille Glocke — es schlägt drei Uhr!

Die Agents de Change stecken ihre kleinen „carnets" ein, zufrieden mit dem Tag und erschöpft von der Arbeit. Aber die Unzufriedenheit ist außerhalb des Gitters; die Gier, die

Habsucht, die Leidenschaft, die getäuschte Hoffnung, die Verzweiflung des ruinirten Spielers sind nicht so leicht zu beruhigen. Denn wir wissen es ja, „die Käufer und Verkäufer, die Wechsler und die Krämer" gehen niemals von selber, man muß sie austreiben. Nun läutet es zum zweiten mal, und nun werden sie wirklich ausgetrieben; die Börse wird geschlossen und der Raum, eben noch voll vom „tohu wabohu" des Markts, ist leer und still, todtenstill und der Steinboden ganz beschneit mit weißen Papierfetzen — Trümmer stattlicher Besitzungen, Brouillons neuerworbener Reichthümer, die morgen vielleicht auch schmelzen wie Schneeflocken. . . .

Drei Uhr nachmittags — „v'là le plaisir!" wie die Kuchenweiber rufen, die nun hier und da schon mit ihren schweren Körben und leichtem Gebäck in den Straßen erscheinen. „V'la le plaisir!" — der Corso, die kleinen, hübschen Wagen, die Fahrt ins Freie, die Champs-Elysées, das Bois de Boulogne. Ganz Paris ist nun in Bewegung. Die Boulevards strahlen und glänzen in der Helligkeit des Frühlingsnachmittags, ihre Bäume schimmern vom ersten, frischesten Grün, — die glückselige Menge wogt auf und nieder, — welch ein bunter, fröhlicher Menschenstrom! Vor den Kaffeehäusern wird geraucht, gelacht, geplaudert, Absynth getrunken. Die Omnibusse, die stattlichen Carrossen, die voitures de remise, die offenen Zweispänner und die zierlichen Coupés wirbeln durcheinander — alles drängt hinaus ins Freie, in den Sonnenschein, in das Grüne! Paris — schöne Stadt des Frühlings, wo die Rosen früher duften und die Veilchen niemals sterben! Welch einen Schimmer diese Sonne hat — und wie die Farben darin leuchten! Wie phantastisch, bis in das Blau der Himmels hinein, diese prächtigen Steinfaçaden emporsteigen, diese Kuppeln, diese Säulen im Alhambrastil, diese Mosaikfronten, diese Dächer mit den goldenen Rändern! Wie die Ladenschilder, die Firmen, die Affichen in tausend bizarren Formen an den Wänden hinaufklettern; hier von einem Balkon auf uns herabkichernd, dort mit langen Seiltänzerbeinen aus dem ersten schräg bis in den fünften Stock steigend! Das ist alles so sinnreich, so heiter und so amusant. Hier wie mit einem Federstrich in die Luft geschrieben, flimmert: „Nadar" (Nadar, ihr wißt es, ist der große Photograph, aber

laßt euch ja nicht bei ihm photographiren!); dort noch höher, noch origineller, noch toller, als sei der Blitz in seinem zackigen Laufe hängen geblieben: „Objets d'art et de fantaisies.“ Uebermüthig geniale, erfinderische, immer Neues schaffende Phantasie von Paris! Und unaufhaltsam drängen die Menschen und die Wagen hinaus — die vornehmen Damen vom Quartier St.-Germain in den orthodoxen Equipagen, die schönen Damen vom Quartier Bréda, weniger orthodox sowol in ihren Wagen als in ihren Ansichten, mit einem Pudel auf dem Rücksitz, roth oder blau gefärbt im vergangenen Sommer — wer weiß? vielleicht mit Goldpuder bestreut im andern. Alles rollt und reitet und pilgert hinaus und von allen Seiten. Halt! — welch ein Zusammenstoß? Taschentücher und Hüte in Bewegung — vier Pferde — Vorreiter — eine Dame in reicher Toilette, mit feinem Gesicht, mit müden, blauen Augen — die Kaiserin Eugenie! — Ein lautes Vivat, das sich durch die Menge fortpflanzt. „Es lebe der Kaiser!“ In einem leichten Wägelchen, von zwei wackern Braunen gezogen, fährt er vorüber, selber kutschirend, und wie ein guter Kutscher nach beiden Seiten mit der Peitsche die Honneurs machend. Der kaiserliche Prinz folgt, ein hübscher Knabe mit intelligentem, wohlwollenden Gesicht — und wie er reiten kann! In gesprengtem Galop, mit dem Stallmeister zur Linken und dem Bedienten hinter sich; und nun schließt sich die Phalanx, und in ununterbrochenem Zuge gehen die Wagen, die Damen und die Pudel vorüber — ein Schauspiel, das man als Fußgänger umsonst und wenn man einen geflochtenen Stuhl vorzieht, für zwei Sous haben kann.

Aber wie sehr haben sich meine schönen Elyséeischen Felder verwandelt! Kaum, daß ich sie nach den zehn inzwischen verflossenen Jahren wiedererkenne! Wo damals ein grünes Labyrinth war und Wasser und Rasenflächen und große Bäume, da stehen jetzt Steinmassen und Boulevards. Wo ich damals in schattigen Waldwegen ging, auf diese kleinen Damen von Paris deutsche Gedichte machend (ich war damals so viel jünger, meine Herren!), da stehen jetzt gewaltige Hotels, die ich nicht wiedererkenne. Dort, über der Straße, hoch an der Giebelseite sehe ich ein Schild und darauf lese ich die Worte: „Hôtel

Meyerbeer" — es ist das Haus, in welchem er gestorben. — Nun sagt mir, meine lieben Landsleute, was hat die Stadt, in der er *geboren* worden, für seinen Namen gethan? Wo ist die Meyerbeerstraße, die ich schon so lange suche? Wo ist sein Denkmal? Wo ist Lessing, wo ist Goethe, wo ist Mendelssohn, wo ist Stein, wo Hardenberg! .... Aber es ist wahr, wir sprechen nicht von Berlin, sondern von Paris, und nicht so sehr von Paris in diesem Augenblick, als von den Champs-Elysées, obwol diese nun auch fast ganz schon zu Paris geworden. Die großen Boulevards Beaujon und Monceaux haben den Park zerschnitten, in welchem einst der Herzog Egalité lustige Feste feierte, als er noch Herzog und nicht Egalité war; und sie haben das seltsame, mystische Haus zerstört, in welchem ein anderer Herzog im Exil lebte, der Herzog von Braunschweig. Hier wohnte Balzac; das Haus ist verschwunden, aber die neue Straße heißt: Rue de Balzac. Hier dichtete Béranger seine letzten Verse:

Frankreich, ich sterbe! Leise naht die Stunde,
Die mich heimruft; doch soll *dein* Name sein
Das letzte, was da schwebt auf meinem Munde,
Denn treuer liebte keiner dich — o nein!

Auch *das* Haus ist nicht mehr; aber die Passage-Béranger ist geblieben Hier lebte, vor dem Sündenfall, Lola Montez; und hier, von diesen Bäumen beschattet und verborgen, mit dem Ausblick in einen duftenden Garten, war das kleine Hotel der Gräfin d'Agoult, ein reizender Backsteinbau, heiter, originell und malerisch — eine Villa, weitab von Paris, ein Salon, wo sich oftmals um eine der geistvollsten Damen viele von den größten Berühmtheiten versammelten.

Doch auch dieses Asyl der Anmuth und des Geistes gehört der Vergangenheit an; wenn man jetzt die Einsamkeit und das Grün haben will, so muß man es jenseit des Triumphbogens suchen.

Häusermassen, zum Theil noch im Entstehen, bedecken den Weg, den man öffnete, indem man das Trocadero sprengte: die Avenue und den Platz des Königs von Rom. Alte, Napoleonische Erinnerungen verbinden sich mit dieser Gegend,

und der jetzige Kaiser, der in dieser Beziehung sehr viel gelernt und nichts vergessen, hat sie aufs neue wieder im Namen aufleben lassen. Hier, auf der „Montagne de Chaillot", wo man einen weiten und imposanten Blick gegen das Panorama von Paris hat, wo die Seine fließt, wo der Pont de Jena steht und die Ebene des Marsfeldes sich ausdehnt: da, nach der Geburt des Königs von Rom, beabsichtigte der erste Kaiser das „Palais du Roi de Rome" zu bauen, welches in Pracht und Ausdehnung die schönsten und größten Gebäude der Welt übertreffen sollte. Schon waren die Grundmauern gelegt, als das Unglücksjahr von 1812 diesen und so manchen andern stolzen Plan unterbrach; und als Napoleon heimkehrte aus Moskaus Brand, wo zum ersten mal die Stimme des Herrn zu seinem Gewissen geredet, und aus Rußlands Schneefeldern, die mit den Trümmern der Großen Armee bedeckt waren: da sehnte er sich, für einen Augenblick, nach Ruhe und dachte statt des Palais nur noch an ein „Sanssouci". Aber auch ein solcher Ruheort sollte ihm nicht beschieden sein; gewohnt, das Schicksal zu commandiren, forderte er es noch zwei mal heraus — die Antwort war: Leipzig, Waterloo; und statt Sanssouci: St.-Helena! Nun sanken die Grundmauern wieder in die Erde zurück, und die Restauration nannte diese Anhöhe, zum Andenken an die einzige Waffenthat des Herzogs von Angoulême und den Ort, wo er die spanische Freiheit unterdrücken half: Trocadero. Sechzehn Jahre später, als die Julidynastie in der Blüte ihrer Macht stand und, im Jahre 1840, die Asche des Kaisers von St.-Helena zurückgeführt ward, um „ein Grab an der Seine" zu finden: da dachte man noch einmal an das Trocadero. Monsieur Vitet, derselbe Architekt, der das Palais des Königs von Rom hatte bauen sollen, schrieb damals (in der „Revue des deux Mondes", 1. Sept. 1840): „Dort ist es, wo Napoleon die Wohnung seiner entstehenden Dynastie erbauen wollte; dort sollte seine erloschene Dynastie mit ihm begraben werden. Er würde dieses neue Paris beherrschen, dessen Schöpfer, sozusagen, er geworden, diese Ufer der Seine, welche er mit einer langen Linie von Palästen bedecken wollte; zu seinen Füßen, unter seinem Blicke würde sich das Marsfeld erstrecken: das Schauspiel der Manöver würde noch seinen

Schatten erfreuen; und wenn am Morgen unsere jungen Soldaten kämen, um sich in den Anstrengungen des Waffenhandwerks zu üben, so würden sie, hoch über ihren Häuptern, diese grandiose Gestalt sehen, umschimmert von dem Feuer der aufgehenden Sonne, gleich einem strahlenden Leuchtthurm, dorthin gestellt, um ihnen den Weg der Schlachten und des Sieges zu zeigen."

Wiederum sind sechzehn Jahre vergangen. Die militärischen Schauspiele des Champ de Mars sind verschwunden, und nicht dort, sondern in der Gruft der Invaliden hat der Kaiser seine letzte Ruhestatt erhalten. Aber wo das Trocadero gewesen, auf dem Platz des Königs von Rom, steht heute nicht sein Schatten, sondern sein wieder lebendig gewordener Geist. Mit jenen Augen, die der Welt Furcht, Bewunderung einflößten und seinen Legionen abgöttische Liebe, blickt er herab auf dies Marsfeld, wo einst im Jahre 1790 sechzigtausend Menschen den Grund aufschaufelten, um Tribünen zu bauen zum „Fest der Verbrüderung", und wo neuerdings nicht weniger Hände beschäftigt gewesen sind, um den großen und staunenswerthen Schauplatz herzustellen für den Weltmarkt des Jahres 1867. Nichts mehr als der Name und die Kriegsschule, welche mit ihrer breiten und alterthümlichen Fronte die Flanke beherrscht, werden den Besucher späterer Zeiten an die vormalige Bestimmung des Marsfeldes erinnern. Wo einst der „Altar des Vaterlandes" gestanden, eine Drohung für die Welt, das Signal des allgemeinen Kriegs: da wird dann sich jener Tempel erheben, der für einen Augenblick die friedlichen Schätze der Welt umschloß, die Reichthümer ihres Fleißes und ihrer Arbeit.

Zu glauben oder uns glauben machen zu wollen, daß darin eine Garantie des Friedens läge: welch eine Täuschung! Für sechs Monate vielleicht. Aber ein Anderes, Höheres (wenn es auch in dem Curszettel nicht so hoch verzeichnet steht) scheint darin ausgedrückt zu liegen, daß — sei es durch die Logik oder die Ironie der Ereignisse — dieses Bundespalais der Völker auf den Boden gestellt ist, aus welchem einst düster und drohend die Flammen der Freiheit emporschlugen! Welcher denkende Mann, aufrichtige Freund des Fortschritts, kann, wenn er an dieser Stelle steht, die Gemeinsamkeit der mate-

riellen Arbeit zugeben, ohne sie sogleich auf das ideale Gebiet zu übertragen, wo der Menschheit höchste Interessen liegen? Nun, was kann ihm erwünschter sein und verheißungsvoller erscheinen, als diese persönliche Begegnung dichter Völkermassen, ihre directe Berührung und freundlicher Austausch von Begrüßungen, nachdem ihre besten Geister so lange schon über die Grenzen hinweg sich die Hände gegeben? Die Grenzen werden darum nicht aufhören — wenn vielleicht auch die Grenzscherereien mit Paß- und Zollvisitationen —; denn der stärkste Glaube an die Zukunft kann weder Berge versetzen, noch den Lauf der Flüsse verändern. Auch die Kriege werden darum nicht aufhören; aber sie werden wahrscheinlich einen andern Charakter annehmen, kein Dreißigjähriger, kein Spanischer Erbfolgekrieg wird mehr möglich sein: der Friede wird der Bundesgenosse der Freiheit sein, und der Krieg sich nur gegen denjenigen erklären, der sie zu leugnen wagt.

Ich bin nicht überzeugt, ob Monsieur Duruy, der Minister, an einen solchen Zusammenhang gedacht hat, als er die Worte schrieb: „Die Idee der periodischen Ausstellungen ist durchaus französisch; Frankreich, nachdem es der Welt die Idee gegeben, hat unaufhörlich und erfolgreich gearbeitet, sie zu entwickeln." Aber Monsieur Duruy, der Historiker, wird mir recht geben.

„La Patrie! La Presse! Le Petit Journal! Toutes les feuilles du soir!" Es ist vier Uhr Abends — „quatre heures du soir", denn in der Sprache der Pariser beginnt so früh schon der „Abend", diese schöne, lange Zeit des Genusses für sie, die sich bis mitten in die Nacht hineindehnt. In schweren und feuchten Ballen kommen nun die Zeitungen an und vertheilen sich über die Boulevards, die Plätze, die Straßen, bis an die äußerste Bannmeile von Paris in jene kleinen, zierlichen „Kiosks", die wie Schilderhäuser aussehen, aber mit viel freundlichern Farben, als die preußischen sie haben — strahlend bunt, zierlich, elegant, Vedetten für die Scharfschützen der Presse.

Den geringen Mann, die kleine Arbeiterin, den Kutscher und den Portier hier halt machen und seinen Sou hinlegen

sehen für sein Abendblatt, hat für mich immer etwas Fesselndes gehabt, etwas, das mein Nachdenken und in frühern Jahren sehr meinen Neid erweckte. Doch wir haben es erlebt, daß das politische Interesse gleichen Schritt hält mit den Ereignissen. Auch wir sind mittlerweile eine politische Nation geworden, und uns fehlt in Berlin, um den Straßen ein ebenso mannichfaltiges Bild politischen Lebens zu geben, nur noch der öffentliche Zeitungsverkauf, oder um die Wahrheit zu sagen: die Erlaubniß dazu. Freilich darf auch nicht verschwiegen werden — wer aber wüßte das nicht schon? — daß die Regierung in Frankreich sehr dafür sorgt, welche Nachrichten das Volk bekommen, welche nicht bekommen soll; und daß seit der Einführung der hohen Steuer für die politischen Blätter zwei- bis dreimalhunderttausend Familien aus dem Volke sich damit begnügen, das Blatt des Herrn „Polydore" Millaud zu lesen. Das ist es, was die wahren Freunde des Volks in Paris, seine Lehrer und geistigen Wohlthäter so sehr beklagen; einer der vorzüglichsten von ihnen, Rossew St.-Hilaire, sagte bei Gelegenheit der Eröffnung des neuen Lesesaals im Arbeiterverein der Avenue Lascuée: „Ich wohne in Paris, dicht bei einer ungeheuer großen Fabrik; — und am Abend, zur Zeit, wo die Werkstätten sich leeren, kann ich nicht nur den Arbeiter, sondern auch dem Lehrling einen Sou und sogar zwei sich von seinem kärglichen Lohn abziehen sehen, um sich eines dieser traurigen sogenannt populären Blätter zu kaufen, in welchen man alle schlechten Romane des letzten Jahrhunderts abdruckt, ohne von den schlechten Romanen des unserigen zu sprechen; wenn ich denke, daß dieses ungefähr die einzige für die Arbeiter bestimmte Lektüre sei, die einzige moralische Belehrung für ihn, ach! dann wird meine Seele traurig und unruhig zu gleicher Zeit."

Aber was hilft es! Die Laufbahn Cato's war nicht halb so glänzend als die Laufbahn Roccambole's. Als er gestorben war, da mußte der beneidenswerthe Verfasser auf allgemeines Verlangen ihn wieder auferstehen lassen; und „La résurrection de Roccambole" entzückte das Publikum der Souterrains, der Dachkammern, der Vorstädte und der Hallen für ein weiteres Jahr. Aber auch das war noch nicht hinreichend:

und als ich jüngst am Morgen nach meiner Ankunft in Paris ein Blatt in die Hand nahm, was anderes sollte ich da finden, als „Le dernier mot de Roccambole“ . . .? Indessen ist Monsieur le Vicomte de Ponson du Terrail ein reicher Mann dabei geworden und wir andern nomadisiren.

Sei es nun dies Journal oder ein anderes: jetzt erfüllen sich die Gärten der Tuilerien, des Palais-Royal und des Luxembourg mit zeitunglesenden Männern. Das Reich der Kinder ist zu Ende, und das der „petits verres“ beginnt.

In Perambulators, auf den Armen ihrer Wärterinnen oder an der Hand ihrer Gouvernanten pilgern die kleinen, zierlichen Geschöpfe nach Hause, deren graziöses Benehmen und geschmackvollen Anzug man nicht genug bewundern kann, wenn man auch zuweilen in Gefahr geräth, sie mit ihren Sprech- und Schreipuppen zu verwechseln, oder umgekehrt. Werden sie ihre Mutter sehen? Wahrscheinlich nicht; denn Madame — wenn sie auch nicht immer aus ist und zu Hause nur schläft, wie Mama Benoiton in Herrn Sardou's Stück — Madame hat in den 24 Stunden von Paris höchstens die beiden von 1 bis 3 Uhr frei, welche sie treulich der Toilette ihrer Kinder widmet. Und wo ist Monsieur? Bei Tag im Amt oder an der Börse, bei Nacht im Salon — ein armer Märtyrer des Geschäfts und der Gesellschaft. Aber seine Rente wächst, und Gott wird sorgen, daß auch seine Kinder wachsen. Die kleinen Engel! Er hütet sie besser, als seinen Augapfel; er schickt sie mit zwölf Jahren ins Kloster und mit siebzehn an den Altar. „Sie sind in einem Zustande paradiesischer Unschuld aufgewachsen“, sagt der Papa, „sie sind noch nicht ein einziges Mal im Theater gewesen.“ Das Unglück ist, daß eine junge Französin nur noch sehr wenig zu lernen hat, wenn sie bis zu ihrem zwölften Jahre täglich mehrere Stunden im Tuileriengarten gewesen ist! „Eine verheirathete Dame meiner Bekanntschaft, aus einer sehr reichen Familie“, sagt Edmond About in der „Vie Parisienne“, „erzählte mir, daß sie im Tuileriengarten für Geld getanzt habe. Es war ihre Wartefrau, die sie dort öffentlich producirte und die Beiträge der Zuschauer einsteckte.“

Der Platz, den die kleinen Pariser, die Pariser der Zukunft

eingenommen, nehmen nun die großen, die veritabeln Pariser ein. Die Militärmusik kommt und die hübschen Damen kommen, und ein fröhlicher Anblick ist es, alle die reizenden Toiletten, die koketten Sonnenschirmchen und die kleinen Hüte mit Bändern und Blumen unter den grünen Bäumen zu sehen, während die Sonne, tiefer und tiefer gehend, ihre goldenen Lichter in das Laubwerk sprühen läßt und hier mit einem Funken, dort mit einem Tropfen die leichten Sommerstoffe der Damen besprengt. Denn auch die Sonne ist ein klein wenig kokett in Paris.

Schöne Stunde, wenn das Abendlicht über Paris flutet — nirgends schöner als auf einem von den Thürmen, wo Paris zu unsern Füßen weit und herrlich ausgebreitet liegt.

Aber warum hat man die Büste von Blaise Pascal in die offene Kapelle des Thurms St.-Jacques la Boucherie gestellt? Als ich zuletzt hier vorüberging, vor zehn Jahren, da war noch keine Rue de Rivoli hier, kein Square, kein Gitter: plumpe Häusermassen, mitten aufgeschlitzt, schwarz und unheimlich, standen hier um die alte Kirche, welche seitdem verschwunden ist mit all den traurigen Straßenresten, die halb gestürzt und zertrümmert umherlagen. Nun ist hier einer der herrlichsten Plätze von Paris; und das hat mich nicht gewundert. Nur meinen alten Freund, den Denker von Port-Royal hier zu treffen, hat mich in Erstaunen gesetzt. Seine mächtige Stirn, von dem Abend gekrönt, seine starke Nase, sein voller Mund, für den Genuß geformt, und seine großen Augen, aus denen die Wehmuth und die Entsagung blickt — dieses ganze Marmorbild, von der sinkenden Sonne belebt, es sah mir so tief, so fragend in die Seele.

Mitten im Strudel der Welt einem vertrauten Freunde zu begegnen, dem Genossen langer, genußvoller Einsamkeiten, dem Gesellschafter bei der Studirlampe; ihn hier zu treffen, auf der Straße von Paris, und gleichsam aus der Tiefe seines Klosters rufen zu hören: sei stille!

Und soll ich es dem Leser bekennen, daß ich ganz vergaß, darüber nachzudenken: ob man das Denkmal des Philosophen hier aufgerichtet, weil er von der Höhe dieses Thurms die Gesetze der Schwere studirt, oder weil er der Erfinder der

Omnibus gewesen? Ich glaube das letztere, obgleich oder weil die Handbücher nichts davon zu sagen; denn, um mit seinen eigenen Worten von Pascal zu scheiden, „man überzeugt sich, für gewöhnlich, mehr durch die Gründe, die man selbst gefunden hat, als durch diejenigen, welche dem Geiste der andern entsprungen sind".

Die Treppe, welche sich im Innern des Thurms emporwindet, ist sehr bequem; viel bequemer, ich wette, als zu der Zeit, wo nur die geistlichen Herren und Glöckner hier auf- und abstiegen. Eine freie Luft weht hier oben auf dem Plateau und der blaue Himmel ist über uns. Welch ein Blick auf Paris! Dort, schräg über den Höhen von Meudon, steht die Sonne und im weiten Umkreis, voll und reichlich, wie in einer Schale, liegt dies Paris, deren leuchtende Ränder die grünen, blühenden Hügel, die Wälder und die Fluren sind. Wie ganz anders der Blick auf London, als dieser Blick auf Paris! London — ein düsteres, starres Stein- und Mörtelmeer, über welchem der Steinkohlenruß von fünfmalhunderttausend Schornsteinen lagert. Paris — eine lachende Terrasse mit Häusern bedeckt, Dach an Dach, Straße an Straße, Platz an Platz — klar, durchsichtig bis an den fernsten Punkt des Montmartre, heiter und freundlich noch hinaufgrüßend zu dem einsamen Wanderer, der dort oben steht, so hoch und, wie er glaubt, so unbemerkt. Ueber London zu stehen: das ist die Einsamkeit der Wüste, das ist das Inferno des Dante, das ist der Blick auf eine Welt mit dem Gefühl des completen Nichts. Ueber Paris stehen: das heißt sich mit Paris unterhalten, durch die Fingersprache, die Zeichensprache, die Augensprache; das heißt sich auf die Zehen stellen, um hier und da in eines seiner kleinen Geheimnisse zu lugen; das heißt mit einem Wort, ein klein wenig den Indiscreten spielen, um es einmal unbelauscht in seiner ganzen Schönheit zu sehen!

Still und breit und grün geht da unten die Seine ihre Bahn, vielfach gewunden, hier unter den Brücken verschwindend, dort wieder auftauchend, hier sich theilend und dort mit beiden Armen wieder ihr Paris umschließend und an sich drückend, ihr enfant gâté. Wenn die Seine Paris liebt, so liebt der Pariser die Seine nicht minder. Er liebt sie wie der Fischer

von Sorrent das Meer und der Gondoliere von Venedig die Lagune. Seht nur, wie die Straßencolonnen von beiden Seiten sich herzudrängen, um die vorüberziehende zu grüßen mit strahlendem Lächeln, mit schimmernden Fenstern, mit wehenden Tüchern (nämlich Betttüchern und anderer Wäsche, die dort zum Trocknen aufgehängt wird, — man muß immer, selbst auf einem Thurme, bei der Wahrheit bleiben!). Dort jene Insel mit den mächtigen alten Gebäuden, den breiten und den spitzen Thürmen: das ist die Wiege von Paris, Lutetia Parisiorum, und das Stadtwappen von Paris ist ein Schiff. Allerlei buntes Gefährte bedeckt den ziehenden Strom — kleine Boote mit rothen Segeln, Fracht- und Fruchtschiffe, Mühlen, Schwimmschulen, Waschhäuser, eine kleine Stadt schwimmt auf dem Wasser der Seine, bis fern hinter den letzten Brücken, wo sie sich, wie ein blinkender Faden, ins Grün zu verlieren scheint.

Und immer reicheres Gold, tiefern Purpur strömt die westwärtsgehende Sonne über die Häusermassen aus, bald eine Partie daraus ablösend, wie einen funkelnden Stein auf einem Ring, bald mit einem breiten Flammenstreifen ganze Stadttheile aus der Unbestimmtheit, der Gleichförmigkeit ihres Brauns hebend und sie in aller Farbenpracht vor den Beschauer hinstellend, von dem Concordienplatz bis zum Platze der Bastille, von den Boulevards bis zu den Hügeln des Nordens — alle Thürme glühend, alle Kirchen leuchtend, alle Paläste schimmernd, alle Straßen, alle Boulevards, alle Chausseen voll goldener Helligkeit, und alle Mauern in Licht getaucht. Dann kommt der Schatten, langsam wachsend und langsam mit seiner blauen Dämmerung das zauberische Bild bedeckend, dessen Farben nun verbleichen, dessen Contouren nun verschwimmen, dessen Andenken nun allein noch in der Phantasie fortlebt.

Der Frühlingsabend steigt herauf und breitet sein feierliches Schweigen und seine sanfte Dunkelheit über Paris. Ein dumpfer, aber voller Ton erschüttert die Luft — er wiederholt sich in immer kürzern Zwischenräumen — melodisch, wie ein Echo aus den frommen Märchen und Legenden — tief und ernst, wie die Stimme fernster Jahrhunderte — die Vesperglocke von Notre-Dame.

Es ist sechs, sieben Uhr abends; sagen wir im April.

Das letzte Roth, welches an ihnen noch hing, entschwindet den Dächern; leise noch glimmen im gelben Abendlicht die Metallbänder der Domkuppeln und die Spitzen der hohen Thürme; das Blau der Dämmerung wird grau, das Profil der Stadt scharf und eckig.

Aber schon bereitet sich ein neues Schauspiel vor. Mitten im Herzen der Stadt erscheint ein goldener Punkt, ein anderer hier, ein dritter dort, ein vierter — es ist nicht zu sagen, wie rasch sie sich folgen, sie sind nicht mehr zu zählen. Ganz Paris ist mit goldenen Punkten besäet, so dicht wie ein dunkles Sammtgewand mit Goldflittern. Bald blinzelt und zwinkert es überall; man kann sich nichts Schöneres denken, und doch kommt nun erst das Schönste. Aus den Punkten bilden sich Linien, aus den Linien Figuren; Funken reiht sich an Funken, und so weit das Auge reicht, erblickt es endlose Lichteralleen. Einige, die durch die Thalniederung gehen, erscheinen wie die reichsten Guirlanden aus funkelnden Blumen; andere, welche die Höhen bekränzen, gleichen den Umrissen phantastischer Architekturen. Ein Flammennetz mit zahllosen feinen Spiralen entwickelt sich in unserm Gesichtskreis: die Karte von Paris, in schimmernden Strichen gezeichnet; die Boulevards, mächtige Lichtstränge, zu feurigen Knoten geschürzt, wo sie sich treffen; die großen und die kleinen Straßen, Lichtfäden; die freien Plätze, starke Flammencentren, die nach allen Seiten ihre strahlenden Radien schießen — und ringsum, wie ein röthlicher Flammengürtel die Vorstädte bis zu den fernen Barrièren.

So sieht Paris aus, wenn seine 40000 Gasflammen brennen — Paris bei Lampenlicht, wenn ihre schimmernde Flut seine Schönheit schöner und jede seine Verführungen verführerischer scheinen läßt — Circe's Zauberschloß mit strahlenden Sälen voll Musik und lieblicher Frauen, mit berauschenden Irrgärten voll Lillas, Lauben und Cancans, mit Straßen voll Glanz, mit Passagen voll funkelnder Juwelen (nämlich in den Schaufenstern) und funkelnder Augen dahinter, voll sehnsüchtiger Augen davor ... und — bald hätten wir's vergessen — und mit jenen kleinen, traulichen Salons überall, wo man so .... so vortrefflich dinirt.

O, daß der beste Mensch an jedem Tage nur ein mal

diniren kann! Das ist es, was dem Fremden das Herz so schwer macht in Paris, wie Faust gesagt: „und im Genuß verschmacht' ich . . . .“ Denn wenn ich zum kleinen Véfour gehe, so kann ich unmöglich auch zum großen Véfour gehen, obgleich nicht mehr als vier, fünf Thüren zwischen dem einen und dem andern sind. Ins Palais-Royal gehen wir auf jeden Fall; denn das ist nun einmal die Phantasie der Fremden; und offen gestanden: es ist auch die meine. Dort hat mein Freund Philipp Egalité gewohnt; und ich kann mir nicht helfen, ich liebe den Mann (wenn ich ihn auch gerade nicht achten kann; aber was hat das eine mit dem andern zu thun?) — ihn, der die besten Diners gegeben, die schönsten Frauen geliebt und immer Schulden gehabt hat, der diese prächtigen Galerien hat bauen und diese weite Colonnade errichten lassen, — ihn, den civilen und artigen Mann, der sogar noch höflich gegen den Scharfrichter war, der ihn auf das Bret der Guillotine schnallte.

Eh bien, wir sind im Palais-Royal; mein Freund (diesmal nicht Philipp Egalité, sondern mein anderer Freund — dem Gott das Leben noch recht lange erhalten möge — „Bonvivant“ mit Namen und Vergnügungsreisender aus Berlin) trifft mich an jedem Tage um diese Stunde an dieser Stelle. Es muß das Palais-Royal sein, — wie Vater Crevel sagt: „ganz Ludwig XV., ganz Pompadour“. Wir sehen uns während des Tages nicht; aber am Abend vereinigen sich unsere Wege zum Diner. Es gibt kein besseres Rendezvous. Der dritte von der Gesellschaft ist ein guter Pariser, der sein Paris kennt und, beiläufig gesagt, Ritter vom Erlöserorden ist. Er will es uns aber nicht sagen, wie er dazu gekommen.

„Meine Herren“, sagt er, „wir werden bei Philippe, Rue Montorgueil, ebenso gut essen und im Café Riche vielleicht noch besser.“

Bonvivant besteht auf dem Palais-Royal.

„Beim kleinen Véfour“, sagt der Pariser, „finden wir ein hübsches Dîner arrangé, vier Schüsseln und Eis für fünf Francs . . .“

Bonvivant wird unwillig. „Wenn ich in Paris bin, so will ich nicht für fünf Francs essen. Das thu' ich das ganze Jahr.“

Bonvivant hat recht; in Paris soll man nicht für fünf Francs essen — obgleich es mir (ich bitte um Entschuldigung) beim kleinen Véfour für fünf Francs immer trefflich geschmeckt hat und — (dies unter dem Siegel der Verschwiegenheit) ihm auch!

„Gut", sagt der Pariser, „die große Vogue ist noch immer bei den Drei provenzalischen Brüdern . . ."

„Ich weiß es", sagt Bonvivant; „gehen wir dahin."

„Les trois frères Provençaux" — ich bitte um die Erlaubniß ernsthaft werden zu dürfen. Nicht halb so prächtig, die Zimmer nicht halb so hoch, und an den Wänden nicht halb so viel Gold und Spiegel, als in den Restaurants für anderthalb Francs. Aber gediegen, aber anständig, aber furchtbar theuer!

Der Pariser sagt: „Hier ist vielleicht der einzige Platz in Paris, wo Sie keine Demi-Monde sehen werden."

Bonvivant stutzt. „Gehen wir dennoch hinein!" sagt er nach kurzem Bedenken. Wir öffnen und kommen in einen langen, niedrigen Saal zu ebener Erde. — Galérie Montpensier, 9 et 11, links.

Würdige Männer mit ergrauten Häuptern treten uns entgegen, nicht überhöflich, aber anständig; männliche Matronen, würde ich sagen, wenn man das sagen könnte. Es sind die Kellner dieses Etablissements. Aber nun nenne man einmal „Garçon" einen Mann mit eisgrauem Kopf, einen Greis.

Auf das Wort des Pariser gibt eine von diesen ehrbaren Erscheinungen ein Zeichen, und die petits appartements stehen zu unserer Verfügung.

Die Treppe ist eine nüchterne Treppe im Vergleich zu den andern Treppen, die wir kennen gelernt; weniger Blumen, weniger Springbrunnen, weniger Licht — und gar keine Damen. Ein wahres Kloster.

„Hier ist alles innerlich", sagt Bonvivant.

Fürwahr: das Sanctuarium des Gourmets, wo ihn nichts in seinen profunden Betrachtungen stört.

Ein kleines Zimmer mit einem Bogenfenster nimmt uns auf — niedrig, alterthümlich, der Boden mit einem kostbaren, aber abgeblichenen Teppich, die Möbeln mit Gobelins bedeckt,

und auf dem ovalen Tisch ein schwerer Leuchter — Wachskerzen!

„Keine Damen und kein Gaslicht! Es ist magnifique!“ sagt Bonvivant. „Es ist wie in der allerbesten Klosterzelle — La Trappe, Port Royal — Chartreuse — hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen. Garçon, la carte du jour!“

Der Garçon, mit einer Mischung von Melancholie und feinem Spott in seinem Gesicht schüttelt das graue Haupt. „Il n'y a pas de cartes du jour ici, Monsieur!“

Der Pariser flüstert ihm ins Ohr: „Ich sagte es Ihnen im voraus.“ — „Lassen Sie mich doch meine Studien machen“, versetzt Bonvivant; hierauf sich wieder an Se. Ehrwürden, den Kellner wendend, fährt er fort: „Was kann man haben?“

„Alles!“ sagt der Mann mit dem grauen Haupt, und reicht uns, nachdem er einen Kasten voll prächtigen Silberzeugs und eine ganze Last Teller von dem feinsten Porzellan auf den Tisch niedergesetzt hat, die Karte des Hauses.

Schönes Buch in rothen Sammt gebunden, wie gern hätte ich dich, zum Studium in stillen Stunden, heimgebracht, in mein fernes Arbeitscabinet! Aber der graue Mann wollte davon durchaus nichts wissen, und so kann ich denn auch nur wie er sagen: „Alles!“

Nämlich: 36 Seiten für die Küche, 4 Seiten für den Keller — aber sehr lange Seiten, Kleinfolio, mit engem Text und vielen feinen Anmerkungen — ein Elzevier für den Kenner. Alle „primeurs“, die der anspruchsvollste Humor nur wünschen und Algier nur liefern kann, eröffnen das Buch in Sammt. Folgen 20 hors d'oeuvres und 33 Suppen. Unglücklicher Mann, der nicht französisch verstand und immer nur mit den Fingern zeigen konnte, was er wollte, und, da er immer auf dem ersten Blatt blieb, eine Suppe nach der andern bekam, bis er bei der sechsten ungefähr ausrief: „Die Suppen sind gut; wo bleibt aber der Braten?“ Nun, zwischen dem Braten und der Suppe kommt erst der Fisch, und hier sind 6 Manieren für den Steinbutt, 9 für den Lachs, 7 für die Seezunge, 4 für die Makrele — das nächste Blatt nennt die Namen von 46 Schüsseln Rindfleisch, darunter allein 7 verschiedene Beefsteaks und 8 Filets. Was aber sagt der Leser zu 19 verschiedenen Arten von Hammel- und 16 von

Kalbscoteletts, zu 34 Wildpretgerichten, 47 Schüsseln Gemüse und 71 Schalen Compots?

Was der Leser sagt — ich weiß es nicht; aber Bonvivant, welcher inzwischen seine Wahl getroffen, überreicht seelenvergnügt und strahlenden Auges sein Manuscript dem Kellner, indem er das große Wort spricht: „On mange partout; mais on ne dîne qu'à Paris!"

„Ist das so gewiß?" wirft der Pariser ein, der zuweilen, und namentlich vor dem Diner gern den Moralisten macht. „Sie glauben wol, daß die einzige Frage der Pariser sei: wo werde ich diniren? Ich versichere Sie, daß es Tausende und nicht von der schlechtesten Klasse gibt, die sich an jedem Tage um diese Stunde fragen: wie werde ich diniren? Ein furchtbares Problem für gar manchen, der noch so lustig auf dem Boulevard flanirt, meinetwegen mit dem Zahnstocher im Munde. Das Leihhaus ist niemals so gedrängt voll, als um diese Stunde; aber wenn man versetzt hat, was man besitzt, so hilft auch «die Tante» nicht länger aus der Noth. Sich im Frack und weißer Kravatte zu einem Freunde stürzen und ausrufen: O Gott! ich bin zu einem Diner geladen, mein Wagen steht unten und — ich habe mein Portemonnaie vergessen! — oder sich die Rechnung bringen lassen, in die Tasche greifen und bleich werden mit dem Schrei: Himmel, man hat mir mein Geld gestohlen!... wie verbraucht! Darauf bekommt man kein Diner mehr in Paris. Aber neulich machten Statisten vom Theater nebenan es nicht übel. Sie steckten sich in die prachtvollsten Bedientenlivreen, deren sie in ihren Garderoben habhaft werden konnten, kamen hierher und bestellten ein exquisites Diner für ihren Herrn, den Marquis von Rostokoff. Als das Diner fertig war, holten sie es, brachten dann das Geschirr wieder zurück und waren sogar so bedächtig, die Rechnung zu verlangen, welche der Herr Marquis am andern Tage bezahlen wolle."

Die erste und einzige Spur eines Lächelns gleitet hier über das ernste Gesicht des grauköpfigen Kellners, der eben mit der dampfenden Suppenschüssel hereintritt.

„Es ist wahr", sagt er; „aber was konnte man am andern Tage thun, als lachen!"

Dann aber, seine Würde wieder annehmend, tritt er an den Seitentisch und ruft mit feierlich gedämpfter Stimme: „Messieurs, le dîner est servi!“

Der Nuits für die Suppe, der Chablis für die Austern ist da — und nun, meine Herren, wenn's Ihnen gefällig ist, lassen wir die Gardine des kleinen Bogenfensters nieder. . . .

Hier ist alles innerlich, wie Bonvivant sagt.

Sieben Uhr, acht Uhr, neun Uhr — die Quais, die Theater, die Bälle, die Promenaden, das Leben der Nacht im vollen Gange. Lichter von allen Farben machen die Dunkelheit zum Tage, viel bunter, viel schimmernder und viel mannichfaltiger als den wirklichen Tag, kleine Lichter, große Lichter, Lichter wie Sonnen, und Lichter wie Sterne. All die prächtigen Magazine mit den hohen Scheiben verwandeln sich nun in strahlende Feenpaläste. Hat man jemals einen königlichen Gast glänzender empfangen? Persische Teppiche hängen nieder, mit allen Düften des Orients gefüllt; indische Shawls, mit Gold durchflochten, Blumenguirlanden von Fenster zu Fenster, weiße Kaschmirs in weichen, üppigen Falten, kostbare Geschmeide — Diademe, die das Haupt einer Fürstin suchen, Perlenketten, um den Hals einer Juno zu schmücken. Ganze Façaden treten in ihren Linien erleuchtet, wie lebendige Gebäude aus der Reihe der andern. Flammenschriften hängen in der Luft, Flammensäulen stehen auf dem Macadam, flammende Kioske — wie Reminiscenzen aus dem Morgenlande — auf dem Trottoir. In rosigem Lichte schimmern die der intimsten Toilette geweihten Räume von Piver und Jouvin, in grünem, nixenhaften das Aquarium mit seinen Felsgrotten und Korallenriffen, — in klarster Helle, weiß wie Tageslicht, die großen Fenster mit den neuen Büchern, den luxuriösen Bänden und Doré's Bildern. Die Gaskronen funkeln und die schwebenden Lampen glühen, und dazwischen die rothen Laternchen der Tabacksläden, die blauen Glaskugeln der Chemisten — die transparenten Affichen erzählen in großen feurigen Buchstaben von den Wundern der Pariser Nacht, und die Menschenmenge wogt auf und nieder, und über ihr, in unabsehbarer Weite, hüpfen

und tanzen die kleinen rothen und gelben Lichter der Omnibusse, wie tausend Funken, die umhersprühen, wie Irrlichter über einem Strom, wie Glühwürmchen in der Johannisnacht — im „Sommernachtstraum".

Aber der Sommernachtstraum endet mit dem Boulevard Montmartre. Jenseit desselben gibt es keine Titania mehr. Die letzten Elfen sind auf dem Boulevard Poissonnière; vom Boulevard St.-Denis und abwärts ist das Gebiet der kleinen Ouvrièren, aus der Familie von Zettel, dem Weber, und Squenz, dem Zimmermann. Dort spielt man wol noch den Löwen, aber die wirklichen Löwen gehen nicht dahin. Dort hat alles einen andern geringern, trübseligern Anstrich: kleine Läden, schlechtere Kaffeehäuser, weniger Licht, gar keine Toiletten. Dort sieht man den Arbeiter in seiner Bluse, dort riecht man die Pfeife, dort trinkt man das Bier, schlecht genug unter Umständen. Dort steigt man über Treppen und Senkungen des Trottoirs, sehr unbequem; dort hat das Flaniren ein Ende. Doch wer denkt daran, hier zu flaniren? Vielleicht der schüchterne Jüngling aus der Provinz. In langen, fröhlichen Scharen kommen die kleinen Putzmacherinnen, die kleinen Stickerinnen, die kleinen Nähterinnen, Mädchen zwischen funfzehn und siebzehn, aus den Ateliers der Rue St.-Martin, Rue St.-Denis, Rue du Temple und Rue Rambuteau, und bevölkern auf ihrem Heimwege die Boulevards, von denen wir reden. Sie sind modest genug gekleidet, in schwarzen Wollstoff mit kleinen schwarzen Hüten; einige haben sich Arbeit geholt, andere haben sie fortgetragen. Alle aber sind seelenvergnügt und die meisten hübsch. Sie trippeln noch auf der Schwelle des Lebens. Was wird dahinter sein? Was erwartet sie — das Glück, der Reichthum, das Vergnügen? Das ist es, was uns alle erwartet, wenn wir nicht älter als siebzehn sind — warum nicht auch die kleine Nähterin? Wird sie Prinzessin werden? Wird sie jemals dort auf den großen Boulevards sein?

Indessen hat sich der Debutant aus der Provinz ein Herz gefaßt: er macht sich das schöne Wetter zu Nutze.

„Mademoiselle", sagt er, „es ist heute sehr schönes Wetter."

Die kleine Arbeiterin wendet den Kopf ab.

Er stockt in seiner Beredsamkeit. Wovon soll er sprechen?

„Ah", sagt er, „das wäre ein Abend, um in der Closérie zu tanzen!"

Das kleine Mädchen sieht ihn groß und verächtlich an. „Dummkopf!" sagt sie, beschleunigt ihre Schritte und läßt den Novizen in völliger Verwirrung zurück.

Nun muß der junge Mann wol auf schlechtes Wetter warten. Es gießt in Strömen und die kleine Arbeiterin hat natürlich keinen Schirm.

„Mademoiselle", sagt der junge Mann aus der Provinz, „darf ich meinen Regenschirm mit Ihnen theilen?"

Sein Abenteuer bei schönem Wetter hat ihm schon die Hälfte seines Selbstbewußtseins geraubt; und er hat, offen gesagt, auch vom schlechten Wetter keine besondere Meinung mehr. Sein Benehmen und seine Stimme haben sehr wenig vom Eroberer.

„Was?" ruft die kleine Mamsell; „hat hier jemand gesprochen?"

„Ja, Mademoiselle, hier hat jemand gesprochen . . . ich habe gesprochen . . . ich habe . . . ich war . . . ich wollte . . ." Jetzt nimmt er sich zusammen, und ein plötzlicher Impuls, so wie ihn nur die Dichter und die Verzweifelten haben, soufflirt ihm die Worte: „Mein Herz, meine Begleitung und mein Regenschirm sind zu Ihrer Verfügung!"

Die kleine Vorstädterin lacht laut auf. „Behalten Sie diese drei schönen Dinge für sich, mein Herr!" sagt sie; „denn ich bin hier zu Hause." Damit springt sie fort und sieht sich nur noch einmal mit hellem Gelächter um.

Der junge Mann zieht aus diesen beiden Miserfolgen die Lehre: daß man mit einer Pariserin niemals vom Wetter sprechen darf, wenn man ihr Herz erobern will.

Aber seid unbesorgt um sein ferneres Schicksal: sie werden sich wieder treffen in diesem großen und wechselreichen pariser Leben, wenn er seine Bescheidenheit abgelegt hat und sie, die beiden Kleinen, vom Boulevard du Temple die Châles von Gagelin und die Seidenkleider von Gallois-Gignoux tragen. Dann werden sie sich besser verstehen! . . . .

Ach! die Glorie des Boulevard du Temple ist für mich dahin, seitdem der andere große Boulevard des Prinzen Eugen ihn zerschnitten und alle meine kleinen Theater verdrängt und

fortgeschoben hat. Wo ist das Théâtre-Lyrique, das der Gaité, der Delassements-Comiques, der Folies-Dramatiques, der Folies-Nouvelles; und vor allem, wo sind die Funambules, wo Pierrot mit Mehl im Gesicht und einem langen Mannshemd alle Abende auf der Bühne erschien, wo man sein Entree in Kupfer zahlte und an einen Mann an der Thür, der es in einen leinenen Sack steckte, — wo man in der Loge Nüsse knackte und die Schalen ins Parterre warf? All diese lustigen Lichterreihen, die dem Boulevard du Temple allnächtlich das Ansehen des besten Jahrmarkts gaben, all diese erhebenden Volksstücke, die ihm den ehrenvollen Beinamen des „Boulevard des Verbrechens" verschafften, all diese Kuchenhändler, all diese Wursthändler, all dieses lustige Gesindel, das um sechs Uhr schon betrunken war — wohin ist es gerathen? Alles fort, und an seiner Stelle sind jetzt die weiten Straßenmündungen und eine Kaserne, die gesetztenfalls ein Quarréfeuer geben und in einem Augenblick ein größeres Massacre anrichten kann als alle die Theater zusammen, die früher hier standen, das kaiserliche Theater des Circus eingerechnet, auf welchem doch auch, in den weiland Mocquard'schen Stücken, die Metzeleien ins große getrieben wurden.

Das Théâtre-Beaumarchais, auf dem Boulevard gleichen Namens, zum Glück ist verschont geblieben; es bezeichnet mir die Gegend, wo einst der lustigste Komödiendichter gewohnt, „ein Industrieritter, ein Abenteurer, ein Straßenjunge, Dichter und Musikant zusammen, in allen Dingen sattelfest, vertraut, unverschämt, aber auch ehrlich, großherzig, begeistert, immer bereit in den Kampf zu gehen", wie Karl Frenzel ihn trefflich charakterisirt. Seht hier, zehn Schritte von dem Bastillenplatz, steht der Industrieritter, der Straßenjunge, dieser Gamin der Literatur, und gibt den ersten Schuß: „Le mariage de Figaro". Fünf Jahre später stürzt die Bastille zusammen; und Beaumarchais' Theater beleuchtet heute den Platz, auf welchem die Säule der Freiheit steht.

Hinter dem Bastilleplatz ist ein anderes Paris: ein Paris der Arbeit, der Arbeiterbevölkerung, der Fabriken; das Chaos, aus welchem sich vielleicht einst die neue Zeit erheben wird, mit jenen Bannern, die schon einmal auf den Junibarrikaden

geweht — das Faubourg St.-Antoine, die Thronbarrière. Welch ein Anachronismus, dieser Name und die beiden Säulen von Ludwig IX. und Philipp August! Während der Revolutionszeit nannte man auch folgerichtig diese Barrière du Trône die umgestürzte Barrière. Aber die Säulen und die Könige sind trotzdem geblieben.

Mitternacht. Die Theater sind zu Ende, die Bälle werden dunkel, die Café-Concerts schließen. Aber die Boulevards füllen sich noch einmal mit den Scharen der Heimkehrenden und die Soupers beginnen. Dies ist die Stunde für das Café Anglais, für die „cabinets particuliers", für den Champagner, für die Cigaretten, für die umgestürzten Stühle und die Rechnungen von 1500 Francs. Dies ist die Stunde der Nachtwandler und der Lumpensammler. Wer von beiden wol das bessere Geschäft betreibt? Denn glaube man ja nicht, daß hier nur die Noth, die Ungewißheit, der Mangel eines Hausschlüssels und eines Hauses zum Nachtwandeln treibt: o nein, es gibt auch Leute, die es aus Passion üben, aus angeborenem Widerwillen gegen das „Zubettegehen", ehrenhafte Leute übrigens, Männer in Amt und Würden, Schriftsteller, Maler, Schauspieler und — Buchhändler können wir getrost hinzusetzen, seit Monsieur Julien Lemer, Chef der Librairie centrale, in seinem famosen „Paris au Gaz" die Geschichte dieser wunderlichen Brüderschaft geschrieben hat. „Die Atmosphäre der Nacht scheint ihnen mehr in Harmonie mit ihren Neigungen, ihrem Verständniß, ihren Gefühlen", sagt er. Ich begreife das; selbst Amateur und anonymes Mitglied dieses Clubs, habe ich oft genug den wunderbaren Reiz solcher Promenaden durch weite, öde, nächtige Straßen empfunden. Man geht dann immer mit der unbestimmten Ahnung von etwas Geheimnißvollem, das Reich der Abenteuer ist geöffnet, man hält Zwiesprache mit den Dingen, die da kommen können. Aus jedem Schatten steigt vielleicht etwas Wunderbares herauf, jedes dunkle Fenster erzählt einen Roman, und wo noch düster eine Nachtlampe zittert, welch ein Lebensdrama, das da endet oder — beginnt! Ich bin nur Dilettant, wie man sieht; mein Enthusiasmus verräth mich. Monsieur Lemer verweilt lange bei dem Genuß — des Sonnenaufgangs. So weit habe ich es niemals ge-

bracht. Aber Herr Lemer weiß das beſſer; er ſagt, daß der Club Mitglieder zähle, welche während der Wintermonate den Tag nur dämmern ſehen, wenn er ſie nämlich auf ihrem Heimwege überraſcht. Er ſagt auch, daß die einzelnen Mitglieder gegenſeitig von den zärtlichſten Gefühlen beſeelt ſeien; ſie lieben ſich wie Brüder, und ſo groß ſei die Geſelligkeit und die Abneigung derſelben, ſich zu trennen, daß ſie oft einander die ganze Nacht nach Hauſe brächten. Es gibt ſogar, ſagt er, eine eigene Section des Clubs, welche ſich lediglich für dieſen Zweck gebildet hat, und deren Mitglieder ſich hin und her ſo lange nach Hauſe begleiten, bis es Tag geworden. Doch gibt es in den Seelen dieſer Braven auch Conflicte, von welchen wir andern uns ſchwerlich einen Begriff machen können. Zwei Noctambuliſten ſaßen im Café, tief in einer Partie Ecarté, als die Stunde ſchlug, die ſie auf die Straße rief. Was ſollten die Aermſten thun? Wie Geiſter, welche Morgenluft wittern, mitten in der heftigen Sehnſucht, die ſie an das Dieſſeits feſſelt: ſo waren ihre Seelen getheilt zwiſchen dem Spiel und der Straße. Sie konnten dem einen nicht widerſtehen und — der andern nicht entſagen, nahmen deswegen die Karten, begaben ſich damit auf die Straße, ſetzten ſich auf eine Bank und ſpielten weiter. Unglücklicherweiſe wurden ſie hierbei von der Wache gefaßt, welche ihnen mittheilte, daß ſie arretirt ſeien, „s'il vout plaît", weil ſie auf offener Straße Karte geſpielt; doch ſollten ſie ihre Partie nur erſt zu Ende bringen. Die beiden Leute von der Wache ſahen dem Spiel zu und es intereſſirte ſie; der Corporal ſtellte ſich hinter den einen Spieler, ſein Gemeiner hinter den andern; ſie werden immer wärmer und fangen zuletzt an zu pariren. Der eine von den Spielern macht dem Corporal den Vorſchlag, ſelbſt die Karte zu nehmen, der Gemeine folgt — und mittlerweile machen ſich die beiden Original-Nachtwandler aus dem Staube und laſſen die beiden Nationalgardiſten zurück, welche, zum großen Skandal der folgenden Runde, mit den Karten in der Hand, mitten in einer Partie Ecarté, auf einer Bank des Boulevard gefunden werden.

Ein Licht nach dem andern ist nun verlöscht, ein Kaffeehaus nach dem andern still geworden. Auch das Café des Variétés, welches am längsten offen zu sein pflegt (denn es wird von Literaten, Künstlern et hoc genus omne besucht), ist von seinen Gästen verlassen worden. In langen, schweigsamen Reihen brennen die Straßenlaternen, und unter ihnen thun die Chiffonniers ihr trauriges Werk: mit ihren langen eisernen Haken in dem Straßenkehricht wühlend und ihre Körbe hinter sich mit dem Auswurf des Tages füllend. Sie dürfen im Sommer nicht vor drei, im Winter nicht vor fünf Uhr erscheinen, und müssen ihre Arbeit gethan haben bis acht Uhr früh, bevor die Wagen und Omnibusse die ihre beginnen. Einmal, im Jahre der Freiheit und der Republik von '48 zogen sie mit Fahnen und Tambours vor das Stadthaus, um die Abschaffung dieser lästigen Beschränkung zu verlangen. Da erschien auf dem Balcon Alphons von Lamartine, Mitglied der provisorischen Regierung, und redete sie an: „Mes frères ...!" Armer Lamartine! armer Bruder der Lumpensammler! Inzwischen hast auch du von der Nation dein Brot betteln müssen in jährlich wiederholten Subscriptionen auf Bücher, die entweder nicht erschienen, oder, wenn sie erschienen waren, kein Mensch lesen mochte; an einem Tag angebend, daß die Adressen deiner Subscribenten bei einer Feuersbrunst (die nicht gewesen) verbrannt seien, oder daß die Drucker (die du nicht bezahlt hast) dich hintergangen haben! Diesem unwürdigen Zustand — unwürdig des großen Mannes, den die Noth am Abend seines Lebens zu erniedrigen drohte, unwürdig der Nation, die seinen Namen immer zu ihren ersten Berühmtheiten zählen wird — ist nun hoffentlich ein Ende gemacht worden durch jene Dotation von 400000 Francs, welche die Volksvertretung dem Verfasser der „Girondins", dieser Epopöe in bezaubernder Prosa, dem Dichter der „Harmonies" und „Méditations", auf Grund einer Regierungsvorlage und eines Gesetzes, das aus der Revolutionszeit stammt (3. bis 22. Aug. 1790), votirt hat. — Man hat gesagt: „das ist eine Rettungsmedaille, keine Ehrenmedaille."

Dunkler, immer dunkler wird es; stiller, immer stiller: aber niemals ganz dunkel, nie ganz still in Paris.

Dort eine leuchtende Reihe von Fenstern bezeichnet Belsazar's Fest: es ist der Jockey-Club und vier Uhr morgens. Hier und da, durch die öden Straßen vertheilt, in den ersten Stockwerken prächtiger Gebäude, schimmern noch andere Façaden — der „Petit-Club", der „Imperial" und der „Mirliton"; diese Spielclubs sind die letzten Zeichen der pariser Nacht und — des anbrechenden Tages! Könnten wir jetzt eintreten (wie wir es nicht können, denn die Thüren werden bewacht) in einen dieser goldstrahlenden Salons, so würden wir Spiele mit ansehen, bei welchen 100000 Francs in Einem Rubber gewonnen und verloren werden. Aber die Rage der Spielclubs ist nicht Whist und nicht Ecarté, obwol man auch darin nach Herzenslust hazardiren kann; sondern Landsknecht und „Bac", wie es im Slang heißt, „Bassarat", jenes noble Spiel, welches Kalchas der Oberpriester, bekannt aus Offenbach's „Schöner Helena", im Tempel Aphroditens arrangirt.

Dies sind die letzten Athemzüge der vierundzwanzig Stunden von Paris: oben die Karte, der Würfelbecher und das rollende Gold, unten die Lumpen und die Lumpensammler.

Aber schon regt sich der junge Tag: seine Morgenröthe flutet über die Dächer. Ein Getöse geht ihm voran, ein Rollen, wie das des entfernten Donners: die Marktwagen fahren nach den Hallen, — die Arbeit beginnt wieder. Die Straßenfeger und Straßenfegerinnen, deutsche Brüder und Halbbrüder aus dem Großherzogthum Hessen, dem Elsaß und Luxemburg, die „Lanciers des Präfecten" mit ihren langen Besen tauchen aus den halb noch dämmerigen Straßen, um das Trottoir zu säubern für den neuen Reigen der Stunden.

Sechs Uhr morgens: Die Milchfrauen halten ihren Einzug mit blanken Kannen und reinlichen Eimern.

Sieben Uhr morgens: Die Fabriken beginnen sich zu rühren, die Arbeiter setzen sich in Bewegung.

Acht Uhr morgens: Die Droschken, die Omnibusse, die Bahnhöfe — ein langer Pfiff: der Zug von Deutschland ist da!

Willkommen, mein theuerer Leſer, in Paris! Auf dem Perron, an deinem Coupé, ſteht der Herausgeber dieſes Buches, Hut in der Hand, um dich zu begrüßen, umgeben von ſeinen werthen Freunden, die ihm die Ehre erwieſen haben, an dieſem Buche mitzuarbeiten. Wir ſind zu deinem Dienſt bereit, mein lieber Leſer. Wir wollen dich führen durch dieſes große Paris, wollen dir ſprechen von ſeinen Herrlichkeiten, aber auch die Schatten nicht verſchweigen, die Sonnenſchein und Lampenlicht hier düſterer werfen als in irgendeiner andern Stadt — Schatten, die man vergeblich zu verbergen ſtrebt. Jeder von uns hat ſein Departement. Der eine wird dein Cicerone ſein in den Galerien und Muſeen, der andere dich bekannt machen mit den Werkſtätten der geiſtigen und den Werkſtätten der materiellen Arbeit. Mit dem einen ſollſt du hinabſteigen in die unterirdiſchen Gewölbe der Nacht und des Schreckens, über welche dies Paris ſeine lachende Oberfläche deckt; mit dem andern ſollſt du hinaufſteigen auf die ſonnigen Höhen der Wiſſenſchaft und Kunſt. Dieſer wird dir alle Celebritäten der Preſſe vorſtellen (denn ſie ſind alle ſeine guten Freunde, und er hat — wie die Zeitungen gemeldet — mit ihnen allen bei Girardin dinirt), jener wird dir die Honneurs in den Salons und den Theatern machen. Mit kleinen Anekdoten und pikanten Geſchichten werden wir dir die oft ſehr langen Wege zu verkürzen ſuchen, ſei es nun, daß wir ſie in einem Kaffeehaus aufleſen oder in einem von den alten Büchern am Quai. Die Oper und das Concert, Bal-Mabille und Vater Buillier, — es wird alles zu deiner Verfügung ſtehen, wir ſind deine ganz ergebenen Diener. Aber — jeder von uns hat nicht nur ſein Departement; jeder von uns hat auch ſeine Meinung! An dieſe Meinung hat der Herausgeber nicht zu taſten gewagt; und ein wohlgeneigtes Publikum wird ſie daher wol auch einem jeden zugute halten müſſen. Es iſt nicht *ein* Bild, welches wir hier dem Leſer offeriren; ſondern es ſind viele und verſchiedene Bilder, wie man ſie zuweilen um eine Hauptanſicht der großen Städte gruppirt ſieht. Derjenige, welcher nach Paris reiſt, kann dieſe Bilder mit der Wirklichkeit vergleichen, und derjenige, welcher das Buch zu Hauſe lieſt, nach ſeinem Geſchmack mit dem einen oder andern ſympathiſiren.

Beide Klassen von Lesern aber werden bald genug fühlen, daß es eines Jeden ehrliches Bestreben war: die Wahrheit zu sagen, und sie werden es nicht uns zur Last legen, daß die Wahrheit über Paris ein so schwieriges Ding, ein Problem sei, welches nicht jeder auf dieselbe Weise löst! —

Verzeihung, lieber Leser, daß unsere Anrede so lang geworden, und soviel feierlicher als wir beabsichtigt. Aber siehe da! — wir sitzen schon im Wagen, und da rasseln wir hinunter die langen Straßen, mitten in Paris hinein — auf die Boulevards. . . .

Neun Uhr morgens: Der Ring der vierundzwanzig Stunden von Paris hat sich geschlossen; wir sind wieder im Grand-Hôtel, mit verbindlichem Lächeln überreicht dir der Concierge die frische „Gazette des Etrangers", ganz Paris gehört jetzt dir — du hast zu befehlen!

II.

Die bildende Kunst in Paris.

Von

Alfred Woltmann.

Paris ist schön! Man kann nicht aufhören, sich das zu gestehen, auf Schritt und Tritt, wenn man durch die Straßen und über die Boulevards wandert, abends oder bei Tage. Schön sind die Verhältnisse, die sich überall dem Auge zeigen, schön die Gebäude jeder Gattung und aus jeder Zeit, schön die Läden in ihrer reichen, glänzenden Ausstattung, schön endlich in seiner Buntheit, Lebhaftigkeit und heitern Mannichfaltigkeit das Leben und Treiben überall. Ich lernte Paris kennen, als ich von London kam. Man kann es nicht besser machen, um die Reize der Seinestadt völlig zu würdigen, sie gegen entschiedenen Schatten im rechten Licht zu sehen. Am deutlichsten zeigt sich dieser Gegensatz, wenn man betrachtet, wie die Flüsse und ihre Ufer in beiden Städten benutzt sind. Die Themse verhält sich zur Seine wie ein breitschulteriger Knecht im Schurzfell, der schwere Arbeit thut, zum eleganten Livreebedienten des Salons. Die schmale Seine kann sich an Bedeutung mit der breiten Themse nicht messen. Es ist ein

großartiger Anblick, wenn man in London von den verschiedenen Brücken auf das Wasser niederschaut, das dem unausgesetzten Treiben des Welthandels und der Weltindustrie zum Schauplatz dient. Aber auch die ganze Umgebung, unansehnlich und unschön, dient hier dem Nutzen allein. Nur in vereinzelten Fällen liegen stattlichere Bauwerke an der Themse, und eben jetzt erst beginnt man mit der Anlage eines Quais. In keiner andern Stadt jedoch ist der Fluß, der sie durchschneidet, so glücklich zu ihrer Verschönerung benutzt, als in Paris. Die Quais und Brücken sind prächtige Anlagen. Viele der schönsten Gebäude liegen an der Seine. Man blicke nur vom Pont Neuf, wo sich beide Arme des Flusses vereinigen, nach beiden Seiten, stromaufwärts gegen Notre-Dame, stromabwärts gegen die imposanten Massen des Louvre- und Tuilerienpalastes! Wandert man durch Londons Straßen, man erblickt nichts als einförmige, schmucklose, angeräucherte Ziegelkasten; fast lauter Proben der Geschmacklosigkeiten sieht man aus den verschiedensten Perioden der Architektur. In Paris dagegen scheint die Baukunst aller Zeiten das Beste geleistet zu haben, alle Stile haben bedeutende Denkmale zurückgelassen, und die steinernen Geschichtsurkunden der Weltstadt verkünden neu die alte Wahrheit, daß die besondere Eigenschaft der Franzosen der Geschmack ist.

Ich habe das alte Paris nicht gekannt. Reizvoll und malerisch muß früher der Anblick der ältern Stadttheile, namentlich der Inseln zwischen den Seineufern gewesen sein, mit den unregelmäßigen Gäßchen und Winkelchen und den hochaufgethürmten Steinmassen alterthümlicher Häuser. Das alles ist der nivellirenden Macht des zweiten Kaiserreichs gewichen, und was etwa noch steht, wird ihr bald weichen. Alles wird dem Boden gleichgemacht, auf dem dann ein modernes, weites, glänzendes Paris ersteht. Die große Masse des Alten ist verschwunden, und nur einige der bedeutendsten Denkmäler blieben bestehen. Sogar Reste aus römischer Zeit sind vorhanden, in den Thermen neben dem Hôtel de Cluny. Eine stattliche Schöpfung der romanischen Kunst des Mittelalters ist St.-Germain des Près. Eine hervorragende Bedeutung erlangt aber die Architektur von Paris erst mit dem gothischen Stil,

der ja eine nordfranzösische Erfindung ist. In der Abteikirche des benachbarten St.-Denis, deren Bau 1140 begann, bricht zuerst der Spitzbogen in Gewölben, Fenstern, Arcaden durch, und bald darauf tritt die Gothik schon in ganz abgeschlossener Gestalt an der Kathedrale von Notre-Dame (1163 begonnen) auf. Die Façade, eine großartige Erfindung, ward das Muster für den ganzen französischen Kirchenbau. Dem einseitigen Emporstreben des gothischen Princips halten horizontale Glieder glücklich die Wage, über dem Mittelportal strahlt das prächtige Radfenster, und auch die kräftigen Thürme, die nur um ein Stockwerk über die Façade aufwachsen, schließen horizontal. Sie waren nicht bestimmt, wie deutsche Thürme, höher aufzustreben und in schlanken Pyramiden zu schließen, sondern sind vollendet, wie man sie jetzt sieht; in der französischen Gothik haben die Kirchthürme nie den Charakter des Vertheidigungsbaues verloren. Wie die Kathedrale ein Denkmal der ältern und strengern Gothik ist, so ist die Sainte-Chapelle am Palais de Justice ein Denkmal aus der höchsten Blütenepoche des Stils, unter Ludwig dem Heiligen 1243—51 von Pierre Montereau als Kapelle des königlichen Palastes erbaut und als solche aus einer Ober- und einer Unterkirche bestehend. Hier ist das gothische Princip völlig Herr geworden, hat ganz über die Materie triumphirt; seine Tendenz, die Mauer ganz verschwinden zu lassen, ist auf das Höchste getrieben; der Raum zwischen den schlanken Bündelpfeilern des Innern ist ganz durch die hohen Fenster gefüllt. Viollet le Duc's Restauration hat uns die alte Herrlichkeit des Raumes zurückgezaubert. Wieder leuchtet uns der Farbenschmuck von allen Gliedern und Verzierungen entgegen, und die prächtigen Glasmalereien, treu nach den alten Mustern erneuert, vollenden die wohlthuende Harmonie des Ganzen, das sich ausnimmt, als wäre es aus lauter Edelsteinen in solider Fassung gebaut.

Und dann jene interessanten Bauwerke, St.-Etienne du Mont und St.-Eustache, in denen, noch unter der Herrschaft der Gothik, die Ideen der Renaissance auftauchen, und welche die Gedanken des alten Stils in den Formen des neuen verkörpern! Zum völligen Sieg kommt aber die Renaissance

nicht im kirchlichen, sondern im Profanbau, was die alten Theile des 1545 vom Italiener Domenico Boccardo aus Cortona begonnenen Hôtel de Ville oder das fälschlich sogenannte Haus Franz' I. (erst Jahrzehnte nach ihm entstanden) beweisen, dies ein kleines Prachtstück, gleich schön im Verhältniß wie im Schmuck, 1823 von Moret, wo es stand, nach Paris übertragen. Frankreichs größter Architekt aber war Pierre Lescot, der 1546 den Bau des Louvre begann. Der Palast, den er an Stelle der alten Königsburg errichten wollte, war gerade auf den vierten Theil des jetzigen Louvrehofs projectirt, das muß man im Auge haben, will man die Schönheit im Verhältniß der vortretenden und zurücktretenden Theile und in der Decoration verstehen. Er vollendete nur den südlichen und den westlichen Flügel seines Quadrats, und erst Cardinal Richelieu ordnete 1624 den Weiterbau an, aber mit vierfacher Vergrößerung. Lemercier, der damit beauftragt war, machte jede der bestehenden Fronten zur Hälfte seiner neuen Façaden, denen er einen kuppelförmigen Pavillon mit reichem Säulen- und Karyatidenschmuck zum Mittelpunkt gab. Auch er ward nicht fertig, und jede folgende Epoche und Regierung war seitdem in irgendeiner Weise mit dem Ausbau des Louvre beschäftigt, sowol des eigentlichen Louvrehofs, der unter Napoleon I. ganz vollendet ward, als der südlich bereits von Heinrich IV. hergestellten Verbindung mit den Tuilerien, dem 1564 von Philibert Delorme begonnenen Lustschloß der Katharina von Medici. Napoleon III. hat diese Arbeiten mit äußerster Energie wieder aufgenommen, der nördliche Verbindungsbau geht seinem Abschluß entgegen, in die Place du Carrousel sind von der Westseite des Louvre her zwei neue Flügel hinausgebaut, welche die Place Napoléon III bilden und in der Architektur sich wesentlich den ältern Theilen von Lescot und Lemercier anschließen. Aber mögen auch die Verhältnisse der ganzen Anlage glücklich sein, in der Ausführung hat man viel verdorben. Von den Plänen Visconti's, der schon ein Jahr nach Anfang des Baues starb (1853), wich man zum Nachtheil der Sache ab. Namentlich die Kuppelpavillons wurden mit Säulen und Karyatiden, mit Ornamenten und bildnerischem Schmuck im Ueber-

maß beladen. Das Theatralische der Decoration verletzt das Auge, weil Mangel an feinerm Kunstsinn sich damit verbindet. Dennoch macht die ganze Anlage der Kaiserpaläste einen großartigen Eindruck, und was dem Ganzen an künstlerischer Einheit fehlt, das ersetzt das historische Interesse; jedes Jahrhundert hat dazu das Seinige gethan.

Die Epoche Ludwig's XIII. und Richelieu's ist durch den Palast des Luxembourg von Jacques Debrosse und das Palais-Royal von Lemercier charakterisirt, beide unter dem Einfluß italienischer Architektur entstanden. Unter Ludwig XIV. ist das Verhältniß ein anderes geworden; nicht mehr Italien, sondern Frankreich ist tonangebend in Sachen des Geschmacks. Nichts ist bezeichnender für die damalige Richtung, als die äußere Ostfaçade, welche Charles Perrault dem Louvre gegeben, die sogenannte Colonnade. Was Studium und künstlerische Bildung leisten können, zeigt sich hier, wenn auch die frühern Theile des Louvre mehr Originalität haben. Ueber dem einfachen Erdgeschoß eine offene Halle gekuppelter Säulen; Adel der Form ist mit imposanten Verhältnissen vereint. Aber die hohle Prunksucht des „Großen Ludwig" zeigt sich auch hier; mit der Anlage des Innern hat diese schöne Front nichts zu schaffen, sie ist eine vorgeschobene Decoration. Ermüdend und einförmig, trotz kolossaler Ausdehnung, ist das Schloß zu Versailles, von Hardouin Mansart, der sonst namentlich für großartige Raumlage des Innern Sinn zeigt und im schlanken Kuppelbau des Invalidendoms ein Meisterwerk schuf.

Eine gewisse Abnahme des Geschmacks und der schöpferischen Kraft ist in der Zeit Ludwig's XV. wahrzunehmen; doch selbst damals wird ein Prachtstück, wie die Façade der Kirche St.-Sulpice, vom Italiener Servandoni gebaut, mit den zwei breiten offenen Hallen übereinander, aus denen die beiden Thürme organisch herauswachsen. Seltsam, daß wir unter den Bauwerken jener Zeit in Paris kaum irgendeins in dem Geschmack sehen, der bei uns vorzugsweise als französischer gilt. Jene abenteuerlichen, aber oft reizvollen Ausartungen des Rococo, wie beim dresdener Zwinger, sind hier nirgends zu finden. Die eigentliche Heimat des Rococo, behauptet Semper, war

ja Dresden, und zwar die dortige Porzellanfabrik, und erst von dort aus ward es nach Frankreich übertragen. Hier blieb es aber im wesentlichen der innern Raumdecoration aufbehalten, wie zahlreiche Paläste, namentlich Versailles, sie aufweisen. In ihr verbinden sich Uebermuth, Leichtfertigkeit und kecke Virtuosität, spielen mit den üppigsten Zierathen, mit Muscheln und Blumengewinden, oft kokett und willkürlich, aber immer ihrer Wirkung gewiß.

Während aber noch das Rococo herrscht, bereitet sich die neue Richtung vor, die sich auf das Studium des Alterthums gründet. Ein Vorbote derselben ist der edle Kuppelbau der Ste.-Geneviève, des Pantheons der Revolution, 1751 von Soufflot gegründet. Diese Richtung bildete die nächste Generation weiter aus. An der antiken Republikanertugend begeistern sich die Helden der Revolution, und an das classische Alterthum lehnt sich die damalige Kunst. Auch das erste Kaiserthum glaubt seine moderne Cäsarengröße nicht besser verherrlichen zu können, als indem es die Denkmale des alten Cäsarenthums nachahmt. Das geschieht zunächst in schematischer Weise, wie es der Arc de Triomphe de l'Etoile beweist, 1806 von Chalgrin begonnen, streng in der Form, aber gar zu einförmig beim Anblick von weitem, zwecklos an sich, ein Erzeugniß des gespreizten Pathos, der namentlich in den immerhin interessanten Bildwerken herrscht. Der Arc de Triomphe du Carrousel, von Percier und Fontaine, denen tieferes Verständniß und Studium des Alterthums eigen war, ist schöner in den Formen, aber steht zu vereinzelt da und scheint kleiner als er ist, von den umgebenden Architekturmassen zu weit entfernt. Das schönste Bauwerk aus der ersten Kaiserzeit ist die Madeleine, 1806, auf den Fundamenten einer früher projectirten Magdalenenkirche, von Vignon als Siegestempel begonnen und erst 1842 als Kirche zu Ende geführt. Das Aeußere, die treue Nachahmung eines antiken Tempels mit umlaufenden Säulenhallen, wird noch übertroffen durch den in Kuppelwölbungen schließenden, imposanten innern Raum.

Wie es ein deutscher Künstler, Schinkel, gewesen, welcher das Studium des Alterthums wirklich der Gegenwart fruchtbar zu machen und in das Leben einzuführen verstand, so war es

ebenfalls ein Deutscher, Hittorf aus Köln († 24. März 1867), der in Paris zuerst eine freiere Auffassung der classischen Grundsätze vertrat. St.-Vincent de Paul, die schlicht gehaltene Kirche auf hoher Terrassenanlage, und die Vollendung der Place de la Concorde, durch Größe und Schönheit der Verhältnisse eines der herrlichsten Plätze der Welt, zeigen seinen feinen Geschmack. Ebenfalls ein Deutscher, Gau aus Köln († 1853), hat den bedeutendsten neugothischen Bau in Paris, die kürzlich vollendete Kirche Ste.-Clotilde entworfen. Sonst ist die gothische Richtung namentlich durch Viollet le Duc, einen der ersten Kenner mittelalterlicher Baukunst, der vorzugsweise bei Restaurationen Treffliches leistet, vertreten. In der Epoche der Restauration wurden auch einige Bauwerke in einem sehr edeln italienischen Renaissancegeschmack errichtet, wie der Palast des Quai d'Orsay von Lacornée und das Palais des Beaux-Arts von Duban. Im gleichen Stil baute Visconti, von dessen Plänen zum neuen Louvre wir schon sprachen, und der namentlich glücklich in der Herstellung von Denkmälern, wie der Fontaine St.-Sulpice und der Fontaine-Molière, mit der sitzenden Gestalt des Dichters, ist. In besonders großartiger Weise aber hat er seinen Sinn für das Monumentale bewährt im Grabmal Napoleon's unter dem Dom der Invaliden. Der Fußboden öffnet sich und läßt uns in die Krypta hinabschauen; vor ihren Pfeilern zwölf Kolossalbilder von Siegesgöttinnen, in der Mitte der riesige Sarkophag aus Granit. Darüber steigt die mächtige Kuppel Mansard's empor; der ganze weite, stolze Raum ward zum Denkmal für den Kaiser und scheint uns zu verkünden, daß zum Ehrenmal dieses Helden das Gewaltigste nicht zu groß ist, und daß doch wieder, um an seinen Ruhm zu mahnen, das Einfachste genügt.

Das zweite Kaiserreich hat sich hieran leider kein Beispiel genommen. Ueberladung der Decoration zeigt sich an allen seinen künstlerischen Schöpfungen, nicht am Louvrebau allein. Diese Richtung ist für die ganze moderne Bauthätigkeit von Paris bestimmend geworden. Der Luxus und die Prunksucht überwuchern alles, und wol zu keiner Zeit stand der Geschmack so tief. Das ist um so mehr zu bedauern, als man hier ein so

schönes Baumaterial, den prächtigen Kalkstein hat, und schon durch den schönen Stoff auf soliden Charakter der Decoration angewiesen wäre. Aber es scheint, als wolle man nachholen, was zur Zeit des Rococo versäumt worden war, das ja hier, wenigstens am Aeußern der Gebäude, nie mit allen seinen Ausartungen und Willkürlichkeiten aufgetreten ist. Jetzt macht sich ein neues Rococo breit, ebenso launenhaft und leichtfertig wie das echte und alte Rococo, aber ohne dessen kecke Grazie und Originalität. Dieses maßt sich überall die Herrschaft an, nicht blos an den Privathäusern, sondern auch an öffentlichen Gebäuden, z. B. am Neubau der großen Oper, von Garnier, die nicht nur in den Formen willkürlich und unschön ist, sondern sich nicht einmal wirksam gruppirt und als ein Conglomerat zusammenhangsloser Theile, nicht als ein organisches Ganzes erscheint. Noch wüster und zerfahrener aber ist die Architektur bei zwei großen neuen Kirchenanlagen, Ste.-Trinité an der Chaussée d'Antin und St.-Augustin am Boulevard Malesherbes. Hier hat sich das Rococo noch mit den abgerissenen Fetzen aller möglichen andern Stile aufgeputzt, und mit der wirren Geschmacklosigkeit im einzelnen verbindet sich die Unfähigkeit, die bedeutenden Dimensionen des Ganzen zur Geltung zu bringen.

Das Letzte aber ist in der gegenwärtigen Architektur von Paris zum Glück nicht allgemein. Ist auch der Geschmack gesunken, so scheint doch noch immer eine andere Eigenschaft, welche die französische Baukunst zu allen Zeiten besaß, der Sinn für Verhältnisse, zu bestehen. Man gewahrt ihn bei der Anlage ganzer Straßen und Stadttheile, oder bei der Gestaltung schöner Innenräume, wie z. B. des Treppenhauses und des Hofes im neuen Tribunale de Commerce, und selbst die großen Miethskasernen, an sich wol selten schön und nachahmenswerth, sind oft mit Geschick so nebeneinander geordnet, daß sie als Masse wirken. Da dieser Sinn für Verhältnisse noch lebt, darf man an der Zukunft der pariser Architektur nicht verzweifeln. Für Hebung des gesunkenen Geschmacks ist seit kurzer Zeit in der Kunstindustrie viel geschehen. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo das auch in der Baukunst versucht wird. Wenn man bedauert, daß gegenwärtig der künstlerische Werth der neuen archi-

tektonischen Schöpfungen im indirecten Verhältniß zu ihrer Zahl steht, so muß man sich auch klar machen, daß vielleicht gerade dies massenhafte Produciren der jüngsten Zeit daran schuld ist, indem es zur Gleichgültigkeit und Flüchtigkeit verführt. Nicht soll hier geleugnet werden, was die Neubauten für die Verschönerung von Paris und die Verbesserung seiner sanitarischen Verhältnisse gethan haben. Aber während das Alte rücksichtslos beseitigt wird und immer neue Anlagen und Stadttheile entstehen, scheint unter solchen Umständen auch das Neue keinen rechten Glauben an den eigenen Bestand zu haben. Es fühlt sich nur als Kind des Augenblicks, und anstatt der Gesetze des Stils herrscht die Laune der Mode.

Noch bedeutender als das, was Paris an Kunstschöpfungen hervorgebracht, ist das, was es in seinen öffentlichen Museen an Kunstwerken besitzt.*) Frankreichs Könige, namentlich Franz I. und Ludwig XIV., hatten in großartigster Weise gesammelt; aber für das ganze Volk sind diese Schätze erst seit der Französischen Revolution vorhanden. Das zerstörende Element in derselben wandte sich auch gegen die Schöpfungen der Kunst. Sie waren Erinnerungen an eine verhaßte Vergangenheit, waren größtentheils dem Dienste der Kirche gewidmet oder Denkmäler des Königthums, waren ein Luxusartikel privilegirter Stände, ein Gegenstand höfischen Prunks gewesen. Aber die Revolution, wie viel sie auch in Trümmer schlug, legte doch erst wieder den Grund für eine richtige Stellung der Kunst zum Volke. Es tauchten Bestrebungen auf, die Kunstwerke zu retten und als ein Gemeingut der Nation in öffentlichen Museen zu sammeln. Ein Decret der Nationalversammlung vom 26. Juli 1791 bestimmte den Louvre zu einem großen französischen Museum, das alle Kunstschätze aufnehmen sollte. Und als nun die Armeen der Republik und des Kaiserreichs fast alle Länder Europas überzogen, wurden die ersten Kunstwerke von allen Orten als Trophäen fortgeführt. So entstand ein Museum,

*) Man sehe: Waagen, Kunstwerke und Künstler in Paris (Berlin 1839). — Mündler, Analyse critique des tableaux italiens du Louvre. — Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipzig 1866).

wie es die Welt niemals gesehen hatte, in sorgfältigster Auswahl nur das Vollendete bergend. Und selbst als 1815, nach dem zweiten Sturz des Kaisers, die geraubten Kunstwerke zum größern Theil von den Nationen zurückgefordert wurden, blieb das Museum des Louvre großartig und bedeutend. Die Schätze, welche Frankreich gehörten, waren reich genug und wurden fortwährend durch neue Erwerbungen vermehrt. Der Louvre war und ist ein Kunstpalast, der nicht seinesgleichen hat, und was er enthält wird dabei angesehen, als wäre es öffentliches Eigenthum, steht in liberalster Weise dem Studium der Künstler, dem Besuch des ganzen Volks offen. Darin ward das französische Museum dem übrigen Europa ein Vorbild.

Es fehlt uns der Raum, auf die übrigen öffentlichen Kunstsammlungen von Paris, das Kupferstichcabinet und die antiquarischen Sammlungen der Bibliothek, auf das Musée de l'Artillerie und das Hôtel de Cluny einzugehen, diese prachtvolle culturgeschichtliche Sammlung aus Mittelalter und Renaissance, welche lange nicht ihresgleichen hatte und jetzt nur durch das Nationalmuseum in München, dessen Eröffnung bevorsteht, in Schatten gestellt wird, dies Museum, an dem auch die Art und Weise so schön ist, wie das alterthümliche gothische Gebäude zur Aufnahme der Sammlungen verwendet ist und nun diese Gegenstände aus jedem Zweige der Kunstindustrie gleichsam verwachsen scheinen mit ihrem Local.

Auch im Louvre ist es ganz besonders bewundernswerth, wie die Räumlichkeiten mit den in ihnen aufgestellten Kunstwerken harmoniren. Namentlich sind die Sculpturen im Erdgeschoß prachtvoll aufgestellt. Die gewölbten Säle mit Säulenstellungen und Wandbekleidungen in Marmorstuck haben gute Beleuchtung und sind in ihrer edeln Schlichtheit der Werke, die sie enthalten, werth. Diese stehen nicht gedrängt wie in einem Magazin, sondern so, daß sie wirklich zum Schmuck der Räume dienen. Besonders werthvolle Arbeiten sind meist frei in der Mitte der Zimmer aufgestellt, sodaß man sie von allen Seiten betrachten kann; von weitem sichtbar, durch eine Flucht von Gemächern, aber in einem Raum für sich allein, vom Nebenraum durch einen rothen Vorhang geschieden, steht die Venus

von Melos. Da kann man ungestört Stunden der Weihe vor diesem Meisterwerk griechischer Kunst verleben, das so unmittelbar wie kaum irgendeine andere plastische Schöpfung den Beschauer ergreift. Wie prachtvoll ist auch im obern Stockwerk der hohe und prächtig beleuchtete Hauptsaal der Campana-Sammlung, oder die wahrhaft fürstlichen Räume, in denen das Musée Charles X, die antiquarischen Sammlungen, aufgestellt sind. Besonderes Interesse gewährt das sogenannte Appartement de Henri IV, einige Zimmer mit alter Decoration aus der Zeit Heinrich's II., zum Theil unter Heinrich IV. ergänzt, die an das Musée des Souverains stoßen. Kein Raum aber wirkt prächtiger als die Galérie d'Apollon, welche den Hauptbau des Louvre mit dem nach den Tuilerien sich hinziehenden Flügel, der die Gemäldegalerie enthält, verbindet. Lebrun hatte die Decoration unter Ludwig XIV. angeordnet, neuerdings ist sie unter Dubau treu im Geist des Alten erneuert worden, und die modernen Gobelins und Deckenbilder, zum Theil nach den frühern Compositionen Lebrun's, das Mittelbild aber die Meisterschöpfung Delacroix', von der noch die Rede sein wird, vollenden den festlichen Eindruck. Von hier aus tritt man in den weltberühmten Salon Carré der Gemäldegalerie, der die höchsten Meisterwerke aller Schulen nebeneinander enthält. Da hängen Paolo Veronese's Riesenbilder: die Hochzeit zu Cana und das Gastmahl des Pharisäers, daneben die Genrebilder Terburg's und Gerard Dow's, Rafael's Belle Jardinière, dessen Engel Michael und die Familie Franz' I., da die Mona Lisa von Leonardo da Vinci und Jan van Eyck's reizendes Madonnenbild mit dem Stifter, neben der Empfängniß der heiligen Jungfrau von Murillo, Rembrandt's genreartiges Bild der heiligen Familie, das unter dem Namen Le ménage du menuisier bekannt ist, neben der Antiope von Correggio, Holbein's Bildniß des Erasmus neben dem neuangekauften Kopf eines Mannes von Antonello da Messina, dieser Meisterschöpfung altitalienischer Bildnißmalerei. Es ist etwas Großartiges, die Perlen der Galerie, die mit denen von Madrid, Dresden und Florenz zu den ersten der Welt gehört, in einem Raume zu erblicken. Doch für jeden, den etwas mehr als die müßige Neugier hertreibt, und der sich mit dem bloßen An-

staunen nicht begnügt, wird der Eindruck dieser Aufstellung auf die Dauer kein günstiger sein. Es ist des Verschiedenartigen zu viel nebeneinander, und der Besucher ist übersättigt, wenn er die folgenden Räume betritt, die übrigens auch noch die herrlichsten Kunstschätze enthalten. Auch die lange Galerie, die man zunächst betritt, ist nicht so ganz geeignet für ihre Bestimmung. Ihre endlose Länge wirkt ermüdend, das Auge findet in dem langen Raume, der nur in gewissen Entfernungen von Säulenstellungen unterbrochen wird, keinen Ruhepunkt. Die Beleuchtung von oben ist nicht scharf genug, namentlich für kleinere Bilder nicht; da sie zu hoch einfällt, entsteht eine Art Kellerlicht. Die Vorzüge der Sculpturensäle, nicht zu viel auf einmal zu bieten, vermißt man hier, mag auch in architektonischer Hinsicht der Eindruck der Bilderräume noch so stattlich sein.

Wir müssen es uns versagen, auf das einzelne einzugehen. Dieses Buch hat sich vorgesetzt, ein Gesammtbild des französischen Lebens und Geistes zu geben, soweit ihre Ausstrahlungen sich als in einem Brennpunkt in der Hauptstadt sammeln. Halten wir auch in unserer Skizze diesen Standpunkt fest. Unter den Schätzen der französischen Schule, an welchen der Louvre, mit Werken des 16. Jahrhunderts beginnend, so reich ist, wenden wir uns sogleich zu Frankreichs größtem Maler, Nicolas Poussin, der sich durch edle Gesinnung, Geschmack und Stilgefühl auszeichnet, mag auch nicht sowol geniale Kühnheit als ernstes Studium und verständige Reflexion aus seinen Werken sprechen. Am größten aber ist er als Landschaftsmaler. Unter den 39 Gemälden, die der Louvre von ihm aufweist, sind die unter dem Namen der Jahreszeiten bekannten, mit biblischen Scenen staffirten vier Landschaften die schönsten; nur die herrliche Landschaft mit Orpheus und Eurydice, aus des Meisters früherer Zeit, steht noch auf gleicher Höhe. Poussin's eigenes Bildniß hängt im Salon Carré. Er wird in landschaftlichen Schöpfungen nur noch von Claude Lorrain übertroffen, der die südliche Natur mit so tiefer Poesie erfaßte und von dem man hier zahlreiche landschaftliche Compositionen findet, sowie jene Ansichten von Seehäfen mit stolzen Prachtgebäuden, namentlich in warmer Abendbeleuchtung, wie er sie besonders liebt. Die

meisten Künstler, welche unter Poussin's Einfluß standen, namentlich der hochgepriesene Lesueur, kommen ihm nicht gleich. Dieser ist trotz correcter Darstellung und schöner Motive oft einförmig und geziert. Charles Lebrun ist bei seiner unglaublichen Leichtigkeit im Componiren doch theatralisch in der Auffassung und unharmonisch in der Färbung. Seine Bilder aus der Geschichte Alexander's, die er für Ludwig XIV. ausführte, sehen wir deshalb lieber in Audran's meisterhaften Stichen als im Original. Zu den besten malerischen Erzeugnissen der Epoche Ludwig's XIV. und XV. gehören die Bildnisse von Rigaud, mag auch das repräsentirende Element hier einseitig vorherrschen. In keinem Künstler aber lebt so entschieden als in Watteau das ganze Wesen der Zeit, die er in Schilderung ihres geselligen Lebens so fein und geistvoll festzuhalten wußte. Hier ist ein größeres Bild von ihm vorhanden: die Einschiffung nach der Insel der Venus, das alles aufweist, was er in außerordentlichem Zauber des Colorits und der Lichtwirkung leisten kann. Die Ernüchterung am Schluß des 18. Jahrhunderts spricht aus den Werken des Joseph Vernet, dessen Landschaften und Seestücke bei edler Composition und Zeichnung doch durch einförmige, kalte Farbe ermüden, und des Jean-Baptiste Greuze, von dem man hier nicht jene reizvollen, aber gar zu gefallsüchtigen Mädchenköpfe sieht, die seine Zeit besonders liebte und die auch bei uns noch so hoch im Preise stehen, sondern verschiedene Genrescenen, in denen er das französische Leben der untern Klassen durchaus in nationaler Weise, wenn auch nicht ohne sentimentalen Anflug schildert.

Und neben diese Künstler tritt nun der Maler der Französischen Revolution: Jacques-Louis David, der, männlich und herb in seinem Wesen, auch in der Kunst Revolution macht. Wie die neue Zeitrichtung überhaupt, begeistert er sich am classischen Alterthum, nicht nur was die Behandlung der Form, sondern auch was den Inhalt seiner Darstellungen betrifft, die vor allem die Bürgertugend und den strengen, republikanischen Sinn des Alterthums verkündigen sollen. Das Werk, welches seinen Ruf entschied, war: der Schwur der drei Horatier, 1783 zu Rom gemalt. Sichere Durchbildung in der Form und auch in der Farbe, ernstes Studium und großes theo-

retisches Wissen auf dem Kunstgebiet, Eigenschaften, welche überhaupt die Vorzüge der modernen französischen Historienmalerei seit David bilden, zeigen sich in diesem Gemälde, aber auch die minder günstige Eigenschaft der französischen Kunst: das Theatralische im Ausdruck der Köpfe und der Geberden, sowie in der phantasielosen Composition, tritt scharf hervor. Verwandten Geistes ist sein Brutus nach der Hinrichtung seiner Söhne, wie das vorige Bild noch für Ludwig XVI. gemalt. Welche Concession an den Geist der Revolution, daß der König einen solchen Gegenstand bestellte! Nach dem Ausbruch der Revolution war der Künstler von der constituirenden Versammlung beauftragt worden, den entscheidenden Moment aus der Tagesgeschichte, den Schwur im Ballhause, zu malen. Nur der Carton (in den Räumen der Handzeichnungen) kam zu Stande, auf dem einige Porträtköpfe ausgeführt, die Gestalten aber sämmtlich nackt sind, was David's gründliches Studium der körperlichen Form zeigt. Das berühmte Bild der Sabinerinnen, welche die kämpfenden Scharen des Romulus und des Tatius trennen, vom Jahre 1799, hat nur durch die Schönheit der einzelnen Formen und Stellungen Werth, während die Composition zerstreut ist und die Hauptfiguren gespreizt sind. Das gilt in noch höherem Grade von dem 1814 gemalten Leonidas. David, mehr mit Gestaltungskraft als mit Erfindungskraft ausgestattet, ist am größten, wo er sich ganz an die wirkliche Erscheinung halten kann, und leistet daher vielleicht das Beste im Porträt. An das edle und charaktervolle Bildniß Pius' VII. im Lehnstuhl reicht keines seiner historischen Bilder heran.

Unter den Schülern, die seine antik-republikanische Richtung verfolgen, findet man das hohle theatralische Wesen derselben am stärksten bei Lethière, Jean-Germain Drouais und Guérin ausgeprägt. Ganz anders Gérard, der, mit echtem Geschmack und feinem Gefühl begabt, zwar bei historischen Bildern, wie der Einzug Heinrich's IV. (spätere Zeit) minder in seinem Element ist, bei mythologischen Darstellungen, wie sein liebliches Gemälde der Psyche, die Amor's ersten Kuß empfängt, vielleicht etwas zu sehr in das Glatte geht, aber ein Künstler ersten Ranges im Bildniß ist — man sehe nur: der Maler Isabey mit seinem Töchterchen — und dadurch zum Porträt-

maler der europäischen Monarchen wird. Sehr verschieden von ihm ist der eigentliche Maler des Kaiserreichs, Gros, mit kräftigem Realismus begabt, aber ohne feinern Geschmack, wie sein Bonaparte bei den Pestkranken zu Jaffa und der Kaiser auf dem Schlachtfeld von Eylau beweisen. Girodet-Trioson's Element sind Elegien. Sein Schlafender Endymion ist freilich von einer gezierten Eleganz, wahre Empfindung verräth aber die Bestattung der Attala; in Farbe und Licht sind beide nicht glücklich. Es ist schade, daß man den einzigen Künstler, welcher der herrschenden Richtung unabhängig gegenübersteht, Prudhon, im Louvre nicht in jenen mythologischen dem Correggio nachstrebenden Bildern kennen lernen kann, in denen sich seine wahre Eigenthümlichkeit offenbart, sondern in Arbeiten, die zwar kühne coloristische Effecte zeigen, in denen er aber auf einem Gebiet, das ihm fremd ist, sich ohne Halt und Geschmack bewegt.

Noch bestand unter der Restauration die David'sche Richtung, aber in akademischer Erstarrung, von den Monarchen durch die Ausschmückung der Plafonds in verschiedenen Sälen des Louvre beschäftigt, aber ohne besonders Hervorragendes zu leisten. Doch schon war der Künstler aufgetreten, welcher völlig mit der Schule brach und durch energischen Realismus die französische Malerei in neue Bahnen lenkte. Auf den Ausstellungen der Jahre 1812 und 1814 stellte Géricault zwei Bilder aus, die von ganz neuem Geist erfüllt waren: ein Offizier der Chasseurs à cheval, auf stolzem Roß einhersprengend, und ein verwundeter Kürassier, der, sein Pferd am Zügel führend, die Schlacht verläßt, beide lebensgroß. In dem einen scheint alles siegreiche Ungestüm des Napoleonischen Heeres, in dem andern alles Elend des russischen Feldzugs verkörpert. Noch schlagender in der Wirkung war: das Floß der Medusa, mit dem er 1819 auftrat, eine Schiffbruchsscene aus der Gegenwart; ein solcher Gegenstand in lebensgroßen Figuren, schon das war unerhört. Das Floß der untergegangenen Fregatte, auf den Wogen hintreibend und erfüllt mit den Männern, in deren Verzweiflung und Elend der letzte Hoffnungsstrahl durch das Auftauchen eines fernen Schiffs einbricht, ist von wunderbarer Gewalt in der Darstellung der heftigsten Leidenschaften, von ergreifender

retisches Wissen auf dem Kunstgebiet, Eigenschaften, welche überhaupt die Vorzüge der modernen französischen Historienmalerei seit David bilden, zeigen sich in diesem Gemälde, aber auch die minder günstige Eigenschaft der französischen Kunst: das Theatralische im Ausdruck der Köpfe und der Geberden, sowie in der phantasielosen Composition, tritt scharf hervor. Verwandten Geistes ist sein Brutus nach der Hinrichtung seiner Söhne, wie das vorige Bild noch für Ludwig XVI. gemalt. Welche Concession an den Geist der Revolution, daß der König einen solchen Gegenstand bestellte! Nach dem Ausbruch der Revolution war der Künstler von der constituirenden Versammlung beauftragt worden, den entscheidenden Moment aus der Tagesgeschichte, den Schwur im Ballhause, zu malen. Nur der Carton (in den Räumen der Handzeichnungen) kam zu Stande, auf dem einige Porträtköpfe ausgeführt, die Gestalten aber sämmtlich nackt sind, was David's gründliches Studium der körperlichen Form zeigt. Das berühmte Bild der Sabinerinnen, welche die kämpfenden Scharen des Romulus und des Tatius trennen, vom Jahre 1799, hat nur durch die Schönheit der einzelnen Formen und Stellungen Werth, während die Composition zerstreut ist und die Hauptfiguren gespreizt sind. Das gilt in noch höherem Grade von dem 1814 gemalten Leonidas. David, mehr mit Gestaltungskraft als mit Erfindungskraft ausgestattet, ist am größten, wo er sich ganz an die wirkliche Erscheinung halten kann, und leistet daher vielleicht das Beste im Porträt. An das edle und charaktervolle Bildniß Pius' VII. im Lehnstuhl reicht keines seiner historischen Bilder heran.

Unter den Schülern, die seine antik-republikanische Richtung verfolgen, findet man das hohle theatralische Wesen derselben am stärksten bei Lethière, Jean-Germain Drouais und Guérin ausgeprägt. Ganz anders Gérard, der, mit echtem Geschmack und feinem Gefühl begabt, zwar bei historischen Bildern, wie der Einzug Heinrich's IV. (spätere Zeit) minder in seinem Element ist, bei mythologischen Darstellungen, wie sein liebliches Gemälde der Psyche, die Amor's ersten Kuß empfängt, vielleicht etwas zu sehr in das Glatte geht, aber ein Künstler ersten Ranges im Bildniß ist — man sehe nur: der Maler Isabey mit seinem Töchterchen — und dadurch zum Porträt-

maler der europäischen Monarchen wird. Sehr verschieden von ihm ist der eigentliche Maler des Kaiserreichs, Gros, mit kräftigem Realismus begabt, aber ohne feinern Geschmack, wie sein Bonaparte bei den Pestkranken zu Jaffa und: der Kaiser auf dem Schlachtfeld von Eylau beweisen. Girodet-Trioson's Element sind Elegien. Sein Schlafender Endymion ist freilich von einer gezierten Eleganz, wahre Empfindung verräth aber: die Bestattung der Attala; in Farbe und Licht sind beide nicht glücklich. Es ist schade, daß man den einzigen Künstler, welcher der herrschenden Richtung unabhängig gegenübersteht, Prudhon, im Louvre nicht in jenen mythologischen dem Correggio nachstrebenden Bildern kennen lernen kann, in denen sich seine wahre Eigenthümlichkeit offenbart, sondern in Arbeiten, die zwar kühne coloristische Effecte zeigen, in denen er aber auf einem Gebiet, das ihm fremd ist, sich ohne Halt und Geschmack bewegt.

Noch bestand unter der Restauration die David'sche Richtung, aber in akademischer Erstarrung, von den Monarchen durch die Ausschmückung der Plafonds in verschiedenen Sälen des Louvre beschäftigt, aber ohne besonders Hervorragendes zu leisten. Doch schon war der Künstler aufgetreten, welcher völlig mit der Schule brach und durch energischen Realismus die französische Malerei in neue Bahnen lenkte. Auf den Ausstellungen der Jahre 1812 und 1814 stellte Géricault zwei Bilder aus, die von ganz neuem Geist erfüllt waren: ein Offizier der Chasseurs à cheval, auf stolzem Roß einhersprengend, und: ein verwundeter Kürassier, der, sein Pferd am Zügel führend, die Schlacht verläßt, beide lebensgroß. In dem einen scheint alles siegreiche Ungestüm des Napoleonischen Heeres, in dem andern alles Elend des russischen Feldzugs verkörpert. Noch schlagender in der Wirkung war: das Floß der Medusa, mit dem er 1819 auftrat, eine Schiffbruchsscene aus der Gegenwart; ein solcher Gegenstand in lebensgroßen Figuren, schon das war unerhört. Das Floß der untergegangenen Fregatte, auf den Wogen hintreibend und erfüllt mit den Männern, in deren Verzweiflung und Elend der letzte Hoffnungsstrahl durch das Auftauchen eines fernen Schiffs einbricht, ist von wunderbarer Gewalt in der Darstellung der heftigsten Leidenschaften, von ergreifender

Wahrheit und von außerordentlicher Kühnheit in der Behandlung des Körpers und seiner Bewegungen.

Um die Kunst der neuern Epoche, die auf Géricault folgte, kennen zu lernen, müssen wir die Galerie des Luxembourg aufsuchen. Doch vorher im Louvre noch einen Blick auf die Bilder von Leopold Robert: die Rückkehr vom Fest der Madonna del Arco und: die Schnitter, diese Schilderungen italienischen Volkslebens, in denen sich mit edelstem Stil und schönster Linienführung das tiefste Gefühl für die Natur vereint.

Vollkommene Emancipirung von allen akademischen Regeln, Alleinherrschaft der individuellen Phantasie des Künstlers und eine im eigentlichen Sinn malerische Auffassung waren die Losungsworte der romantischen Schule. Eugène Delacroix († 1863) war das Haupt dieser Richtung, wol der größte Colorist der Gegenwart. Das Bild, mit dem er im Salon von 1822 auftrat: Dante und Virgil in der Hölle, über den von den Zornmüthigen bewohnten Sumpf fahrend (im Luxembourg), wirkte außerordentlich durch die märchenhaft-düstere coloristische Stimmung, welche dem Vorwurf so vollkommen entsprach, sie ließ den heftigen Affect, sie ließ die großartige Conception des Ganzen erst zum vollen Ausdruck kommen. Gegen die Farbe aber blieb alles Andere zurück, die Zeichnung war nicht fehlerlos, die Formen geriethen in das Häßliche, mit einer bizarren Absichtlichkeit war jede überlieferte Schönheit vermieden. So hatte ja auch gleichzeitig Frankreichs romantische Dichtung an die Stelle des Schönen das Charakteristische gesetzt. Ebenso wirkungsvoll in der Farbe, aber noch willkürlicher in der Form und wüst in der Composition ist das Gemälde, welches zunächst folgt: das Gemetzel von Chios, eine furchtbare Scene aus dem griechischen Aufstande; und fast bis zur Frechheit steigert sich die Kühnheit des Künstlers in dem Bilde, das ihm die Tage der Julirevolution eingaben: die Freiheit, das Volk auf die Barrikaden führend; es ist die Freiheit, wie sie in den „Iambes" von Henri-Auguste Barbier lebt:

C'est une forte femme, aux puissantes mamelles
A la voix rauque, aux durs appas,
Qui, du brun sur la peau, du feu dans les prunelles,
Agile et marchant à grand pas,

Se plaît aux cris du peuple, aux sanglantes mêlées,
Aux longs roulements des tambours,
A l'odeur de la poudre, aux lointaines volées
Des cloches et des canons sourds;
Qui ne prend ses amours que dans la populace,
Qui ne prête son large flanc
Qu'à des gens forts comme elle, et qui veut qu'on l'embrasse
Avec des bras rouges de sang....

Früchte von Delacroix' Reise nach Afrika sind: die algerischen Frauen in ihrem Gemach und: eine jüdische Hochzeit in Marokko, bei denen der außerordentliche Farbenzauber alles ist und Form und Vorwurf dagegen völlig zurücktreten. Die folgenden Jahre brachten ihm sogar große monumentale Aufgaben, die er gleichfalls mit dem ungestüm-revolutionären Geist angriff, welcher seine Kunst erfüllt. Wilde Leidenschaftlichkeit, das Gegentheil jenes ruhigen Maßes, welches die monümentale Kunst verlangt, durchdringt seinen Heliodor und seinen Jakob mit dem Engel ringend, in einer Kapelle von St.-Sulpice; aber namentlich das letztere Bild, auf welchem die Stimmung der Landschaft im Einklang mit der Handlung selbst steht, zeigt die ganze stürmische Kühnheit seiner Phantasie. Sein Meisterwerk aber, das sich durch die Glut und den Zauber des Colorits neben die größten Farbenwunder der vergangenen Kunst stellen kann und gleichfalls jenes hinreißende Ungestüm der Bewegung zeigt, ist das mittlere Deckenbild in der Galérie d'Apollon des Louvre: der Sonnengott auf seinem Viergespann, über den Drachen Python triumphirend.

Gleich das erste Auftreten Delacroix' ließ eine heftige Fehde zwischen zwei Parteien auf dem Kunstgebiet entlodern. Gegen die einseitig naturalistische und coloristische Malerei der Romantik stand vornehmlich ein Künstler auf, der bis zu seinem am 15. Januar 1867 erfolgten Tode das Haupt der Idealisten war: Jean-Auguſtin-Dominique Ingres, der, aus David's Schule hervorgegangen, doch keineswegs innerhalb ihrer Grenzen gefangen blieb. Feines Gefühl für die körperliche Form und tiefes Eindringen in die Natur zeichnen ihn aus, und bei geringerm Sinn für die Farbe sind ihm ein seltener Adel und eine hohe Kraft der Zeichnung eigen.

Vergleichen wir Ingres mit Deutschlands großem Idealisten

Peter von Cornelius, dessen Tod so schnell auf den seinen gefolgt ist, so ist er ihm verwandt an Ernst und Gediegenheit der Gesinnung, erreicht ihn nicht entfernt in genialer Erfindung und Composition, aber übertrifft ihn, was die sichere Durchbildung der Form betrifft. Seine Stärke liegt in der Darstellung der nackten Einzelfigur; das sieht man am besten in der herrlichen, Altes und Neues enthaltenden Privatsammlung des Grafen Duchatel, die eins von Ingres' frühern Werken: den Räthsel lösenden Oedipus, und eins seiner spätern: die Quelle, enthält, eine schöne nackte Frauengestalt, am Felsen stehend und die Urne haltend, der das Wasser entrinnt. Hier ist keine Spur von dem sinnlichen Reiz, der in der modernsten französischen Kunst eine so große Rolle spielt; sondern mit der höchsten Anmuth ist hier eine Keuschheit verbunden, die an jene lautere Auffassung der körperlichen Schönheit mahnt, wie sie den Künstlern des alten Griechenland eigen war. Der Luxembourg bewahrt von Ingres namentlich seine Apotheose Homer's, die auch als Deckenbild in einem Raum des Louvre ausgeführt ward, bei trockener Farbe von stilvoller Zeichnung, echt monumental gedacht, aber ohne Frische und Leben in der Composition, die den Eindruck des Kalten und Absichtlichen macht. In der Charakteristik der einzelnen Gestalten liegt auch hier die Größe des Werkes; wie schön sind die beiden Figuren, welche zu den Füßen Homer's sitzen, die Ilias kampfmuthig dreinblickend, das Schwert zur Seite, die Odyssee sinnend und sehnsüchtig, eng in ihren Mantel gehüllt. Und welche lebenswahren Köpfe zeigen die großen Künstler und Dichter ringsum! Durch großartige Charakteristik ist Ingres auch im Porträt bedeutend, das zeigt sein Brustbild Cherubini's, bei dem wir nur die allegorische Zuthat der Muse mit dem Kranz fortwünschen möchten. Auch ein edles religiöses Bild von Ingres, in dem er sich einer wirklichen dramatischen Auffassung mehr als gewöhnlich nähert, besitzt der Luxembourg in dem Petrus, der die Schlüssel des Himmels von Christus empfängt. Doch auch als Kirchenmaler ist er am größten, wo er nur bedeutungsvolle einzelne Gestalten zu geben hat, das zeigt eine Reihe von Cartons für Glasgemälde. Wie schön ist in diesen der Erzengel Rafael, der herrliche Bote

des Himmels, mit dem Fuße kaum an dieser Erde haftend; Helena, in die Wunder des Kreuzes versunken; Kaiser Heinrich, der die Insignien seiner königlichen Würde dem Höchsten darzubringen scheint; oder Rosalia, die, in das Anschauen Gottes versunken, allem Irdischen entsagt.

Ingres' bedeutendster Nachfolger ist Hippolyte Flandrin († 1864), Frankreichs erster religiöser Maler. Er hielt sich an die besten Vorbilder der ältern Kunst, wozu ihm sein Meister, der nicht aufhörte, Rafael zu studiren, den Weg gezeigt. Doch Flandrin ging auch auf die italienischen Künstler des 15. Jahrhunderts zurück, ähnlich wie die religiösen Maler Deutschlands; diese, namentlich Cornelius, sind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, und es ist dabei wahrhaft rührend, wie hoch der greise Cornelius Flandrin stellte, den er den Deutschen unter den Franzosen zu nennen liebte. Im Luxembourg ist nur eine Studienfigur von ihm; um ihn kennen zu lernen, muß man seine monumentalen Malereien sehen, die Scenen aus dem Alten und dem Neuen Testament, die er an den Wänden von St.-Germain des Près nebeneinandergestellt, und die prachtvollen Friescompositionen in St.-Vincent de Paule: ernste, würdevolle Heiligengestalten, die in zwei langen Reihen hinziehen zum Heiland.

Zwischen den Idealisten und Romantikern steht Ary Scheffer, der aber seinem Wesen nach mehr zu den letztern neigt und in dessen Werken das Element des Empfindsamen vorherrscht. Von seinen Bildern zu deutschen Dichtern finden wir im Luxembourg: Eberhard den Greiner an der Leiche seines Sohnes. Wenn er elegische Scenen, wie er sie liebt, wirklich genrehaft und in kleinerm Umfang behandelt, ist Scheffer noch ansprechender, was sein Tod Géricault's zeigt.

Aus der romantischen Richtung entwickelte sich die realistische Geschichtsmalerei, an deren Spitze Paul Delaroche steht, ausgezeichnet durch die feine Individualisirung, die er seinen Gestalten verleiht, und durch die Meisterschaft seines Vortrags. Nur unvollkommen lernt man ihn im Luxembourg kennen durch: die Söhne Eduard's, die fein und geistvoll im Motiv, doch in der Ausführung minder bedeutend sind. Desto großartiger ist sein Hémicycle im Palais des Beaux-Arts, diese

Wandmalerei im durchaus realistischen Stil mit dessen ganzer Farbenpracht: ja hier wird nahezu die Grenze gestreift, die bei solchen Aufgaben gewahrt werden muß. In diesem Gemälde sind die großen Künstler aller Zeiten vereinigt, wie um den Preisvertheilungen beizuwohnen, für welche der Raum bestimmt war; bewundernswerth ist die Einheit der Stimmung, welche das Ganze beseelt. Es ist in Frankreich jetzt Mode geworden, Delaroche minder zu schätzen; doch wer von den andern Historienmalern, Robert Fleury, Jacquand, Couture, reicht an ihn heran? Die meisten geben große Staatsactionen in vollster Costümwahrheit wieder, aber ohne lebendige Handlung und feinere geistige Durchdringung des Gegenstandes und der Charaktere, dazu oft mit einem Gefallen am Gräßlichen, mit einem Hervorkehren des Aeußersten, die peinlich auf den Beschauer wirken. An Kühnheit des Pinsels und schlagender Darstellung des Wirklichen wurde Delaroche freilich durch Horace Vernet, seinen Schwiegervater, übertroffen, aber eine wahre Vertiefung in den Gegenstand finden wir bei diesem nicht; seine Judith und sein Rafael und Michel Angelo im Luxembourg wirken leer und abstoßend. Des Malers Größe tritt uns nur aus seinen kolossalen Kriegsbildern entgegen, in denen er die Kraft seiner Farbe, die beispiellose Kühnheit seiner Pinselführung, seine ganze Gewalt in der Beobachtung des Lebens und im Festhalten des Bewegtesten und Vorübergehenden offenbart. Dennoch trägt keines seiner Bilder den Charakter einer großen geschichtlichen Handlung. Alle wirken, auch im größten Maßstab, genreartig. Sein Ueberfall der Smalah Abd-el-Kader's ist das beste Beispiel; dies 75 Fuß lange Prachtstück des historischen Museums zu Versailles, jenes Museums, welches Ludwig Philipp, „l'aubergiste de toutes les gloires de la France", in so beispiellos kurzer Frist geschaffen, dessen Gemälde aber, viele Tausende an der Zahl, fast durchgängig auch den Stempel des fabrikmäßigen Producirens tragen, das sie hervorrief.

Doch genug von Versailles, das keinen Anspruch darauf machen darf, als eine Sammlung von Kunstwerken betrachtet zu werden. Im Luxembourg, wo wir noch so manches aus den Gebieten des Genre, der Landschaft, des Thierstückes, Arbeiten von Breton, Corot, Decamps, Daubigny,

Troyon, Rosa Bonheur u. a. zu bewundern hätten, ist auch ein Kriegsbild vorhanden, welches bei kleinstem Umfang nicht zurücksteht hinter den größten Leistungen dieser Art, die französische Künstler hervorgebracht: Napoleon III. bei Solferino von Meissonier. Der berühmte Genremaler hat sich neuerdings mit Vorliebe dieser Kunstgattung zugewandt, und er, der an Treue und Geist in der Wiedergabe des Wirklichen mit den alten Niederländern wetteifert, zeigt diese Vorzüge auch hier. Welche Feinheit in der Belauschung des Lebens bei Mann und Roß, welche Vollendung in der Ausführung, welche Größe im Kleinsten!

Wir scheiden am besten mit Meissonier von der französischen Malerei. Was die jüngste Gegenwart auf dem Gebiet der großen Kunst gebracht hat, deutet auf keine neue Entwickelung hin. Ueberall die Neigung zum Sinnlich-Frivolen; die „Halbwelt", scheint es, regiert auch hier den Geschmack. Ein bedeutendes Talent trat in der französischen Kunst auf dem Gebiet der Illustration auf: Gustave Doré, ein junger Künstler, dem Phantasie, Beweglichkeit und glänzendes Geschick der Darstellung in kurzer Zeit einen Namen, auch im Auslande, machten, und der sich namentlich in seinen Compositionen zu Perrault's Kindermärchen auf seiner Höhe zeigte. Eine seiner neuesten Leistungen, die Bibel, trägt aber schwerlich dauernd zur Mehrung seines Ruhms bei, so bedeutend ihr äußerer Erfolg war. Schon ist Doré ganz dem Manierismus in die Hand gefallen! Von stilistischer Würde, von wahrer Vertiefung in den Gegenstand findet sich in diesem Werke keine Spur. Dafür gefallsüchtiges Prunken mit kleinen äußerlichen Kunstmitteln und eitler Effecthascherei, deren ermüdender Eindruck von Blatt zu Blatt sich steigert. Welch frischer Luftzug muß wieder durch das ganze Leben der Nation gehen, damit auch ihre Kunst zur Besinnung kommt!

III.

Von dem französischen Geist und der geistigen Arbeit in Paris.

Von

Charles Marelle.

Die Franzosen gelten für eine geistreiche Nation, wahrscheinlich jedoch wird man sie niemals ein Volk von Dichtern und Gelehrten nennen.

Nicht ungern belustigen sich die gebildetern Deutschen über die sprichwörtliche Unwissenheit der Franzosen in der Geschichte, Geographie und dergleichen, worüber diese mit dem Aplomb, das ihnen ihr Mutterwitz verleiht, selbst zuerst lachen. Indessen hat sie das Beispiel ihrer überrheinischen Nachbarn in neuester Zeit etwas ernster gestimmt, und sie fangen an über die Unbequemlichkeit der Unwissenheit nachzudenken. Welchen Aerger hat die bekannte „Karte der Unwissenheit", die eine Nummer von „Ueber Land und Meer" (Februar 1867) veröffentlichte, dem „Monde" gemacht; und wie viele Noth, sie zu widerlegen! Der katholische Ignorantismus, der Mangel des obligatorischen Schulbesuchs und der Aneiferung von seiten der Gemeinden, die

Nachlässigkeit der Aeltern, die Noth des Elends, die Gleichgültigkeit der Aufgeklärten, der leichtsinnige, ungeduldig bewegliche Nationalcharakter, die alles verzehrende Centralisation, und endlich eine verschwenderische Regierung, die sich beständig mehr um den Schein eines vergänglichen Ruhms kümmert, als um die Lebensbedingungen des Landes: das sind die so häufig angeführten Gründe der niedrigern Bildungsstufe Frankreichs im Vergleich zu Deutschland. Jedenfalls fehlt es daselbst nicht an öffentlichen Unterrichtsanstalten; es wimmelt davon in Paris (wo es 1866 etwa 500 Gemeindeschulen gab, Kindergärten, Jugendschulen, Special- und Handwerkerschulen u. s. w., die von 70—80000 Kindern besucht wurden) und sie bestehen reichlich in der Provinz. Mit Ausnahme von ein paar hundert dürftigen Flecken, kann jedes Dorf, jede Gemeinde eine Elementarschule aufweisen, jeder Hauptort eines Departements eine Normalschule zur Ausbildung der Schullehrer, ein kaiserliches oder städtisches Lyceum, ein kleines und ein großes Priesterseminar, eine mehr oder minder große Anzahl von Anstalten für Männer und Frauen, denen Laienbrüder oder Mönche vorstehen, und endlich seit einiger Zeit auch eine Realschule. Außerdem wird der höhere Unterricht in den Akademien ertheilt, einer Art von Universitäten, die sich auf einige größere Städte beschränken. Alle diese kleinern und größern Anstalten jedoch streben nach dem Mittelpunkt und vereinigen sich mit der Université de France, die ihren Sitz in Paris hat. Hier wie überall ist Paris der schöpferische Mittelpunkt, welcher den Raum mit Planeten besäet, denen er das Licht ertheilt, aber von denen er auch seinerseits, durch ein Verfahren, welches unsere Sonne zum Glück nicht kennt, das Licht wiederum borgt. Paris leuchtet nicht so billig wie die Sonne; das Licht, das es über die Provinz verbreitet, erfordert ein Brennmaterial, dessen Kosten zum größten Theil die Provinz bestreiten muß. Sobald sich ein Professor in der Provinz einen Namen gemacht, erstrebt er nur noch eins: einen Lehrstuhl in Paris! Und nicht allein auf diese, auch auf unfertige junge Leute wirkt die gleiche Anziehungskraft. Die guten und besten Gymnasialschüler aus den Departements strömen nach der „Grand'-Ville" — der Hauptstadt, würden wir

sagen, obgleich damit dieses Wort nicht zur Hälfte übersetzt ist — und nicht allein von ihren Universitäten, sondern sogar schon von ihren Lyceen (Gymnasien). Diese Lyceen, „Colléges" genannt unter dem Ancien régime, „Lyceen" unter dem Kaiserreich, umgetauft in „Colléges" unter der Restauration, noch einmal umgetauft durch den Staatsstreich und wieder „Lyceen" genannt durch Napoleon III.! — diese Lyceen sind nicht Gymnasien nach deutschem Muster, die nur bei Tage besucht werden. Die Minderzahl der Schüler schlafen und essen im älterlichen Hause, die meisten wohnen im Lyceum, das mitunter so großartig eingerichtet ist, daß 8—900 Pensionäre darin aufgenommen werden können, die es indeß darin nicht besser als in einer Kaserne haben; sie tragen eine Uniform, liegen in ungeheuern Schlafsälen, Gefangenen gleich, unter beständiger Bewachung, haben nicht einmal wie diese ihre Zelle und die Einsamkeit für sich, und können das süße Gefühl des chez-soi höchstens hinter dem Deckel ihres Koffers oder ihres Pultes momentan genießen. Diese strenge Disciplin, die durch eine immerwährende, an das Spionirsystem grenzende Aufsicht noch verschärft wird, kann natürlich die „goldene Jugend" nicht gerade beglücken, der vielleicht nichts golden erscheint als die Schlafens- und die Ferienzeit!

Das Studienprogramm der Lyceen ist im allgemeinen, was alte und neuere Sprache, Geschichte, Wissenschaften u. s. w. betrifft, dem der deutschen Schulen ähnlich, die Einzelheiten sind es aber, die sie hinter diesen zurückstehen lassen. Die Methode ist trocken, pedantisch und schablonenmäßig, und durch keinen ästhetischen Geist belebt. Das Studium der alten Sprachen ist immer um zwanzig Jahre zurück, und das der neuern läßt noch mehr zu wünschen übrig. Das Deutsche ist in den Lyceen vorherrschend, das Englische in den Mädchenschulen. Was bei den Franzosen besonders das Verständniß und den Fortschritt in den fremden Sprachen beeinträchtigt, ist die Unkenntniß der theoretischen Betonung ihrer eigenen und infolge dessen der gänzliche Mangel an Sinn für die Accentuirung der fremden. Auch der Geschichtsunterricht, obwol neuerdings vom Unterrichtsminister Duruy angeeifert, genügt bei weitem den gegenwärtigen Anforderungen nicht. Es ist wol wahr, daß

gerade hierin viele Rücksichten den guten Willen des armen Lehrers hemmen, religiöse, politische Rücksichten, die (vorzüglich letztere) den Unterricht der Geschichte in Frankreich von jeher und bis zum heutigen Tage zur Unwahrheit gezwungen haben. Wie die Wahrheit verkünden unter den Schandthaten des Alten Régime, den Verirrungen der Revolution, den Roheiten des Kaiserthums, den Principienkämpfen der Restauration und der Juli-Monarchie? Und wie soll man Thatsachen erzählen, ohne die Umstände zu berühren, die sie herbeigeführt? Man muß zugeben, daß in solchem Fall die Aufgabe etwas schwierig ist für einen Lehrer, der im Solde der Regierung steht, einer Regierung, die er in seinem Innern vielleicht nicht anerkennt, und daß es für ihn gefährlich werden könnte, gründlich zu sein; er zieht darum vor, es so zu machen wie seine übrigen Collegen und — seinen Schülern selbst zu überlassen, sich durch Lesen den beschränkten Horizont zu erweitern.

Indeß wie mittelmäßig auch der Unterricht sein mag, an ausgezeichneten Schülern fehlt es dennoch nicht. Wenn der Minister des öffentlichen Unterrichts seinen Plan hätte ausführen können, neben der Kunst- und Industrie-Ausstellung auch eine internationale Ausstellung der geistigen Arbeiten einzurichten, so hätte wol mancher pariser Schüler einen Preis davongetragen. Aber einer gilt nicht für alle, das weiß man am besten in Paris, wo sich die Schüler der verschiedenen Gymnasien mit dem größten Eifer an der Preisconcurrenz betheiligen, die alljährlich stattfindet. Die Professoren, denen nur preisgekrönte Schüler einen Ruf bereiten, beschäftigen sich daher nur mit solchen, die irgendein besonderes Talent zeigen. Diese Elite-Schüler werden einem eigenen Trainirsystem unterworfen, welches sie in den Stand setzt, an dem wichtigen Tage den Sieg auf dem Turf der Geschichte und der lateinischen Rede davonzutragen, um dadurch auf ein Jahr hinaus den Ruhm ihres Instituts zu sichern. So erkennt man hierin, wie in allem, die französische Art, die glänzende Seite der Dinge herauszukehren; aber hier wie überall befinden sich hinter theatralischem Prunk elende Coulissen. Am Ende ihrer Gymnasialstudien müssen sich die Schüler dem „Baccalaureats"-Examen unterwerfen, das dem deutschen Abiturienten-Examen entspricht, im allgemeinen

jedoch minder schwierig ist und nicht im Gymnasium selbst stattfindet, wo der Schüler bekannt ist, sondern am Ort derjenigen Akademie, von der das Gymnasium abhängt.

Das Baccalaureus-Diplom öffnet dem Gymnasiasten den Weg, es macht ihn zum Studenten; aus dem Zustande der strengsten disciplinarischen Bewachung fühlt er sich mit einem mal in die unbegrenzteste Unabhängigkeit versetzt, und der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit macht, ist leider der, daß er sie bis zur Ausschweifung misbraucht. Der moralische Einfluß der eigenen Familie, der doch schon durch die Trennung der frühern Schulzeit geschwächt ist, prallt gänzlich ab an einem jungen Menschen, der, sich selbst überlassen, allein wohnt und mit andern jungen Leuten lebt, die, ebenso unabhängig wie er, den guten Ton nur darin erkennen, mit dem Leichtsinn oder dem Laster zu prahlen. Das Leben der pariser Studenten ist ja bekannt; es ist dem der deutschen sehr unähnlich. Es gibt da weder Vereine, noch Burschenschaften (die Regierung würde sie scheel ansehen), weder Trachten, noch charakteristische Gewohnheiten. Nichts unterscheidet den Studenten von andern jungen Leuten des bemittelten Standes, außer daß er meistens im Quartier Latin wohnt und man ihn zu gewissen Stunden in Scharen in der Nähe gewisser Gebäude dieses Stadttheils bemerkt, wie der Sorbonne, der Ecoles de Droit und de Medecine. Zum Theil fällt indeß dieses junge Volk dem aufmerksamern Beobachter durch lärmende Bewegungen, losere Formen auf, durch den viel häufigern Besuch der Kaffeehäuser und Bälle als der Schule, und endlich durch die „Sitte" der wilden Ehe. Dieser pariser Student ist der Student des Romans, der humoristischen Erzählung, kurz der Student, den man sich ohne eine „Studentin" nicht vorstellen kann. Er muß Weib, Cancan und Billard ebenso genau kennen lernen, wie der deutsche Student sein Rappier, sein Bier und seinen Comment.

Kein Fremder indeß darf nach dergleichen Ballhelden die ganze Jugend beurtheilen. Genau angesehen sind es immer dieselben; d. h. ein paar hundert etwa, von denen der größte Theil nach zwei oder drei locker verbrachten Jahren sich entschließt, die Schulen zu besuchen, um das Leben endlich von

der ernsten Seite zu nehmen. Die Fehler, die wir bei den Gymnasien bezeichnet haben, finden sich bei den höhern Schulen wieder, dieselbe Ungründlichkeit, derselbe Mangel an einem belebenden philosophischen Geist; Mängel, die der Schüler wiederum durch Lektüre und doppelten Eifer ergänzen muß.

Die jungen Leute, die sich dem literarischen oder wissenschaftlichen Unterricht widmen wollen, können nur auf dem Wege der Bewerbung in die höhere Normalschule gelangen, wo sie von Lehrern herangebildet werden, die meistens zu den wissenschaftlichen oder literarischen Koryphäen gehören. Viele der gegenwärtigen Schriftsteller von Ruf sind aus dieser Schule hervorgegangen: Edmond About, Prevost-Paradol, Paul Janet, der philosophische Kritiker der „Revue des deux Mondes", Henri Taine u. s. w. Man wirft der Normalschule vor, daß sie in ihrer Anleitung mehr auf das Schönsprechen zu wirken sucht als auf das Wahrsprechen, daß sie mehr eine Schule sei für beredte Akademiker als ein Institut für geschickte und kühne Pionniere der Wissenschaft. Nichts aber ist dem pariser Professor größeres Bedürfniß als die Gabe der Beredsamkeit; in der Sorbonne wie auch anderwärts wird nur derjenige, welcher schön spricht, gehört und — beklatscht; denn die Zuhörer applaudiren hier dem Docenten nach der Vorlesung, und sogar während derselben, wie wenn sie im Theater wären. Wir haben gelesen, daß bei der zweiten Vorlesung Legouvé's im Collége de France über „les pères et les enfants" nicht blos das Amphitheater des Collegs drei Viertelstunden vor dem Eintritt des Professors gedrückt voll, daß die Stufen, die Fensterbänke, die Thürschwellen bis auf den Corridor hinaus mit Zuhörern besetzt waren, sondern daß man sich auch im Hofe noch unter den geschlossenen Fenstern heandrängte. „Man war nahe daran, sich zu ersticken", sagt der Berichterstatter; „man wird sich in der nächsten Woche unfehlbar ersticken." Ebenso gab es seinerzeit keine Räumlichkeit groß genug, um die Zuhörerschaft von Cousin zu fassen, und nachmals von Jules Simon, als sie über Kant und Hegel sprachen, während diese beiden Größen als Franzosen gedacht (man verzeihe mir diese contradictio in adjecto) mit ihrer schwerfälligen, verwickelten Rede kaum zwanzig Zuhörer gehabt haben würden.

Kein Wunder daher, daß in einem Lande, wo es jeden nach dem Erfolg gewaltsam drängt, das eifrigste Streben jener Kunst gewidmet wird, durch die man es am sichersten so weit bringt.

Die Académie de Paris (nicht zu verwechseln mit der Académie-Française), die dem Begriff einer deutschen Universität entspricht, ertheilt den Unterricht der fünf Facultäten: der katholischen Theologie, der Literatur, der Wissenschaft, der Medicin und des Rechts. Die ersten drei werden in der Sorbonne durchgemacht. Für die protestantische Theologie gibt es in Paris keinen Lehrstuhl; es gibt überhaupt in ganz Frankreich deren nur zwei, einen calvinistischen in Montauban und einen lutherischen in Strasburg.

Merkwürdig ist es, daß gerade in Frankreich, wo die Rechtsgelehrten eine so große Rolle gespielt haben, die Ecole de Droit in Paris niemals den europäischen Einfluß ausgeübt hat, wie einst die berühmten Rechtsschulen von Bologna und Padua und heutigentags jene von Berlin. Cujacius und Dumoulin, die alten bekannten Rechtsgelehrten, kann sie so wenig zu den ihrigen zählen, wie in neuerer Zeit Savigny; der größte Name, den sie aus der jüngsten Epoche anführen kann, ist der eines Italieners, des berühmten und unglücklichen Rossi, der als Minister des Papstes Pius IX. ermordet wurde.

Dafür darf aber die Ecole de Médecine den Vergleich mit den berühmtesten Schulen in Europa wagen; von jeher konnte sie Männer ersten Ranges aufzählen, denen in Paris die zahlreichen Hospitäler ein fast einzig dastehendes Feld der Beobachtung darbieten.

Abgesehen von dieser berühmten Schule, stehen alle übrigen Facultäten in Paris den deutschen Universitäten nach. Es fehlt, wie gesagt, weder an großen Professoren, noch an talentvollen Schülern; aber es ist die ganze Einrichtung des Unterrichts, die so vieles zu wünschen übrig läßt. Es wird oft gerühmt in Paris, daß dort der hohe Unterricht unentgeltlich sei; diese Unentgeltlichkeit aber ist blos illusorisch. Man kann, wenn man sie als Dilettant, als Amateur hören will, sehr viele Vorlesungen in Paris gratis hören; aber der Student, der sein Examen machen will, muß sie bezahlen, für ihn gibt es keinen unentgeltlichen

Unterricht, ja nicht einmal das schöne Privileg, welches z. B. auf deutschen Universitäten gilt, wo der mittellose Student sein Honorar nachbezahlt, wenn er später zu Brot gelangt ist. Der französische Student muß Geld haben — das ist die erste Bedingung.

Alle die Lehranstalten, welche wir bisher genannt, hängen entweder von der Akademie von Paris oder der Universität von Frankreich ab; das einzige Institut, welches unabhängig von beiden ist und darum seine Pforte einem freiern und bessern Unterricht öffnet, ist das Collége de France. Es ist nur dem Unterrichtsminister selbst verantwortlich, der allerdings mehr oder weniger liberal gesinnt sein kann. Die ausgezeichnetsten Vertreter der Wissenschaft gehören diesem Colleg an: Burnouf, Stanislas Julien, Laboulaye, Philarète Chasles; auch der große Orientalist Munk († 6. Febr. 1867) war einer von seinen Professoren. Diese Stätte der freien Untersuchung, des unabhängigen Gedankens wird namentlich vom hohen katholischen Klerus mit scheelem Blick angesehen, und mehr als einmal ist es ihm durch Pression auf die Minister gelungen, diejenigen Männer zu entfernen, welche hier vorzüglich an ihren Plätzen waren — man denke nur an Michelet, an Edgar Quinet, an Ernest Renan!

Abgesehen von diesen großen Centren des Unterrichts, welche sozusagen immer unter dem Licht des Tages und der Oeffentlichkeit arbeiten, gibt es noch gewisse Lehrstätten, welche darum nicht unwichtiger sind, weil sie sich diesem Licht entziehen und mit einer gewissen, den andern nicht zugestandenen Autonomie bekleidet sind. In erster Linie gilt dies von den Instituten für die Geistlichkeit.

Die Seminare derselben hängen in jeder Diöcese nur vom Bischof ab und stehen keineswegs unter der Aufsicht der Universität. Man kennt die Art und Weise des Unterrichts in solchen Anstalten und in einem Lande, wo der Formalismus herrscht und das Dogma das unumstößliche Princip bildet.

Geschichte wird von altem, theologischem Standpunkt gelehrt, nach dem sich alles nur um die Bibel und die Kirche dreht, die Philologie geht vom Thurm zu Babel aus, und die Naturwissenschaften begnügen sich mit den naivsten Beweisführungen.

Ein ganz anderer Geist herrscht in den Specialschulen, unter

denen wir vor allen die Polytechnische Schule hervorheben wollen. Diese Schule, im Jahre 1794 unter der ersten Republik gegründet, hat sich von ihrem Ursprung einen Geist der Unabhängigkeit bewahrt, der ihr bisher von keiner Regierung entrissen werden konnte; dies ist auch wol der Grund, warum man jetzt davon spricht, sie zu schließen. Die Behörden werfen ihr nämlich vor, zu jedem Aufstande Anführer geliefert zu haben. Sie hängt direct vom Kriegsministerium ab, obwol sie ihre Schüler nicht nur für die Armee, sondern auch für Civildienste heranbildet.

Von den übrigen Specialschulen zu reden wird man uns erlassen. Sie fügen dem Bild der geistigen Arbeit in Paris, welches wir hier entwerfen, keinen wesentlich neuen Zug hinzu; indem sie es nur nach allen Seiten hin ausfüllen, würden sie uns nichts geben als eine Nomenclatur, mit welcher wir die Geduld unsers Lesers nicht auf die Probe stellen wollen.

Alexander von Humboldt hat einst gesagt, nur in Paris könne man arbeiten. Ohne Zweifel dachte er dabei an die Masse der verschiedenartigsten Institute, Bibliotheken, Museen u. s. w., die da vereinigt sind und den Samen alles Wissens in sich bergen, oder vielleicht auch an die große Zahl ausgezeichneter Männer und Gelehrten, die dadurch nach Paris gezogen und daselbst festgehalten werden und den gegenseitigen Ideenaustausch auf so angenehme Weise fördern. Dies bringt uns auf die wissenschaftlichen Vereine und die Akademien.

Es ist bekannt, welche Stelle nicht nur in Frankreich, sondern in der gelehrten und literarischen Welt überhaupt das Institut de France einnimmt, mit seinen fünf Klassen oder Akademien, von welchen eine jede die berühmtesten Namen von Frankreich aufzuweisen hat. Und hier am besten und vielleicht auch von ihrer vortheilhaftesten Seite sieht man die Wirkung der Centralisation, dieser allgemeinen Vereinigung in Einem Mittelpunkt. Um all die Anstalten, Vereine u. s. w. möglich zu machen und vor allem eine so vielseitig gelehrte Gesellschaft zu bilden, wie sie das Institut bietet, ist es jedenfalls nothwendig gewesen, daß die Provinzen der Hauptstadt ein starkes Contingent liefern. Die meisten größern Städte der Provinz haben zwar ihre Akademien und gelehrten Gesellschaften, wer sich aber

etwas dünkt und nicht lange unbekannt bleiben will, beeilt sich, nach Paris zu kommen. Nur in Paris kann er sich ins rechte Licht stellen, sich Zuhörer verschaffen. Das Institut erreichen, ist wie eine Bühne betreten und sich vor ein gewähltes Publikum stellen. Man kann sich daher leicht einen Begriff machen, wie die verschiedenen Klassen belagert werden, keine so sehr aber als die berühmteste derselben, deren Name überall hingedrungen ist, wir meinen die Académie-Française.

Erwähnen wir von den „Vierzig Unsterblichen", aus denen sich gegenwärtig die Akademie zusammensetzt, diejenigen, welche dem deutschen Leser die bekanntesten sind: Thiers, Guizot, Mignet, Lamartine, Victor Hugo, Saint-Marc Girardin, Sainte-Beuve, Prosper Mérimée, Rémusat, Graf Montalembert, Dupanloup (Bischof von Orleans), Silvestre de Sacy, Legouvé, Ponsard, Emile Augier, Jules Sandeau, Octave Feuillet, Vitet, Berryer, Prévost-Paradol. Zwei Stühle sind augenblicklich (März 1867) leer: der von Cousin und der Barante's, auf welchem einst Voltaire gesessen. Der ständige Secretär ist Villemain. Man sieht aus dieser Liste, daß der Historiker neben dem Poeten, der Romanschriftsteller neben dem Philosophen und der Würdenträger der Kirche neben dem Publicisten hier einen Platz findet.

Die Geschichte dieser Akademie ist bekannt. Gegen das Jahr 1633 aus einem Privatverein von Schriftstellern, Gelehrten und ausgezeichneten „Amateurs" entstanden, späterhin durch einen großen Minister und Schöngeist, Richelieu (etwas gezwungen vielleicht!) zu einer vom Staat privilegirten Gesellschaft erhoben, nahm ihre Stellung und ihr Ruhm von Tag zu Tag zu, bis sie es soweit gebracht hat, die Vertreterin, ja sozusagen der Senat der Literatur und des guten Geschmacks in Frankreich zu werden. Da ursprünglich ein wesentlicher Theil ihrer Aufgabe darin bestand, die Sprache nach dem besten Geschmack und Gebrauch in Rede und Schrift zu läutern, brauchte sie es mit der Wahl der Mitglieder in literarischer Beziehung nicht genau zu nehmen und hielt nur an der bekannten Zahl von vierzig fest. Große Herren und Prälaten, die feine Welt und die glänzenden Schöngeister hatten das Recht, sich um eine Stelle neben den großen Schriftstellern und den großen Rednern zu bewerben. Gar zu häufig haben auch

höfische Rücksichten, politische und weltliche Berechnungen über Candidatenwahlen entschieden. Zu manchen Epigrammen hat diese berühmte Körperschaft Anlaß gegeben durch ihre Neigung, einer mächtigen und vornehmen Mittelmäßigkeit eher die Unsterblichkeit zuzugestehen, als dem mittellosen Talent und Genie. Alphonse Karr gab ihnen einmal den witzigen Rath, die Wahl ihrer Mitglieder einer Commission deutscher Gelehrten anzuvertrauen, da er sicher sei, daß diese es besser verstehen würden. Aber die Epigrammatiker erkannten nicht, daß die aristokratischen Verbindungen, die die Akademie so gern einging, in einem monarchischen und höfischen Staate keineswegs für die Literatur einen Nachtheil verursachten, sondern weit eher eine gründliche Veredlung der Literatur oder mindestens der Literaten erzielten, die Achtung vor ihrer Würde und sogar ihr Gewicht im Staate begründeten. Die Gleichheit unter den Mitgliedern war übrigens und ist noch ein Grundgesetz der Akademie. Ein Herzog oder Pair durfte auf seinem Sessel nur der Kamerad seines Nachbars sein, und wäre dieser auch ein einfacher Bürgerlicher gewesen. Die vierzig Sessel sind ein Symbol dieser Gleichheit. Ludwig XIV., als Beschützer der Akademie, sandte dieselben eines Tages als Geschenk, um mit einem Schlage all die Hin- und Herreden über Sessel, Bänke und Feldstühle zu beschwichtigen, welche die Etikette jener Zeit so häufig hervorrief, und die manch hochgestellte Persönlichkeit zu ihrem Vortheil in die Gesellschaft gern einführen wollte. Zu einer Zeit, wo man auf seine Titel so eifersüchtig war, mußten sich ein Prälat oder ein Minister, die sonst immer nur „Monseigneur" genannt wurden, in der Akademie mit dem allgemeinen Namen „Monsieur" begnügen; es erregte großen Skandal, und wurde beinahe eine Staatsangelegenheit, als der Cardinal Dubois unter der Regentschaft und der Cardinal Maury später in der Kaiserzeit die Anrede „Monseigneur" beanspruchten. Es bedurfte einer großartigen Intrigue und der Vermittelung des Monarchen, der zuweilen sich als eifersüchtigen Beschützer der Akademie erwies, um dieselbe dahin zu bringen, den Ansprüchen der hochmüthigen Prälaten nachzugeben, die wol nicht gewählt worden wären, wenn sie sich zuvor erklärt hätten.

Man hat der Académie-Française vorgeworfen, daß sie von

jeher weniger Eifer für die Freiheit als für die Gleichheit gezeigt habe, es ist aber ein Vorwurf, der mit ihr alle Welt in Frankreich trifft; jedenfalls kann man heutigentags zu ihrem Lobe sagen, daß, wenn es in Frankreich einen Ort gibt, wo der Geist sich seine Freiheit und seine Würde zu bewahren wußte, es sicherlich die Académie-Française ist, sodaß zu einer gewissen Zeit davon die Rede war, sie wie alles Uebrige ein bischen zu „decembrisiren". Sie verdankte ihre Rettung ohne Zweifel ihren vielfachen Bestandtheilen. Aus allen Parteien sich zusammensetzend, ohne sich zum Organ einer einzigen herzugeben, hat sie einiges Recht, sich als Vertreterin der tadellosen Gesellschaft geltend zu machen. Sie zu unterdrücken hieße nicht eine Faction niederschlagen, sondern wirklich einen Act der Roheit gegen die Cultur und den Nationalgeist begehen. Das hat die gegenwärtige Regierung eingesehen, und da sie sich ja alles erlauben darf, muß man ihr dafür dankbar sein, daß sie wenigstens hier eine geistige Opposition erträgt, die übrigens zu fein ist, um einen Einfluß auf das Volk zu üben. Aber trotz ihrer freisinnigen Aeußerungen, trotz alledem, was sie für den Einfluß und die Würde der Literatur gethan, hat die Akademie dennoch viele Feinde, sogar unter den Literaten selbst. Eine große Anzahl Schriftsteller und Denker halten dafür, daß die Wirkung der Akademie auf die Literatur keine heilbringende gewesen; ihrer Meinung nach hat sie durch ihre Herrschaft über den einfachen Vortrag die Sprache beeinträchtigt, sie in ihrer Entwickelung gehemmt und die Macht der Plastik darin zerstört, durch ihre beschränkte Kritik, an der Stelle einer weitgreifenden Aesthetik, Rhetoriker und Grammatiker mit ihrem pedantisch trockenen Geist herrschen lassen, und von Corneille ab bis zur romantischen Schule mit aller Gewalt den Schwung einer selbständigen Poesie verhindert. Philosophen und Gelehrte machen der Akademie wieder andere nicht minder schwere Vorwürfe. Durch ihre geistige Ueberlegenheit in den Augen des Publikums, sagen sie, durch die Glorie, die sie umgibt und durch welche sie für so viele bedeutende Männer ein Gegenstand des Neides wird, unterhält sie in Frankreich einen Geist der Eklektik und des Compromisses, und unter dem Mantel eines schönen Stils und einer literarischen Höflichkeit eine falsche Achtung vor der con-

ventionellen Wahrheit und eine wahre, dem freien Geist wie der wissenschaftlichen und philosophischen Forschung und der poetischen Erfindung gleich schädliche, geistige Heuchelei. Diese Bemerkungen sind zum Theil wohlbegründet, können aber ebenso gut auf alle übrigen Akademien von Frankreich angewandt werden. Am Ende nimmt jeder organisirte Verein, der irgendetwas in der Gesellschaft vorstellt, officielle Sitten und ein diplomatisches Verfahren an. Recht bezeichnend ist der Ausruf eines Akademikers: „Hätte ich beide Hände voll Wahrheiten, so würde ich mich wol hüten, sie zu öffnen." Wie gesagt: wir wollen uns nicht zum Vertheidiger der Französischen Akademie aufwerfen. Eine genaue Erörterung alles dessen, was dafür und dagegen gesagt werden könnte, würde uns viel zu weit führen. Nur dieses Eine wollen wir zum Vortheil der Académie-Française hervorheben: daß sie sicherlich und ohne Frage das meiste dazu beigetragen hat, eine Art allgemein literarischen Geistes in Frankreich zu verbreiten und zu beleben, der sich eben nur da findet, wie man einen gewissen allgemein politischen Geist zum Beispiel nur in England vor allen andern Ländern antrifft. Dieser literarische Geist läßt sich in diesem Einen Wort zusammenfassen: der Geschmack, den man das Gewissen des Geistes genannt hat. Dies Gewissen ist bei den Franzosen so aufgeweckt und so rasch, daß es häufig das moralische Gewissen überholt. Man kennt jenes Wort eines französischen Diplomaten, der, um eine fade und nutzlose politische Unthat zu bezeichnen, ausrief: „Es ist mehr als ein Verbrechen; es ist ein Fehler des guten Geschmacks." Dank diesem Cultus des Geschmacks, Dank den classischen Traditionen und dem zuweilen beschränkten, aber doch heilsamen Purismus, den die Akademie unterstützt, hat die französische Sprache sich diejenigen Eigenschaften unverändert erhalten, die sie seit Jahrhunderten auszeichnen: Klarheit, Eleganz, Feinheit, Genauigkeit, Anmuth — Eigenschaften, die ihr dazu verholfen haben, in Europa als internationale Sprache gebraucht zu werden, und aus ihrer Prosa für alle Schriftgattungen die Prosa par excellence machen.

Es wird in Deutschland vielfach behauptet, daß die germanische Wissenschaft sich vorzüglich darin von der romanischen

unterscheidet, daß sie niemals wie diese die Wahrheit socialen oder politischen Rücksichten zum Opfer bringt. Fügen wir hinzu, daß dies nicht immer vom wissenschaftlichen Geist abhängt, viel mehr aber von den socialen und politischen Umständen, die so sehr verschieden sind.

In katholischen Staaten brachte die Wahrheit ihre Bekenner in frühern Zeiten auf die Folter und führt sie jetzt noch in die Verbannung oder ins Gefängniß; in monarchischen Ländern schickte sie wehrlose Gelehrte früher in die Bastille und läßt sie heutigentags noch ihre Stellen verlieren. Bis zum Tode Ludwig's XV. war es in Frankreich unmöglich, über den Ursprung der französischen Monarchie nach wahren Thatsachen zu reden. Man betrachtete es als ein Mangel an Achtung, beinahe als Majestätsbeleidigung, Sagen und Märchen zu kritisiren, die der Dynastie oder dem Adel schmeichelten. Fréret wurde ins Gefängniß gesetzt, weil er sich unterstand, diesen Punkt zu sehr beleuchtet zu haben. Es ist bekannt, wie Bossuet und die Sorbonne Richard Simon mit seiner kritischen Geschichte des Alten Testaments behandelten; wie seither die Kirche in Frankreich es jedem Theologen von Fach unmöglich gemacht hat, eine ernste und erklärende Arbeit zu liefern. 1718 sah sich die Académie-Française unter dem Druck einer Hofintrigue gezwungen, den Abt von St.-Pierre aus ihrer Mitte auszuscheiden, weil er es gewagt hatte, die Regierung des verstorbenen Königs Ludwig XIV. zu kritisiren. Einerseits war es nun die Regierung, die den Akademien streng untersagte, irgendetwas zu berühren, was im geringsten auf die Politik oder die Verwaltung Bezug hatte, und andererseits bewachte die Kirche aufs strengste jede historische und philosophische Kritik. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts mußten die Aufnahmereden der Académie-Française im voraus der Censur zweier Theologen der Sorbonne unterworfen werden!

Als einst in der Académie des Inscriptions et belles Lettres Lévesque de Pouilly, der Vorgänger Vico's, Beaufort's und Niebuhr's, sich erlaubte, die Geschichte der ersten vier Jahrhunderte Roms in Zweifel zu setzen, erhob sich ein Mitglied der Kirche, der Abt Sallier, und rief wüthend aus: ein Skepticismus wie dieser sei gefährlich und müßte nothwendiger-

weise zur Gottlosigkeit führen. Ja, auf die „unantastbaren" Wahrheiten angewandt, konnte er nicht die bestehenden Institutionen, die ganze Gesellschaft gefährden?! Die Dinge haben sich wol ein wenig geändert seitdem; es gibt keinen Abbé Sallier mehr, weder in der Akademie der Inschriften, noch in der der Wissenschaften; aber wir fürchten, daß er aus der Académie-Française noch immer nicht ganz verschwunden sei. Die Kirche läßt da noch immer von Zeit zu Zeit ihre Principien der Intoleranz und des Obscurantismus laut werden. Wenn es heutzutage einen Schriftsteller gibt, dessen wahrhaft wissenschaftliche Kenntniß der französischen Sprache ihn von Rechts wegen als Mitglied der Académie-Française bezeichnet, so ist es ohne Zweifel Emile Littré, Verfasser des besten existirenden französischen Dictionnaire; aber Littré ist gleichzeitig auch ein Philosoph, der sich offen über Theologie ausspricht, und der Akademiker Bischof Dupanloup eifert so sehr gegen Atheismus, daß selbst die Freunde von Littré es nicht wagen, für ihn zu stimmen. — Als neuerdings, bei Gelegenheit der Vacanz von Cousin's Stuhl, eine Liste derjenigen durch die Blätter veröffentlicht wurde, welche sich wol eignen möchten, ihn wieder zu besetzen, bemerkte eins derselben: „Von allen diesen Herren ist Jules Simon sicher derjenige, welcher den meisten Anspruch hat. Er ist deswegen aber auch derjenige, welcher die geringste Aussicht hat."

Henri Taine überreicht der Akademie ein Buch, „Geschichte der englischen Literatur", das sie selbst als das Werk eines Schriftstellers und Denkers anerkennt; Taine jedoch gehört zu jener kritischen Schule, welche sich bestrebt, die strenge Methode der Naturwissenschaften auf die Geschichte anzuwenden, und die die Behauptung aufstellt, in ihr sowie in allen Offenbarungen des Geistes Gesetze und positive Gründe zu entdecken. Außerdem scheut sich Taine nicht zu erklären, daß Cousin eher ein Literat als ein Philosoph sei; das genügt, um die Spiritualisten und Klerikalen gegen ihn zu erheben, und sein Buch wird verworfen mit dem heiligen Wort: Gefährliche Lehren für die Moral und die Gesellschaft!

Ernest Renan wurde gezwungen, das Collége de France zu verlassen einer etwas zu kategorischen Ansicht wegen, die er

über einen Punkt des Dogmas hatte; weder seine rednerischen Formen, noch sein schöner Stil könnten ihm heute dazu verhelfen, in der Akademie neben irgendeinem unbekannten Historiker oder Dichter einen Sitz zu erhalten. Solange Herr Dupanloup lebt, wird er ihm den Eintritt zu verweigern wissen. Die freien Denker haben zumeist in Frankreich solche Misèren zu ertragen von seiten der Universitäten, Akademien u. s. w., werden aber gleichzeitig durch die öffentliche Meinung entschädigt, die immer ihre Partei ergreift, wenn sie auch die Ausschließungen und Verfolgungen, die sie erdulden, im Grunde genommen „ganz in der Ordnung" findet. Es ist ein französischer Charakterzug, in allem eine Autorität, eine Regel und bestimmte Formen zu verlangen, sich zugleich aber auch das Recht der Opposition und sogar der Revolution zu reserviren. Der französische Geist, der sich seiner Leichtigkeit und seiner Aufwallungen bewußt ist, dennoch aber auf freie Bewegung nicht verzichten will, sucht und findet dadurch sein Gleichgewicht in den beiden entgegengesetzten Principien. Es ist das constitutionelle System einer conservativen und einer progressiven Kammer, auf Sachen des Gedankens angewendet. Dies Temperament, diese intellectuelle Verfassung bewirken, daß in Frankreich jede Frage der Wissenschaft und oft auch der Literatur so leicht eine religiöse, politische oder sociale Frage wird.

Anderswo widmen sich die Gelehrten aus der Tiefe oder erhabenen Höhe ihres Wissens einer friedlichen Forschung der Wahrheit — in Paris sind Wissenschaft und Literatur stets wie auf einem Kampfplatz, wo jeder Streiter eine Partei vertritt, und nirgends besser als auf diesem brennenden Boden weiß man die Idee rasch in That zu verwandeln. Am häufigsten handelt es sich nur darum, das zu besprechen, was anderwärts ergründet worden, über die Zeitideen zu debattiren und je nachdem ihre Anwendung zu beschleunigen oder zu verzögern. So zeigt uns die Geschichte, daß die großen Ideen des Mittelalters meistens in andern Ländern ihren Ursprung hatten, daß aber Paris immer die Arena war, wo diese furchtlosen Kämpfer für die Freiheit des Gedankens sich trafen; die Wahlstatt, wo ein Scotus Erigena, ein Thomas d'Aquino,

ein Duns Scotus, ein Dante und die gelehrtesten Männer Europas sich versammelten, um die großen Disputationen der Scholastik zu führen. Ist auch im 16. Jahrhundert die Reformation von Deutschland aus gegangen: die Frage, ob ganz Europa dem Beispiel Norddeutschlands folgen und protestantisch werden, oder zum größten Theil katholisch bleiben sollte, wurde doch nur in Paris entschieden. In Paris ist es auch endlich gewesen, wo die moderne Philosophie, die aus der Renaissance hervorgegangen und in den Schulen von Bacon und Descartes gelehrt ward, im 18. Jahrhundert ihre großen Sitzungen hielt, wo sie, unterstützt von dem Geiste Voltaire's, dem Scharfsinne Montesquieu's, dem Enthusiasmus Diderot's, der Beredsamkeit Rousseau's, die ganze europäische Gesellschaft, die Fürsten an der Spitze, zu dem Dogma der Vernunft und der Freiheit bekehrte, an Stelle der alten theologischen eine rationelle und wissenschaftliche Weltauffassung, und die allgemeine Herrschaft der Gerechtigkeit und der Gesetze an Stelle des monarchischen und göttlichen „bon plaisir" proclamirte.

Der französische Geist hat seitdem durch manche sich widersprechende Phase gehen müssen und ist oft verdunkelt worden; aber der aufmerksame Beobachter wird auch heute noch nicht umhin können, seine unverwüstliche Lebenskraft anzuerkennen. Wie er im 18. Jahrhundert durch die Aneignung englischer Elemente regenerirt wurde, so erfrischt er sich gegenwärtig durch den Einfluß des deutschen Geistes, dem er wiederum durch die Mittheilung seiner eigenen Klarheit und Wärme einen neuen und unerwarteten Werth verleihen wird.

Weniger auf das einzelne gerichtet und nicht so positiv als der englische Geist, dagegen lebendiger und mittheilsamer; weniger erfinderisch und genau als der deutsche, dafür aber auch minder auf Chimären bauend und nicht mit unnützem Gepäck belastet; dabei geschickt genug, um aus dem, was er von beiden borgt, eine Münze mit seinem eigenen Gepräge zu schlagen, die bequem ist und überall gilt; von mittlerer Temperatur und — mit einem Wort, gemäßigt wie sein Klima: so ist der französische Geist zu jeder Zeit in ausgezeichneter Weise geeignet gewesen, und wird es ohne Zweifel noch lange sein, wenn nicht immer die höchste Stufe, so doch min-

bestens den Durchschnitt des europäischen Geistes zu repräsentiren. Ein Blick auf seine Vergangenheit und auf seine Gegenwart genügt, um es zu beweisen; er hat unbestritten, außer andern Titeln, das Recht auf denjenigen des Redners, des Debatteurs, des „Sprechers" par excellence — und, wir mögen getrost damit schließen: des Geistes, welcher das feinste Vorgefühl für die Bedeutung alles dessen besitzt, was in Europa, was in der Welt geschieht!

IV.

Die Börsenmänner und die Blusenmänner.

Von

Julius Rodenberg.*)

Die pariser Börse von heute ist ein Kirchhof gegen das, was die pariser Börse war vor zehn Jahren. Sie ist verhältnißmäßig ausgestorben an Corporationen, Geschäften, Lebenskraft und Nahrung — wohlverstanden: ich sage „verhältnißmäßig".

Und der Leser wird sagen, wenn er von der Galerie herab dem Schauspiel zuschaut, welches wir in einem frühern Kapitel zu schildern versucht: was muß das Leben gewesen sein, wenn das der Kirchhof ist? In der That, wenn es nicht der Wahnsinn selbst gewesen, so hat es sehr nahe daran gegrenzt!

*) Das Material zu dem die Börse behandelnden Theil des folgenden Kapitels verdankt der Herausgeber einem Manne, dessen Namen zu nennen er nicht autorisirt ist, und dem er daher auch nur diese stumme Verbeugung machen kann! — Der Schilderung der Arbeiterverhältnisse liegen die werthvollen und ausführlichen Mittheilungen zu Grunde, welche Herr Paul Wentzel in Paris, königl. preußischer Staatsanwalt a. D., ihm zugehen zu lassen die Güte gehabt hat.

Aber es ist darum nicht nöthig, abgesehen von der Opportunität, den Bannstrahl dagegen zu schleudern, den gewisse Rigoristen immer fix und fertig im Munde tragen. Denn für den unbefangenen Beobachter liegt etwas Trostreiches darin, daß alle auch auf den ersten Blick monströsen Erscheinungen mit wichtigen Lebensprocessen der Welt in Verbindung stehen. So hängt auch die Extravaganz des Börsenschwindels mit der Zeit zusammen, wo die Erde mit den großen Eisenbahnnetzen und Industrien schnell bedeckt werden mußte. Ohne diesen Rausch wäre die Concentration und der Muth dazu nie gefunden worden, und ein Jahr Eisenbahn-Existenz früher ist mehr als Aequivalent für alle an der Börse unfruchtbar verschlungenen Millionen. Wie sagt Macaulay, dieser aufrichtige Freund der Freiheit und des Fortschritts? „Von allen Erfindungen des Menschengeistes sind diejenigen für die Civilisation die bedeutungsvollsten, welche die Entfernungen abkürzen." Bedauern wir die Opfer nicht, die gebracht worden und gefallen sind. Mitten im Frieden leben wir immer in einem Kriege der Geister und Interessen. War nicht das Aufkommen des Colonialhandels im vorigen Jahrhundert von ganz ähnlichen Phänomenen begleitet?

Der Organismus der pariser Börse stammt aus dem vorigen Jahrhundert; die Agents de Change sind ein käufliches Amt, wie beinahe alle Aemter unter der alten Monarchie es waren und wie es noch heute sind: die Notare, die Anwälte (avoués), die Gerichtsboten (huissiers), die Auctionsvollstrecker (commissaires priseurs); bis vor kurzem waren es auch noch die Waarenmäkler (courtiers en marchandise). Letzteres jedoch ist abgeschafft, und die Forderung, die Verkäuflichkeit des Börsenagenten-Amts abzuschaffen, wird immer drängender. Sicherlich wird die Freiheit des Verkehrs auch über diese Schranken hinwegschreiten, es ist nur noch eine Frage der Zeit.

Der Agent de Change, wie wir ihn heute noch in voller Wirksamkeit sehen, sollte seiner Bestimmung nach auch der Vermittler im eigentlichen Bank- und Wechselgeschäft sein, und die officiellen Preiscourante der Wechsel- und Speziencurse werden von der Corporation der Agents de Change unterschrieben

ausgegeben; allein factisch sind sie diesem Bankverkehr gänzlich entfremdet, verstehen nicht die erste Silbe davon und zeichnen blindlings, was ihnen ein dazu delegirter Wechselmäkler vorlegt. Diese Wechsel- und -Geldmäkler sind dadurch eine freie Verbindung, in welche jeder Mensch eintreten kann und deren Zugänglichkeit hauptsächlich von den Deutschen, und unter ihnen wiederum meistens von den Juden utilisirt wird, um mit einem Bogen Papier und einem Bleistift, als Tornister und Marschallsstab bewaffnet, ihren Einzug in die Carrière des pariser Börsenlebens zu halten. Wenn es möglich wäre, jemand einen Vormittag auf dem Comptoir eines pariser Bankhauses zubringen zu lassen, ohne daß er weiß, in welcher Stadt er sich befindet: der würde gewiß überzeugt sein, er sei in Frankfurt oder in Hamburg.

Die Elasticität, mit welcher dieses Völkchen sich in die Sprache und Erfordernisse des genannten Gewerbes oft ohne allen vorausgegangenen Aufenthalt in Paris eingewöhnt, ist erstaunlich. Mache man ihnen keinen Vorwurf aus dieser Gelenkigkeit, welche auf einem Fond geistig und sittlich ausgezeichneter Eigenschaften beruht. Der Hang, sich zu bereichern, erklärt die Thatsache nur halb und läßt obendrein die andere bestehen: daß die Deutschen, die sich im Inlande gegen die Juden nicht gerade am zärtlichsten benehmen, im Auslande der Zahl und dem Werthe nach durch die Juden nicht am schlechtesten repräsentirt werden. Die Hälfte aller im Auslande hervorragenden Deutschen sind Juden; und diese Vertretung, nicht durch Wahl und Option, sondern durch Verdienst, nöthigt den Deutschen die Solidarität um so mehr auf, als sie sehr vortheilhaft repräsentirt werden: einige der großen Philologen von Paris, z. B. Munk, Breal, Dernburg, Oppert, mehrere der großen Aerzte und fast alle die großen Bankhäuser sind Deutsche, sind Juden. Sie sind es, um immer nur von Paris zu reden, welche in den Spitzen der für die Deutschen berechneten Wohlthätigkeitsanstalten am stärksten vertreten sind; und einer von ihnen war es, „ein Herr, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht, das Elend nicht nur zu lindern, sondern im Keim zu ersticken", wie M. Eugène Yung in seinem beredten Discours gesagt — uns verbietet die Discretion nicht, ihn zu

nennen: Herr Bischoffsheim war es, der in der großartigsten, uneigennützigsten Weise jenes Musterinstitut, das „Athenée" schuf, um für sich nichts als die Kosten, den ganzen Gewinn aber für die Hebung des Unterrichts, die professionellen Schulen unbemittelter Mädchen zu haben. „Hier soll eine glückliche Verschmelzung erzielt werden der Wissenschaft, der Literatur, der edeln classischen Musik und der Wohlthätigkeit. Alle vier sind sehr wohlgeeignet, sich geschwisterlich die Hand zu reichen, denn sie haben sämmtlich einen gemeinschaftlichen Ursprung ..." Dies das Urtheil eines der feinsten Redner von Paris über die Schöpfung eines Deutschen, eines Juden, welcher Chef eines der ersten Bankhäuser von Paris ist.

Aber kehren wir von den Höhen unsers Gegenstandes zu seinen Tiefen zurück. Ein viel größeres Feld hatte die freie Concurrenz des Börsengeschäfts zur Zeit, als die französische „Coulisse" noch in ihrer Blüte stand; sie lebt noch, aber es ist nur noch ein Scheinleben. Die Coulisse war der illegitime, oder wie man nach französischem Sprachgebrauch besser sagen würde: der natürliche Halbbruder des Parquets. Parquet ist nämlich der Gesammtbegriff für die Institution der Agents de Change, von ihrem Sitzungslocal abgeleitet. Es gibt auch ein Parquet des Staatsanwalts, und wenn man von „Parquet" schlechtweg spricht, so ist sogar das letztere gemeint. Die Blütezeit der Coulisse fällt in das letzte Jahrzehnt der Julimonarchie und das erste des Kaiserthums. Ihr Versammlungslocal außer der Börsenzeit war damals Tortoni, und die Leser (dieses Buchs und des Börsenzettels!) erinnern sich wol noch der Zeit, da die Abends-, Nachmittags-, Sonn- und Feiertagscurse der Papiere von Tortoni aus datirt waren.

Die Coulisse war die Permanenz des Börsenlebens. Hier gab es nie Feierabend, beinahe niemals Nacht. Wenn Tortoni geschlossen wurde, zog sich die Colonne auf die angrenzenden Boulevards und wogte dort, am dichtesten vor der Passage de l'Opéra, auf und nieder. Mit dem den Franzosen eigenthümlichen Organisationstalent und Bedürfniß hatte die Coulisse sich eine Verfassung nach Analogie des Parquets gegeben,

d. h. eine oberste Verwaltung, Syndikat genannt, und eine Veranstaltung für die Ausgleichung der Zeitoperationen (Liquidation). In jener Periode waren die Geschäfte der Coulisse kolossal, die großen Coulissiers waren mächtige Häuser und genossen eines unbegrenzten Vertrauens. Einer der ersten Coulissiers damaliger Zeit, Haentjens, zog sich später zurück und sitzt heute als guter Imperialist im Corps législatif. Er stammt eigentlich aus Frankfurt a. M., wo sein Name noch vor vierzig Jahren einer bekannten Firma angehörte.

Auch diese Corporation ward als zugänglich von den deutschen Juden stark besetzt; eine andere, von den bordeleser Juden, dieser ganz besondern Rasse, aus dem Süden von Europa stammend, Portugiesen, Spanier und Italiener; dieser ganz eigenthümlichen Rasse, die man als eine Quintessenz des gewerblichen Gascognerthums bezeichnen darf, laut, ungestüm, marktschreierisch, aber mit unerschöpflichen Hülfsmitteln des Geistes, der Erfindung, der kühnen Energie sogar ausgerüstet — das Gegentheil von Heine's Atta Troll: mehr Genie als Charakter. Aus diesem Geschlecht und dieser Ecke von Europa stammen die beiden Pereire, die Väter des Crédit mobilier, von deren einem, Isaak, „Rothschild II." genannt, der alte Baron Rothschild sagte, als er ging: „Laissez-le; il reviendra un jour!" — Noch heute steht sein Pult bei Rothschild unberührt, die Rückkehr des „enfant prodigue" erwartend. Von derselben Herkunft ferner ist Mirès, der wundersam Beredte, der nur zu sprechen braucht, um seine Gläubiger zu überzeugen, daß Verlust Gewinst sei — dessen Name aber nichtsdestoweniger von der „Passage Mirès" getilgt wurde nach seinem skandalösen Proceß, um sich in die „Passage des Princes" (mit den famosen Speisesalons von Peters) zu verwandeln, während der „Boulevard Pereire" noch in all seiner Glorie prangt. Desselben Ursprungs endlich ist Millaud, von dessen Verdiensten in einem andern Kapitel berichtet werden soll, da seine Heldenthaten, wie man weiß, auf den Registern des Journalismus verzeichnet stehen.

Zur Zeit, als die Börsengeschäfte die ersten Anfälle ihres Rückganges empfanden, geschah es in einem Lande wie Frankreich ganz von selbst, daß man die Wirkung für die Ursache nahm, und statt diesen Rückgang in den eigenen Uebertreibungen,

der ganz widernatürlichen Ueberspannung der Börsenaction zu suchen, suchte man ihn im äußerlichen Mechanismus. Dies ist so charakteristisch für den Franzosen, daß nur derjenige, der ihn nicht kennt, sich darüber wundern mag. Wie er glaubt und fest überzeugt ist, daß man alles Gute und Schöne durch ein Reglement hervorbringen müsse, so fragt er auch immer und überall, wo er etwas Böses und Hinderliches sieht: wo ist das fehlerhafte Reglement?

Als die Agents de Change nicht mehr so viel Milliarden wie früher umsetzten, erklärten sie sich das sogleich aus dem allgemeinen Unglück, daß ihr heiliges Monopol von der unheiligen Coulisse beeinträchtigt werde. Von da ab begannen mit dem Fallen der Rente, der fremden Eisenbahnactien und des Crédit mobilier die Verfolgungen gegen die Coulisse. Die französische Gesetzsammlung ist bekanntlich voll von Ordonnanzen und Decreten aller Art, mit denen man allen alles verbieten kann, und nun wurden die Waffen aus diesem Arsenal um so eifriger hervorgesucht, als das Finanzministerium das Fallen der Rente mit gleichem Aergerniß wie das Parquet empfand und mit dem Ingrimm des ersten Napoleon auf die Baissiers herabsah, „welche den Credit des Staats ruiniren". Wie solidarisch das allgemeine Wohl mit der Hausse und Baisse noch heute erachtet wird, ist daraus zu ersehen, daß bis auf diesen Tag die Verkäufer der Curszettel auf der Straße bei Hausse rufen dürfen: „La hausse de la Bourse!" bei Baisse aber nur: „Les variations de la Bourse!" . . .

So ward also vor allem die Versammlung bei Tortoni polizeilich verboten, sodann die auf dem Boulevard. Fortwährend durchschritten Sergents de Ville die Menge mit ihrem stereotypen „Circulez, Messieurs, circulez!" um dadurch die circulos dieser Archimedes von der Coulisse zu turbiren. Aber man erzählt sich, mehr als einmal habe der drohende Sergent de Ville seinem laut ausgestoßenen „Circulez!" leise hinzugefügt: „Je donne 3000 à 65." An Tagen des Steigens war die Verfolgung mild und liebreich, an Tagen des Fallens wild und unerbittlich. Es ist wunderbar, in der That, daß in schlechten Witterungsjahren in Frankreich noch

niemals ein Barometer confiscirt oder ein Barometermacher arretirt und bestraft worden ist!...

Endlich stellte man die Hauptcoulissiers vor Gericht und verurtheilte sie zu beträchtlichen Geldstrafen. Das wirkte abschreckend, und seitdem vegetirt die Coulisse, wiewol sie noch lange nicht untergegangen ist. Sie circulirt noch immer vor der Passage de l'Opéra und macht dort ihre Geschäfte, wie man in Berlin Geschäfte macht „an Kranzler's Ecke"; mehr oder weniger bedrängt von ihren Verfolgern hat sie sogar zu einer Art von Gaunersprache ihre Zuflucht nehmen müssen, um von diesen nicht verstanden zu werden, und so hieß z. B. (wenn wir dem Verfasser der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris" glauben dürfen) in den Tagen, welche dem Ausbruch des deutschen Kriegs vorausgingen: die dreiprocentige Rente „Alphonsine", der Crédit foncier „der grobe Ernst" (le gros Ernest), die italienische Rente „der arme Victor" (le pauvre Victor), der Crédit mobilier „der kleine Julius" (le petit Jules) und Graf Bismarck: „er" — klein geschrieben (lui), zum Unterschied von dem groß geschriebenen „ER" (Louis) des Kladderadatsch.

Wenn es dem Parquet und der Polizei nicht gelungen, der Coulisse das Leben ganz zu nehmen, so hat doch der klägliche Zustand derselben den Geschäften einen harten Stoß versetzt, und die Agents de Change, weit entfernt davon zu profitiren, haben nur dadurch gelitten, wie jedem leicht begreiflich sein wird, der die Kraft und Natur des freien Verkehrs kennt.

Es gibt an der pariser Börse 60 Agents de Change, welche eine Corporation mit einem Ausschuß von fünfen bilden, an dessen Spitze der Syndikus steht. Früher galt als im stillen, wenn auch nicht ausdrücklich codificirte Praxis, daß alle Agents de Change solidarisch verpflichtet seien und dadurch dem Publikum große Sicherheit böten. Neuerer Zeit aber ist das Institut so wurmstichig geworden, daß es für nöthig erachtete, die Theorie der Solidarität ausdrücklich zu dementiren. Vor zwanzig Jahren war die Stelle (charge) eines Agent de Change nach Umständen 3—500,000 Frs. werth; der Agent de Change war damals ein solider, vorsichtiger Mann, eine Art Respects- und Vertrauensperson, ein Stück Notar und

Kassenbeichtvater. Er bereicherte sich zuverlässig, aber allmählich und zog sich nach zwanzig bis dreißig Jahren, mit Ehren und Schätzen beladen, zurück, ohne je etwas anderes als eine gedankenlose aber solide Vertrauensmaschine gewesen zu sein. In der Zeit jedoch, wo der Börsenschwindel seiner Höhe zustrebte, veränderte sich das alles. Die Chargen trugen jährlich so viel ein, daß der Kapitalwerth einer jeden von ihnen auf zwei Millionen stieg. Da nun kein einzelner das prästiren konnte, so thaten sich viele zusammen, um eine Charge zu kaufen, und daraus, nachdem der „monde" selbst in so und soviel Bruchtheile zergangen war, entstand auch auf diesem Gebiet die seitdem in allen Vaudevilles berühmt gewordene Figur des Viertel-Agenten, der in Wahrheit sehr oft bis zum Achtel-Agenten herabatomisirt wurde. Man nahm nun zum activen Repräsentanten (titulaire) einen jungen Streber, der, mit List und Gewandtheit begabt, sich und andere schnell zu bereichern versprach, ein empfehlenswerthes, glattes Aeußere besaß und die Kunst, ein elegantes Coupé auszustatten. Einmal in das Coupé des Agent de Change eingestiegen, kutschirte der elegante junge Mann möglichst rapid vorwärts und warf natürlich dabei oft genug um. Was sonst alle zehn Jahre, wenn überhaupt einmal, das passirte jetzt jeden Augenblick; ein Agent de Change ward insolvent, und die Gesammtheit mußte für ihn vor den Riß treten; der hoffnungsvolle junge Mann brannte durch, und die Unglücklichen, welche seine Viertel- und Achtel-Associés gewesen, mußten auch wieder zu Fuß wandeln.

Heutzutage ist der Preis einer Charge wieder von zwei Millionen auf 1,400000 Frs. gefallen, und ist auch das nur in wenigen Fällen werth. Das Geschäft hat auf eine ganz natürliche Weise abgenommen, denn die größten Unternehmungen, zu denen das Kapital im Inland nöthig war, sind in der Hauptsache vollendet, und diejenigen im Auslande haben sich als sehr bedenklich erwiesen. Besonders fatal war in dieser Beziehung Spanien; der Versuch, dieses vom Katholicismus lebendig begrabene Volk zu beleben, indem man ihm Eisenbahnen, Kanäle, Banken u. dgl. mit französischen Kapitalien errichtete, haben sich — einzig in ihrer Art — als vergeblich erwiesen. Der Spanier hat keinen Maravedi dazu hergegeben,

und er fährt nicht einmal auf der Eisenbahn, die man ihm gebaut.

Das war ein Hauptschlag für die pariser Börse, welche zahllose Millionen nach Spanien getragen, besonders unter den Auspicien des Crédit mobilier, der überhaupt die Incarnation aller Irrthümer, alles Leichtsinns und aller Dummheiten des französischen Spielergeistes und seiner künstlichen Schöpfungen war.

Viel besser als Spanien benahm sich schon Italien. Wenn es auch die pariser Börse in große Verluste brachte, so nahm es doch selbst seinen Theil daran, machte sich damit solidarisch und ließ dadurch die größte Hoffnung übrig, den erlittenen Schaden auch mit der Zeit wieder auszugleichen. Das elende Spanien dagegen hat seit funfzig Jahren der Reihe nach Holland, Deutschland, Belgien, England und Frankreich ausgeplündert, ohne auch nur einen Vortheil davon zu erübrigen oder zu zeigen, daß es so etwas habe wie ein Gewissen.

Außer den Agents de Change und der Coulisse erwähnen wir noch, um unsere Schilderung des Börsenpersonals zu vervollständigen, den sogenannten „Remisier", d. h. den Commis des Agent de Change, welcher einen Theil an den von ihm aufgetriebenen Börsenaufträgen von ersterm erhält. Auch sehr zahlreich von Deutschen besetzt, bildet dieser dritte Rang des Börsentempels eine sehr große Verschiedenheit von Stufen und Stellungen, welche von den feinsten Gleichgeborenen bis zum untersten Börsenpöbel hinabreichen.

Endlich gibt es auf der Börse noch eine Gruppe, welche aussieht wie eine Sammlung von Portiers, Lumpensammlern, Beutelschneidern und Sträflingen. Das ist die sogenannte „petite pègre" der Börse, die Coulisse des Auswurfs und der Auswurf der Coulisse. Sie machen in kleinsten Papieren, deren Werth nicht über 100—200 Frs. per Stückzahl. Hier gibt es keine Zeitgeschäfte, hier affectirt niemand Vertrauen. Hier wird baar bezahlt, stehenden Fußes. Bei jedem Schluß wird dem Verkäufer das Häufchen Bankbillets oder Napoleons eingehändigt und sorgfältig nachgezählt. Hier präsentirt sich das Finanzgenie in Schlapphut und ausgetretenen Schuhen. Ihre Specialität ist die „petite voiture", die Actien von den

Fiacres, die Actien von der Caisse-Mirès und andern bereits ganz untergegangenen Chimären, deren stygische Existenz und künftige Wiederauferstehung nach täglichen Chancen verkauft wird.

Hinter all diesen Vermittlern steht der eigentliche Börsenmann. Da ist zuerst der eigentliche Banquier, meistens — heute noch wie im vorigen Jahrhundert, zur Zeit der Hoguer, Thelusson und Necker — Schweizer (Genfer) oder Deutsche, selten reine Franzosen. Dann folgt der Speculant, in allen Abstufungen des großen und sichern, des kleinen und abenteuerlichen Spiels. Auch in diesen Nuancen tritt immer wieder das deutsche Element hervor, besonders in den höhern Graden. Der Deutsche, „la banque allemande", passirt wesentlich für einen Baissier, und es ist etwas daran: es hängt diese Erscheinung mit dem kritischen Sinn der Deutschen zusammen.

Wenn nun auch die Geldgeschäfte als solche wieder in ruhigere Geleise eingelaufen sind, und das Börsenspiel an Intensität und Farbe verloren hat, so sind die Wirkungen doch geblieben und werden noch lange bleiben: der Luxus, die Genußsucht, die Verschwendung, welche durch alle Kreise der besitzenden Klasse von Paris verbreitet sind, in einem höhern Grad als zu irgendeiner Zeit, diejenige vor der Revolution von 1789 nicht ausgenommen, wo das Gebiet derselben beschränkter war und eigentlich nur den Adel umfaßte. Jetzt aber ist die ganze Gesellschaft moralisch davon inficirt, und der einzig nicht davon Berührte, der einzig vollständig Gesunde scheint dem Besitzenden gegenüber derjenige zu sein, welcher nichts besitzt: der Mann der Arbeit, der Proletarier von Paris! Ihm daher, wenn irgendjemand, gehört die Zukunft; wie es Eugène Pelletan in seinem Buch „La Nouvelle Babylone" so schön und so richtig ausgedrückt: „Es ist die arbeitende Klasse, welche liest und lauscht; die Klassen, welche nichts zu thun haben, diniren und tanzen. Mittlerweile rückt der Zeiger auf der Uhr langsam vorwärts und eine neue Generation steigt herauf, deren Stirn mit einem Geheimniß gezeichnet ist."

Eines Tags, schreibt Pelletan (oder vielmehr der „Pro-

vinziale, welcher sich Geschäfte halber zu Paris aufhält"), hatte ich Veranlassung, einen jener großen Börsenmänner zu besuchen, welche die Kunst üben, Millionen zu gewinnen „nach abgekürzten Methoden". Er war früher ein Hans Dampf in allen Gassen gewesen, welcher von der Hand in den Mund gelebt hatte, der König der Maulwürfe mag wissen, wie? Er hatte sich als Maler, dann als Bildhauer versucht und war zuletzt auf Kosten der Regierung in fremden Ländern gereist. Gegenwärtig bewohnt er ein neues Hotel in den Champs-Elysées. Er stand im Begriff ein herrschaftliches Gut zu kaufen, wahrscheinlich um sich den adelichen Namen der ehemaligen Besitzer desselben anzueignen. Zu diesem Zweck wünschte er meine Vermittelung. Als ich in den Hof des Hotels eintrat, war eine Schar von Stallknechten in rothen Westen beschäftigt, ein halbes Dutzend englischer Pferde abzureiben. Ich stieg eine Marmortreppe hinan, über welcher eine kolossale vergoldete Laterne hing, und fand im Vestibule einen Kammerdiener mit weißer Kravatte und ausgestopften Waden, welcher mich in eine große glasgedeckte Galerie führte, deren Wände ganz mit Camellien und Treibhauspflanzen decorirt waren. Etwas wie heimliche Langeweile lag in der Luft; beim ersten Schritt athmete man einen Dunst wie von Opium. Man ging zwischen einer doppelten Reihe von Stangen, auf welchen Papagaien aus verschiedenen Ländern saßen. Sie waren roth, blau, grün, grau, gelb und weiß; aber alle schienen an Heimweh zu kranken. An dem äußersten Ende der Galerie stand ein kleiner Tisch einem Renaissancekamin gegenüber: denn um diese Zeit frühstückte der Hausherr, allein, immer allein, und zwar sehr bescheiden, Weißbrot und eine Tasse Chocolade; sein Magen konnte schon nicht mehr vertragen. Nachdem ich eine Viertelstunde gewartet, ließ er sich herab, zu erscheinen. Dieser sechs- oder siebenfache Millionär war ein greisenhafter junger Mann mit einer krummen Nase. Seinen Augen fehlte der Glanz, und er trug die Nacht auf seinem Gesicht. Er hatte in kaum vier Jahren Millionen an der Börse improvisirt und schon alle Reizmittel des Vergnügens erschöpft. Nichts mehr vermochte seine Nerven zu erregen. Champagner war für ihn ein geistloser Schaum. Er gähnte, war schläfrig, schien

immer auf dem Punkt, einzunicken; er ging wie einer, der im Schlaf geht. Seine Müdigkeit hatte die Wände seines Hotels angesteckt. Die Papagaien sahen aus wie seine abgelösten Gedanken, verkörpert und auf einer Stange befestigt .... Und um das zu erreichen, hatte der Mann an der Börse das Vermögen von drei- oder vierhundert Familienvätern verschlungen! Welch ein Aufwand der Verderbniß, um in der Seele dieses abgenutzten Financiers eine Motion hervorzubringen...!

Begeben wir uns in das Faubourg St.-Antoine, um ein anderes Bild zu sehen — ein Bild der robusten Kraft, die noch halb gefesselt, der Gesundheit, welche der elementaren Gewalt gleicht, mit welcher die Barbaren des anbrechenden Mittelalters, mitten im Reich das Reich selbst bedrohten — das entnervte Rom.

Wenn der Arbeiter von Paris „das Faubourg" sagt, so meint er das Faubourg St.-Antoine. Dieses ist sein Faubourg, „das souveräne Faubourg", wie Balzac irgendwo bemerkt, das Faubourg par excellence.

„Das Faubourg ist in Bewegung!" — dieser Ruf genügt, um die heiterste Gesellschaft, mag sie in St.-Petersburg oder in Berlin, Wien zusammen sein, in Schrecken zu versetzen; ja, er würde vielleicht genügen, um in der Seele „dieses abgenutzten Financiers", die nichts mehr zu bewegen im Stande ist, „eine Motion hervorzubringen". Aengstlich lauscht die Welt jeder Regung des Arbeiterviertels von Paris. Und warum? Dort haben wir die Krankheit gesehen: den Ekel und Ueberdruß des Goldes; hier ist das Heilmittel — wir fürchten, es ist von Eisen.

Aber möge der Leser darum unbesorgt sein: das Faubourg ist ruhig; wir zeigen ihm das Meer vor dem Sturme. Der erste Blick belehrt ihn, wo er sich befindet.

Man kann von der Organisation der Arbeit und einem Arbeiterstande erst seit der Revolution von 1789 sprechen. Aber schon seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts hatten die recht- und besitzlosen Väter sich rings in der Gegend um die Bastille niedergelassen, mit deren Erstürmung am Ende des Jahrhun-

derts ihre Söhne den Kampf um ihre sociale Stellung inaugurirten, der heute noch nicht ausgekämpft ist. Wie in Londons Eastend, um die einst vom König bewohnte Zwingburg des Tower, so zogen auch hier die Arbeiter in die Quartiere, die rings um die Zwingburg der Bastille vor ihnen der Adel bewohnt hatte, während dieser, zugleich mit dem Königthum, dort wie hier, und mit Rang und Reichthum in seinem Gefolge sich in das Westend der Stadt wandte. Seit jener Zeit ist das Faubourg St.-Antoine immer der Sitz der Arbeiterbevölkerung von Paris gewesen; die Hauptader desselben bildet die Rue du Faubourg St.-Antoine, welche das ganze Quartier der Mitte nach von dem Bastillenplatze bis zur Thronbarrière durchschneidet, während die beiden Straßen Charonne und Charenton es zu beiden Seiten, rechts und links, umspannen.

Die Straßen sind eng, die Häuser niedrig; halboffene Werkstätten und Trödelbuden, wohin das Auge sieht; die Gassen am Tage nur von Blusen, Wollkleidern und zerrissenen Kinderkitteln mäßig belebt. Ab und zu zeigt sich eine Weinschenke (marchand de vins), eine Crèmerie (Restaurant für die Arbeiter), eine Cuisine bourgeoise, mit allen möglichen Leckerbissen auf Holztafeln gemalt, ein Materialladen niedrigsten Ranges. Keine mit muthigen Rappen vorüberbrausende Equipage, nicht einmal eine Droschke, sondern nur der Rollwagen, welcher unaufhörlich den Inhalt der Werkstätten in die Magazine schafft, scheucht hin und wieder die vor einzelnen Häusern (einer Art von Arbeiterschulen) spielende Kinderschar auseinander.

Wenig einladend erscheinen die kleinen Häuser, und umsonst sucht das Auge nach Anblicken, auf welchen es mit Theilnahme zu ruhen vermöchte. Fremd und kalt muthet uns alles an, streng und spröde, — hart, wie die Hand, ehern, wie das Gesicht der Arbeit. Kein Herz scheint hier zu schlagen.

Die Thüren stehen offen. Aber der gastliche Empfang fehlt. Das Haus ist leer, nur eine Frau mit einem Kind an der Brust ist darin, und sie bemerkt uns kaum. Mit gleichgültigem Tone sagt sie uns, daß mit ihr noch zwei Arbeiterfamilien dasselbe Haus bewohnen; daß aber während des Tags

alle fort seien in den Werkstätten, die Männer als Tischler und Schlosser, die Frauen als Fleuristinnen. Die erwachsenen Kinder leben von den Aeltern getrennt, die der Pflege noch bedürftigen sind in der Arbeiterschule. Das Zimmer, in welchem wir uns befinden, ist mittelgroß; verschiedene Lager zum Schlafen bilden seine Hauptbestandtheile, und wiewol es zugleich Wohnzimmer ist, machen einige Stühle und ein Tisch sein ganzes übriges Mobiliar aus. Es ist auch Küche; und auf dem Kochherd glimmen noch einige Funken. Der Raum ist unsauber gehalten; die Neigung, sich das Leben behaglich zu machen, nicht zu erkennen. Der Flur, die Treppen, die übrigen in gleicher Weise eingerichteten Zimmer, welche von den Bewohnern verlassen sind, vervollständigen den Eindruck, den eine pariser Arbeiterwohnung macht. Nicht die Armuth ist darin, sondern die Freudlosigkeit. Sie hat nichts Heimatliches.

Etwas anders gestaltet sich der Anblick, wenn der Abend herabsinkt; wenn diese langen Gassen düster, von weit auseinanderstehenden Laternen nur spärlich erhellt, wenn die Arbeiter aus den Fabriken und Werkstätten zurückgekehrt, wenn all diese kleinen Häuser und niedrigen Stuben dicht bevölkert sind. Aus den eingeschlagenen Fenstern und den offenen Hausthüren dringt dann ein qualmiger Geruch und oft genug wüstes Geschrei hervor; Mistrauen erweckende Gestalten beiderlei Geschlechts huschen hinüber und herüber, und der Kobold der pariser Straßen, der Gamin, treibt sein Wesen. Unheimlich mag es dann für den Fremden sein, durch dieses Quartier zu gehen und über Kehrichthaufen zu stolpern, aus denen große Ratten ihm entgegenspringen. Aber gefährlich, und wär' es mitten in der Nacht, ist solch ein Gang nicht. Das sind nicht die Proletarierquartiere von London, das ist nicht Wapping, nicht Whitechapel. Raubanfälle geschehen auch in Paris, Menschen werden in verdächtige Häuser gelockt und verschwinden auf geheimnißvolle Weise. Doch das geschieht nicht hier im Arbeiterviertel, nicht im Faubourg St.-Antoine. Der Arbeiter von Paris, der Proletarier ist kein Mann roher Gewaltthätigkeit, und das Verbrechen hat weniger Macht über ihn als über irgendeinen seiner Brüder in andern großen Städten. Nicht seine Bildung im allgemeinen, aber sein Selbstgefühl ist größer.

Er trägt das Bewußtsein seiner Mission in der Brust. Er ist ein ernster, in sich gekehrter Mann, der auf seine Stunde wartet und der seinen Charakter auf das Antlitz dieses Faubourgs voll gedrängter Gassen und niedriger Häuser (nil cupientium castra) geschrieben hat, wie der blasirte Finanzmann den seinigen an „die vergoldeten Plafonds" (aureum lacunar) der Champs-Elysées.

Aber was die Sicherheit für diesen Moment ist, das bedeutet die Gefahr für den nächsten. Wenn dieser Mann sich erhebt!...

Der Arbeiter von Paris — wir deuteten es schon an — ist ein anderer Mann als der Arbeiter irgendwelcher andern Stadt und irgendwelchen andern Landes. Er ist vor allem Franzose, mehr noch, er ist Pariser; aber wenn er einerseits aus größern Verhältnissen von Anfang an hervorgegangen, so hat ihm auch jeglicher Einfluß des Familienlebens fast von der Wiege an gefehlt: jener Vorzug und dieser Mangel sind die Bedingungen, unter denen sein Charakter sich entwickelt hat. Darum werden uns im Faubourg St.-Antoine niemals Scenen überraschen, wie sie mitten in den viel verwahrlostern Gegenden Londons, in den schmuzigen Gassen an der untern Themse so häufig uns begegnen: Scenen zwischen Mutter und Kind, kleine Bilder der Liebe, des häuslichen Glücks, — des „sweet home" trotz Mangel und Entbehrung. Dafür aber ist der pariser Arbeiter unfehlbar im Besitz einer Eigenschaft, die uns imponirt und ihm seinen selbsterworbenen Platz sichert: eines starken und gerechten Selbstvertrauens.

Von dem zartesten Kindesalter, etwa seit dem zwölften Jahre sich selbst überlassen, gibt es für ihn keine Aeltern mehr, auf deren Beistand er rechnen dürfte; er hat fortan nur noch sich selbst, seine Hände, seinen Kopf. Der Knabe sucht sich selbst seinen Meister, verschafft und erhält sich selbst seine Stelle; das Mädchen geht ihre eigenen oft wunderbar verschlungenen Wege, — sie lernt mit erstaunlicher Schnelligkeit künstliche Blumen verfertigen, Hauben arrangiren, Stepparbeit machen; das Comptoir und das Ladenfenster sind für sie nur ebenso viele Stationen auf dem Wege zum Glück, welches sie unverrückt im Auge behält und in den meisten Fällen auch erreicht: sei es

nun, daß es in der Heirath mit einem ehrbaren kleinen Industriellen oder Arbeiter, sei es, daß es in einer jener kurzen, aber glänzenden Existenzen bestehe, für welche wir mit unsern schwerfälligen Begriffen weder das Wort noch das Verständniß haben, welche dort aber, wie wir wissen, — freilich zum Nachtheil für beide, von der Gesellschaft und der Literatur anerkannt sind.

Bei alledem ist von den Aeltern keine Rede; diese bekümmern sich nicht um die Kinder, und die Kinder bekümmern sich nicht um die Aeltern; und oft, wenn der eine Theil nach dem andern wieder einmal Nachforschung anstellt, ruhen die Gebeine des Gesuchten längst auf einem der Kirchhöfe von Paris.

So steht der Blusenmann von dem Augenblick an, wo er überhaupt stehen kann: auf eigenen Füßen! Die nächste Folge dieser frühzeitig auf sich selbst gestellten Entwickelung ist eine gewisse Leichtigkeit und Freiheit der Formen und des Benehmens, die, verbunden mit jenem oberflächlichen Schliff und jener Mitgift jedes Franzosen, der Höflichkeit, den Ouvrier zu derjenigen Erscheinung des pariser Lebens machen, in welcher sich vielleicht am richtigsten die Vorzüge und Fehler seiner Nation überhaupt spiegeln. Plumpheit wird der Fremde bei einem pariser Arbeiterkinde zuletzt finden, und selbst die Roheit des Straßenjungen verbirgt sich, namentlich solange er nicht unter seinesgleichen ist, hinter geradezu bestechenden Formen.

Die Schule des Lebens, welche der Arbeiter genossen, und die mangelhafte eigentlich wissenschaftliche Bildung, welche seine Landsleute der andern Stände sich anzueignen bestreben, machen den Unterschied zwischen beiden in der That nur am Kleide bemerkbar. Man nehme dem Arbeiter die Bluse und gebe ihm dafür den Rock des vornehmen Mannes: nicht lange, und man wird ihn für den legitimen Träger desselben passiren lassen müssen. Noch mehr gilt dies von dem weiblichen Theil der Bevölkerung. Die Arbeitertochter in der Robe spielt nach wenig Wochen die große Dame mit unnachahmlicher Sicherheit. Würden wir sie wiedererkennen im Magazin, wo sie mit der feinen, weißen Hand das Goldschnürchen um

das Päckchen Handschuhe legt, welches wir gekauft, und es uns mit jenem „Merci, Monsieur" überreicht, welches in seinem Klang allein etwas so Reizendes hat, gleich entfernt von Anmaßung wie von dem lästigen Gefühl socialer Unterordnung?

Die Verwischung der Ständeunterschiede hat sich in gewisser Weise schon vollzogen. Der Titel „Madame", mit welchem man die Kaiserin anredet, wird der Arbeiterfrau so wenig versagt, als ihrem Mann der Titel „Monsieur"; und die Reception der Bluse in allen öffentlichen Localen, den Theatern und den Cafés (das Grand Café nicht ausgeschlossen), ist eine vollendete Thatsache. Seine materielle Lage setzt den Arbeiter, namentlich solange er in voller Manneskraft ist, bei dem einerseits geringen Aufwand für die Kinder und andererseits dem Zuschuß aus der Arbeit seiner Frau, durchaus in die Lage, mit den Ständen auf gleichem Fuß zu leben, die wir bei uns schon die bessern nennen würden. Es versteht sich, daß in dieser Beziehung unter den Ouvriers die mannichfachsten Abstufungen sind. Die Maurer, die Handlanger, die Straßenfeger nehmen in dieser Rangleiter der Einnahmen und folglich der Lebensweise die niederste Sprosse ein; die in einer mechanischen Fabrik beschäftigten und die Goldarbeiter (letztere mit 40 bis 50 Frs. die Woche durchschnittlich) die höchste. Doch muß als Regel dieser nicht oft genug zu wiederholende Satz festgehalten werden: daß in Paris die Geschicklichkeit der Hände besser bezahlt wird als die Arbeit des Kopfs, und das Gros der Commis z. B. sich mit einem Gehalt von 100—150 Frs. monatlich durchschlagen muß.

Doch noch auf einem andern und bedeutendern Gebiet, als dem der blos gesellschaftlichen Gleichberechtigung, documentirt sich die Ueberlegenheit des pariser Arbeiters. Kaum den Jünglingsjahren entwachsen hat er für das moderne Leben und die Regulatoren desselben ein Verständniß, welches der deutsche Kleinstädter bis an sein Lebensende sich nicht anzueignen wüßte. Die politischen Fragen faßt er sofort von der für ihn praktischsten Seite; die Staatsform steht bei ihm nicht in erster Linie. Die Bedeutung, welche er selbst und sein Stand einnimmt, das Einräumen der äußern Gleichberechtigung

mit allen andern Staatsbürgern, diese seine erste und heiligste Errungenschaft: das sind die Gesichtspunkte, welche ihn bestimmen, Partei zu nehmen für oder gegen ein Gouvernement. Das Bewußtsein der Macht, die er repräsentirt, verläßt ihn niemals. Von leicht erregbarem Temperament, nach Art seiner Nation, empfänglich aufs äußerste für persönliches Hervorthun, Bravour, Begeisterung — weder durch Familienbande noch Besitz an das Leben gebunden: so ist er, mit der Erinnerung an die Vergangenheit, in jedem Augenblick bereit, auf die Barrikade zu treten für die revolutionäre Bewegung, deren Endzweck ihm und seinem Stande zugute kommen soll.

Man wird gestehen, daß der Mann von dieser Disposition, — er, der in der gesellschaftlichen Ordnung sich mit solcher Leichtigkeit bewegt und über die politischen Dinge, soweit sie ihn betreffen, mit solcher Klarheit denkt: man wird gestehen, sage ich, daß dieser Mann kein verächtlicher Gegner ist. Auch die Zahl, über die er commandirt, ist nicht gering zu schätzen: mehr als 500000 Mann bilden das Corps der Arbeiterbevölkerung von Paris.

Das war es, verbunden mit einer erklärlichen Sympathie, welche das Kaiserthum bestimmt hat, über die Köpfe und Interessen der dazwischenliegenden Stände, dem Arbeiterstande die Hand zu reichen. Dieses sind seine wahren Prätorianer! Die Verbindung hat nichts Ueberraschendes; der Arbeiter ist ein homo novus, er hat sich politisch noch nicht compromittirt und kann mit jeder Form der Regierung pactiren, außer derjenigen, die seine Rechte leugnet. Die Frage für ihn ist eine sociale, keine politische. Zu viel würde man sagen, wenn man ihn einen Bonapartisten unter allen Umständen nennen wollte; der Arbeiter, dieser Egoist, der immer nur an sich, immer nur an seine Lage denkt, den ein Familienleben niemals die große Lehre der Entsagung und der Opfer, sei es auch nur aus Liebe, gelehrt: er wird sich immer nur für die Thatsache, niemals für eine Idee begeistern können, und für die bloße Alternative theoretisch gestellt, ob Bourbon, Orleans oder Napoleon, zieht er gewißlich seine Bluse nicht aus. Aber factisch und in diesem Augenblick ist er Bonapartist; denn keiner hat es so verstanden, dem Arbeiter von Paris zu schmeicheln, und —

seien wir gerecht — keiner hat so viel für ihn gethan, als der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen.

Die Besuche, welche die Kaiserin den Lazarethen der Arbeiterviertel in der Cholerazeit abstattete, haben dem Empire bei den Arbeitern mehr Popularität verschafft, als die Gloire des Italienischen und Krimkriegs zusammengenommen. Es ist auch bekannt, daß der Kaiser in diesem Quartier viel lebhafter und freudiger empfangen wird als in den übrigen Stadttheilen von Paris. Diejenigen Ovationen, die man ihm hier bringt, brauchen nicht arrangirt zu werden: sie sind freiwillig und enthusiastisch. Nicht selten, wenn er Bauten besichtigt oder sich ihm sonst eine Gelegenheit bietet, Haufen von Arbeitern zu sehen, tritt er an sie heran, um sich mit ihnen zu unterhalten. Der Angeredete wird nie verlegen werden, gestattet vielmehr dem hohen Herrn durch die mit Takt gepaarte Sicherheit in der Beantwortung der Fragen einen richtigen Einblick in seine persönlichen und die Verhältnisse seines Standes.

Kein Quartier ferner ist so reich an Wohlthätigkeitsanstalten, als das der Arbeiter, und die meisten davon verdankt es dem jetzigen Gouvernement. In der Rue du Faubourg St.-Antoine sind die großartigen Hospize St.-Antoine und das Hospital Ste.-Eugénie für die kranken Kinder; in der Rue de Charonne liegt das Asil Impérial und das Hospice de Secours, in der Rue Charenton das Hospice des Quinzevingt. Alle diese Anstalten — Schöpfungen des Kaiserthums — nehmen einen nicht geringen Theil der kranken und hülfsbedürftigen Elemente des Arbeiterstandes auf.

Ebenso wie der Unterstützung ihrer Noth und Bedürftigkeit hat die Regierung auch dem Vergnügen und der Erholung dieser Bevölkerung eine beträchtliche Aufmerksamkeit zugewendet. Sie hat auf den benachbarten Boulevards die Anlage großer Arbeitercafés veranlaßt, welche den übrigen Cafés der Hauptstadt nicht nachstehen, und den Neubau des benachbarten Théâtre-Beaumarchais ermöglicht (1865), dessen Aufführungen wesentlich nur für den Arbeiter berechnet sind. Ueberall, in den Hauptstraßen des Faubourg, hört man, wenn man sie am Abend durchwandert, die Billardkugeln rollen und caramboliren;

in dem am Boulevard Prince Eugène befindlichen Café Bataclan hat das Arbeiterviertel schließlich auch sein eigenes Café chantant gefunden und, wenn man Veuillot Glauben schenken darf, seine eigene — Thereſa!...

Das Bedeutendſte jedoch, was das Kaiſerthum für den Arbeiterſtand gethan, das war dieſe Neugeſtaltung von Paris, an der ſeit funfzehn Jahren ununterbrochen geſchafft wird, ohne daß man noch einmal beſtimmt das Ende davon abſehen könnte. Der Arbeiter war der nächſte Gewinner, und ſein Gewinn, mag der der andern problematiſch ſein, wird ein realer bleiben. Die ungeheuern Summen, welche die Bauten erforderten, ſind ihm zugute gekommen, haben ſein Leben verbeſſert und ſein Wohlbefinden vermehrt. Die reinere Luft: er athmet ſie. Das beſſere Waſſer: er trinkt es. Die größere Sauberkeit, welche namentlich durch das wunderbar großartige Kloakenſyſtem geſchaffen: ſeiner Geſundheit dient ſie. Er, der von den prächtigen Anblicken des Lebens bisher ausgeſchloſſen, er hat jetzt zu ſeinem täglichen Genuß dieſe weiten, breiten Straßen und Boulevards, die Monumente, die Säulen, den Marmor und die Paläſte; und wenn es auch der freigebigſten Hand nicht möglich geweſen, ſolche Prachtgebäude für ihn aufzuführen, ſo hat ſie ihm dafür etwas gegeben, was er nicht weniger liebt: die Bäume, den Raſen und die Blumen! Die ganze Seele des Pariſers hängt an dem Genuß der Natur: man muß ſie nur einmal beobachtet haben draußen in den Wieſen und Feldern und Fluren, — wie ſie da zu Kindern werden mitten im Grün, das ſie umgibt. Nun, für dieſes unſchuldige Bedürfniß, für dieſe leidenſchaftsloſe Leidenſchaft war bis zum Regierungsantritt Napoleon's III. nichts geſchehen: die Parks außerhalb der Stadt — abgeſehen davon, daß er den ſchönſten, das Bois de Boulogne eigentlich auch erſt geſchaffen — waren nicht für den Arbeiter und die Zahl der Gärten und Anlagen innerhalb der Stadt faſt gleich Null. Jetzt iſt der Park von Monceaux geöffnet und neue, großartige Parkanlagen hauptſächlich für die von geringen Leuten bevölkerte Nachbarſchaft auf den Höhen von Montmartre und Chaumont theils vollendet, theils in der Vollendung begriffen; und überall durch die ganze Stadt verſtreut, auf offenen Plätzen, auf Squares, vor den Kirchen,

Palästen und Museen sind jene sorgsam gepflegten Gärten (40—50 an der Zahl), mit Boskets und Massivblumenbeeten, deren freundlichen Anblick und duftigen Gruß der Arbeiter in der Seele aufnimmt, wenn er an sein Tagewerk geht oder von demselben zurückkehrt.

Mehr noch hat die Regeneration von Paris dazu beigetragen, der bisher auf eine für Gesundheit und Moral so bedrohliche Weise zusammengepreßten Arbeiterbevölkerung Raum zu schaffen. Immer mehr von ihnen ziehen sich hinaus in die offenen und freien Straßengebiete, die geschaffen worden sind, nachdem die Barrièren gefallen; und wenn auch gegenwärtig der Kern derselben noch immer im Faubourg seinen Sitz hat, so ist doch für die Zukunft die Bahn gebrochen und die Tendenz angedeutet.

Es wäre unnütz, das politische Moment in dieser Tendenz bestreiten zu wollen. Zu deutlich tritt auf diesem Gebiet ein Bestreben hervor, welches man sonst dem Imperialismus eben nicht vorwerfen kann, nämlich das der Decentralisation. Man kennt aus den Zeitungen der jüngsten Vergangenheit den Streit zwischen dem berühmten Nationalökonomen Michel Chevalier und dem Seinepräfecten. Der Kaiser beabsichtigt, das Gros der Arbeiterbevölkerung zu lockern und diesen Feind, der *ihm* so sehr am Herzen liegt, thunlichst *aus* dem Herzen von Paris zu entfernen. Zwei Mittel bieten sich ihm zur Erreichung dieses Zweckes: die Beibehaltung der städtischen Accise, und die Verbannung der großen Fabriken — deren Dampf und Ausdünstungen angeblich der Schönheit der Metropole schaden — außerhalb des Weichbildes der Stadt.

Für die Mehrzahl der pariser Arbeiter, d. h. die compacte Masse derjenigen, die mit der groben Arbeit in den Fabriken beschäftigt sind, wird die Frage, ob sie ihr Brot und Fleisch versteuert oder unversteuert essen dürfen, immer mehr, je mehr sich die Nettopreise selbst vertheuern, eine Lebensfrage werden. Der Octroi wird sie aus Paris vertreiben. Grund genug für die Regierung, um durch die Erklärungen (communiqués) des Seinepräfecten den Willen kundzuthun: die Accise *nicht* fallen zu lassen. Die Verlegung der großen Fabriken vor die Bannmeile von Paris würde in demselben Sinne, vielleicht

noch stärker wirken: sie würde eine Massenauswanderung der Arbeiter zur Folge haben. Paris ohne Octroi würde den Zudrang der arbeitenden Klassen und dadurch den Zusammenfluß unruhiger Elemente vermehren; Paris mit Octroi, die Anlegung von Fabriken außerhalb der Stadt, entweder nur fördernd oder gar decretirend, die arbeitenden Klassen mehr und mehr abziehen. Das Merkwürdige ist, daß der Kaiser bei diesen Operationen die Stimme der Arbeiter für sich hat, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Stimme der Fabrikherren, der „Patrone" gegen ihn ist. Denn das Kapital, durch die Patrone repräsentirt, findet natürlich seinen Vortheil bei Aufhebung der Accise, indem das erhöhte Arbeiterangebot niedrigere Löhne schafft. Aber die Regierung, welche sich auf den Arbeiterstand stützt und in ihr eigenes Interesse zieht, findet am wenigsten Veranlassung zu Gunsten der Kapitalisten einzutreten. Und wie sich der Arbeiter ihren Interessen fügt, so protegirt sie gleichfalls die seinen, indem sie ihre Parteinahme für ihn und gegen die Patrone bei jeder Gelegenheit documentirt, namentlich bei den grèves oder Arbeitseinstellungen (strikes), die nirgends häufiger vorkommen als in Paris, und bei welchen die Regierung sogar so weit geht, ihr eigenes Princip zu verleugnen, und den Arbeitern ad hoc volle Versammlungs- und Redefreiheit zu gewähren!

Aber doch steht im Hintergrunde aller dieser Liebes- und Gunstbezeigungen auch hier die ultima ratio regum, welche nicht minder die der Kaiser zu sein scheint: nämlich die Kanone!

Die großen Boulevards Prince Eugène, Mazas und Richard Lenoir, welche das bisher so dumpfe Arbeiterquartier gelüftet haben, sind zugleich wichtige strategische Linien geworden. Von zwei Seiten flankirt nun das Kaiserthum seinen Freund und Bundesgenossen, den Arbeiterstand: und drei Kasernen (Popincourt, Prince Eugène und de Reuilly), welche wie Festungen an den Ecken dieser drei Boulevards stehen, können in der kürzesten Zeit auf diesen breiten Wegen ihre Mannschaften mitten in das Centrum des Faubourg St.-Antoine werfen und es zugleich auf beiden Flügeln nehmen.

Auch jetzt schon, vor der Decentralisation der Arbeit und Arbeiter in Paris, sind bei weitem nicht alle, ja nicht einmal die meisten Fabriken im Faubourg St.-Antoine, in welchem Stadttheil zwar der Billigkeit des Unterkommens wegen bis-jetzt die meisten Arbeiter wohnen, in dem sich aber vorzugsweise nur die Tischler-, Schneider-, Schlosser- und Steinhauerwerkstätten, sowie die Färbereien befinden. Von den anstoßenden Quartieren ist das des Marais der Hauptplatz für die Bijoutiers und das des Temple für die Schuster und Hutmacher. Die eigentlichen Fabriken, namentlich die für Maschinen, liegen sämmtlich an den äußern Barrièren, wohin ihnen, wie wir gesehen, bereits ein großer Theil der Arbeiter gefolgt ist, in Passy, Neuilly und Belleville, und einige sogar schon, dem drohenden Decret vorausgehend, außerhalb Paris, in Issy. Locomotiven werden meistentheils in den eigenen Maschinenanstalten der einzelnen Eisenbahnhöfe gebaut; die Porzellanfabriken liegen sämmtlich in Sèvres.

Wenn man von Paris spricht, so denkt man im allgemeinen an alles eher als an seine Bedeutung in der Eigenschaft einer Fabrikstadt, wiewol Paris in dieser Beziehung eine Weltstellung einnimmt dicht hinter London. Seine Force und Specialität beschränkt sich allerdings nur auf diejenigen Gegenstände, deren Werth in der Façon, in der Leichtigkeit, in dem geschmackvollen Aeußern besteht; aber darin ist die Vorzüglichkeit der pariser Etikette unbestritten auf der Erde. Mag in Europa, Asien, in Amerika oder auf einer der Inseln ein Salon oder ein Boudoir für die Dame des Hauses eingerichtet werden, gewisse pariser Artikel dürfen nicht fehlen. In demselben Maße, in welchem die französische Sprache eine überall hindringende Herrschaft behauptet, in demselben ist Paris der Weltmarkt für das Genre der Bijouterie- (echter wie nachgemachter), Bronze-, Parfumerie-, Confections- (fertige Damentoilette-) und einiger Leder- (namentlich Handschuh-) Artikel. Annähernd nimmt auch die Fabrikation der Herrenhüte, der Taschenuhren (concurrirt mit der Schweiz), der feinern Instrumente (medicinischer wie mechanischer) und der Sammtteppiche (Gobelins) denselben Platz ein. Der Geschmack, eine nationale Eigenschaft der Franzosen und in Paris von dem

ersten Lebensjahr an durch die Eindrücke der immensen Stadt weiter ausgebildet, sowie das angeborene Streben nach mechanischer Finesse haben die Vervollkommnung dieser Artikel erzeugt und die Welt daran gewöhnt, sich von Paris aus die Gesetze der Mode vorschreiben zu lassen. Welchen Export Paris mit diesen Artikeln betreibt, kann man daraus ersehen, daß tausende von Händen nur mit der Anfertigung von Enveloppen, Schachteln, Kistchen und Kasten beschäftigt sind. Die gesammte andere Industrie von Paris entbehrt dieser Großartigkeit. In den größern Maschinen- sowie aller Art chemischer Fabriken wird es von Belgien, englischen Städten und Berlin überragt, in Tuchfabriken und Färbereien von niederländischen und deutschen Orten. In Möbeln und Porzellan deckt es genau das eigene Bedürfniß; die Zahl der Wachstuch-, Papier-, Tapeten-, Stearinfabriken steht nur auf gleicher Höhe mit Berlin und Wien; in Stahlwaaren hält es eine Concurrenz mit den Rheinlanden nicht aus; in Spielwaaren und Glas ist es sogar auf den Bezug aus Baiern und Böhmen angewiesen.

Die Präponderanz von Paris als Handels- und Fabrikstadt datirt vom Beginn des zweiten Kaiserreichs. Früher begnügte sich der Pariser in der Hauptsache damit, Politik, Literatur und Conversation zu machen; seine Kräfte auf dem Gebiet der materiellen Arbeit lagen so gut wie brach, und die Quellen des Reichthums flossen spärlich. Diese weit geöffnet zu haben, indem er aus ihrer Trägheit jene weckte, muß das Verdienst Napoleon's genannt werden, wenn auch richtig bemerkt worden, daß dies der Kaufpreis sei, mit welchem er die politische Freiheit der Franzosen bezahlt habe. Frankreich befindet sich in einem Uebergangsstadium; allein der Segen der Arbeit wird ihm nicht mehr verloren gehen. Anfänglich, von der Neuheit und dem Abenteuerlichen der Situation getragen, verirrte sich der Handelsgeist in ungeregelte Bahnen, und eine Weile schien es, als ob er im „stockjobbing" explodiren solle. Doch ist die Börse, wie wir gezeigt haben, zu einer ruhigern Haltung zurückgekehrt, während inzwischen auch die Fabrikthätigkeit sich großartig entwickelt und den Handel in allen seinen Zweigen gleichmäßig gehoben hat. Paris ist eine Fabrik- und Handelsstadt geworden; in dieser Thatsache, gegenüber der Frivolität, ist der Ernst und, wenn man will, die Nüchternheit der

Arbeit zu finden; aber man wird nicht fehlgreifen, wenn man darin auch das Correctiv erblickt für Zustände, die — man mag sie von der moralischen oder politischen Seite betrachten — nicht haltbar erscheinen.

Noch ein Wort über das deutsche Element in der Arbeiterbevölkerung von Paris. Zahlreich vertreten in den besitzenden und erwerbenden Klassen, finden wir es auch hier in allen Abstufungen, bis zur untersten, wieder; und wenn bei einer Bevölkerungszahl von gegenwärtig 2,150916 Einwohnern (nach dem Census von 1866) die Zahl von 34273 Deutschen in Paris zu niedrig gegriffen scheint, um selbst dem Minimum der dort Ansässigen zu entsprechen: so dürfte mit Hinzurechnung der kommenden und gehenden Menge deutscher Commis, Kellner, Gesellen, Bonnen und Arbeiter aller Art die Gesammtzahl leicht das Doppelte jener officiellen Ziffer übersteigen.

Die Bedeutung, welche Paris in gewissen Zweigen der Industrie hat, bestimmen viele deutsche Handwerker, und unter diesen namentlich die Gold- und mechanischen Arbeiter, in Paris ihre Vervollkommnung zu suchen. Die angrenzenden Länder, besonders Baden (und in Baden wiederum besonders Pforzheim, einer der Hauptplätze für Bijouterie), Rheinpreußen, Hessen (zumal Hanau, durch die feinsten Lederwaaren berühmt), ferner die großen Städte Berlin und Wien liefern ansehnliche Contingente, und jedes größere Atelier in Paris hat seine Partie deutscher Arbeiter, deren Sauberkeit allgemein gerühmt wird. Aber auch unter den gewöhnlichen Handwerkern, den Tischlern, Schneidern, Schuhmachern, vornehmlich den Tapezieren, arbeiten Tausende von deutschen Landsleuten. In der ganz groben Arbeit, in den Steinbrüchen, unter den Maurern und Straßenkehrern, sind unsere Landsleute sogar so stark vertreten, daß ein Straßenfeger mit dem vulgären Ausdruck „Darmstaedter" bezeichnet wird. Leider fegen eben fast nur deutsche Hände (Elsässer, Luxemburger und Eingewanderte) den Franzosen ihre Hauptstadt rein, und der deutsche Fremde, welcher mit seinen Sprachkenntnissen einmal irgendwo in der Straße auf den Sand gerathen ist, darf gewiß sein, eine deutsche Antwort zu erhalten, wenn er sich an einen dieser durch die Tracht kenntlichen Arbeiter wendet.

Endlich ist auch unter der dienenden Klasse der actuellen Bevölkerung das germanische Element stark vertreten. Ein deutsches Hausmädchen ist in vielen Häusern so gesucht, wie auswärts eine französische Bonne. Der höhere Lohn lockt die Mädchen aus Baden, Würtemberg, Hessen, den Rheinlanden hierher, und ihr Fleiß, ihre größere Zuverlässigkeit läßt sie bald ein sicheres Unterkommen finden, sodaß die verständigern davon, nachdem sie einige Jahre in Paris gearbeitet, mit nicht unbeträchtlichen Ersparnissen wieder in die Heimat zurückkehren können. Ein Wort der Warnung jedoch aus eigener oft wiederholter Erfahrung möchte der Verfasser für die deutschen Gouvernanten hinzufügen! Möchten sie sich doch ja kein Eldorado denken unter einer Stelle in Paris! Möchten sie vor allen Dingen ohne ein festes Engagement niemals nach Paris gehen, niemals auf die sogenannten „Agenten" sich verlassen, und kein Heil von den „Pensionen" erwarten, die nur da zu sein scheinen, um sie zu exploitiren. Es gibt gewiß sehr glänzende Ausnahmen, aber im allgemeinen ist kein Los bedauernswerther als das der zuweilen aus den besten Häusern stammenden und durchschnittlich feingebildeten deutschen Gouvernante in Paris, welche dort im besten Fall nur die Rolle eines Kindermädchens spielt und heimkehrt, reich nur — an Erfahrungen!

Ihr, wie so mancher und so manchem andern Getäuschten, bietet der Deutsche Hülfsverein, an dessen Spitze neben den deutschen Gesandten mehrere Kaufleute stehen, vornehmlich aber der Bankier Ellissen, die Mittel zur Heimkehr. Von seinen übrigen guten und edeln Zwecken der Unterstützung für die deutschen Landsleute, welche, fremd in der Weltstadt, krank werden oder Noth leiden, ist vielleicht dieser der nicht am wenigsten gute und edle: denjenigen, deren Hoffnungen zu Trümmer gegangen, und die mit bebenden Herzen am Scheideweg der Verzweiflung und der Sünde stehen, den Pfad zu zeigen, der in die Heimat, das Aelternhaus, die Räume der Jugend zurückführt. Mögen sie klein und prunklos sein: es erwartet sie doch ein Kleinod da, mehr werth vielleicht als all der trügerische Glanz von Paris: — das Familienglück!

V.

Das Paris der Armen und Elenden.

Von

William Reymond und **Julius Rodenberg.**

Jede große Stadt ist eine Stadt der Gegensätze; keine jedoch weiß sie so geschickt zu verbergen und dem Auge zu verdecken, als Paris. Es ist als ob ein Decret hier dem Licht verboten habe, Schatten zu werfen! Man sieht den Reichthum, den Luxus, den raffinirten Genuß des Lebens; aber man sieht nicht die Opfer, die er fordert. Das Fest rauscht von Tag zu Tag, die Ballmusik klingt, und der Becher ist immer gefüllt; die Rosen des Heliogabalus scheinen nicht, wie in der Geschichte von Rom, die Festgenossen, sondern den Schrei des Elends zu ersticken. Man sieht die Sünde nur in ihrem schimmernden Gewande, mit Blumen und Goldstaub in den Haaren, lachend, singend, trällernd — den Refrain von „la jeunesse et l'amour" auf den Lippen.... Wird sie immer schön, immer jung sein? Wird sie niemals sich in ihrer eigenen Gestalt zeigen, wenn das Parfum verflüchtigt und nur das Miasma geblieben ist, aus dem es geboren? Das Verbrechen selbst scheint in Paris nur für die Feuilletonisten zu sein, um die Journale pikant

und die Romane packend zu machen. Die Cause célèbre, welche die Welt einen Monat lang beschäftigt, die Gerichtsverhandlungen, welche das Publikum mit athemloser Begierde verschlingt, der Verbrecher selbst, welcher vor den Assisen die Rolle der „interessanten Figur" spielt und unter den Händen des Henkers ein Gegenstand des Mitleids und zuweilen der Bewunderung wird: das alles macht einen theatralischen Effect, fast mehr noch als einen moralischen, und geht rasch vorüber, gleich den Scenen im Sensationsdrama, wo dem Bacchanal das Blutbad folgt und dem Blutbad das Bacchanal. Wer blickt durch den plötzlichen Riß, den Vorfälle dieser Art machen, in die Tiefe hinab, in diesen furchtbaren Abgrund der Armuth, die das Elend; des Elendes, welches das Laster, und des Lasters, welches das Verbrechen zeugt? Wer hätte den Muth dazu? Wer könnte noch lachen und genießen, wenn er Solches gesehen? Der Riß schließt sich und der Sonnenschein bei Tage, das Lampenlicht bei Nacht bedecken diesen Abgrund wieder wie zuvor. Aber ist er darum weniger furchtbar, weniger drohend?

Wir gehen, wenn wir in Paris sind, immer an diesem Abgrund; wir bemerken ihn nicht — wie z. B. in London — dank jener hohen Vorsicht und verschönernden Hand, die ihn unter marmornen Façaden verborgen und Armuth und Elend, diese Vorposten des Verbrechens, hinausgestoßen hat bis unter die Ringmauer von Paris. Aber es bedarf nur des Fingers, und wir werden ihn sehen!

Mitten auf den weiten sonnigen Plätzen sind uns Leute begegnet mit hohlen Augen, oder Mädchen, die uns mit verzerrtem, herzzerreißendem Lächeln angeblickt; mitten in den eleganten Straßen haben sich unheimlich aussehende, verschlossene Wagen mit unserm Fiaker gekreuzt: ambulante Gefängnisse voll Corruption und Thränen. . . .

Der Fremde, voll von den Eindrücken der Pracht und des Glanzes, berauscht von dieser Luft von Paris, die das Vergnügen selber athmet, von dieser Heiterkeit, diesem Wohlbehagen, welche wie die eigenste Temperatur von Paris jeden sogleich ergreifen, jeden sogleich heimisch machen, jeden sogleich überzeugen, daß jeder hier glücklich sein müsse: der Fremde, sage ich, wird sich durch diese verirrten Gestalten nicht stören lassen

in seinem Tagewerk, welches den Sehenswürdigkeiten und der Bewunderung gehört; er wird nicht an das Elend denken, welches hinter den Coulissen steht, und wenn er daran denkt, so wird er es nicht begreifen: er hat es höchstens geahnt, gleich dem heitern Gewölk an einem glanzvoll heitern Himmel.

Wie aber, wenn wir die trügerische Hülle für einen Augenblick zurückstreifen? Wird er geneigt sein, diesen langen Festzug von Zerstreuungen und Genüssen zu unterbrechen, um uns dahin zu folgen, wohin wir ihn führen wollen: an die Geburtsstätten der Armuth, in die Schlupfwinkel des Lasters, zu den letzten Aufenthaltsorten des Verbrechens, über deren Thüren in flammenden Zügen die Worte Dante's geschrieben sind: Lasciate ogni speranza voi ch' entrate —?...

Es ist ein weiter Weg aus dem von Lust und Leben überschäumenden Mittelpunkte der Stadt, den Boulevards, bis zu jenen ihrer Außenpunkte, hinter den Höhen von Montmartre, wo die Woge derselben langsam zu sterben scheint. Da sind die Straßen still und öde, ohne Trottoirs, mit Schutt und Unrath angefüllt; da sind die Häuser niedrig, häßlich, ohne Charakter, ohne Schilder die Thüren, ohne Gardinen die Fenster. Da gibt es kein Magazine, keine Läden, keine geputzten Menschen, keine schönen Wagen, keine schönen Pferde, keine Fiaker, ja nicht einmal Omnibusse mehr.

Treten wir in eine dieser Straßen und bleiben wir vor einem dieser Häuser stehen. Kinder spielen auf der Schwelle desselben. Wovon reden sie? Hören wir nicht hin: der Kindermund würde uns weniger lieblich, weniger heilig erscheinen, wenn wir vernommen, daß er solche Dinge reden und solche Worte sprechen kann! Wie der bösen Tochter im Märchen sind es „Kröten und Schlangen", welche von diesen kleinen, zarten Lippen fallen....

Von ihren Aeltern allein zu Hause gelassen, was können diese unglücklichen, kleinen Geschöpfe lernen? Ohne Unterricht aufwachsend, neben einem Vater, der Trunkenbold ist, und einer ausschweifenden Mutter, liefern sie nach einigen Jahren diese beiden weltbekannten Typen für Paris, den Gamin und die Gamine.

Der Gamin — wahre Zwiebel, die, gut gepflegt, prächtige

Blüten treiben kann! Die Geschichte mancher Männer, die sich in Künsten und Wissenschaften hervorgethan haben, lehrt es. Aber vernachlässigt, und das ist die Regel, bleibt das Gewächs zeitlebens — Zwiebel, verpestet die Luft und entlockt den Augen Thränen. Auch die Gamine werden wir unter beiderlei Gestalt wiedersehen.

Kehren wir indeß in unsere Straße der Barrière zurück.

Während die armen, zerlumpten Kinder spielen, oder sich schlagen und schimpfen, kommt eine junge Frau und jagt sie ins Haus. Diese Frau ist hübsch, aber blaß und abgemagert; ihr Anzug ist gesucht, aber schmuzig. Sie trägt ein rothwollenes Netz, an dem noch hier und da einige Glasperlen glitzern. Ein hellseidenes, zerrissenes, enganschließendes Kleid verräth noch anmuthige Formen, ein buntes Tuch fällt nachlässig von den Schultern herab. Ihre Stiefelchen, ohne vorwurfsfrei zu sein, zeichnen einen kleinen Fuß, um den eine Engländerin sie beneiden würde. Das kurzgeschürzte Kleid läßt ungenirt ein zartgeformtes rundes Bein sehen.

Sie folgt den Kindern ins Haus, nimmt das kleinste auf den Arm, um die dunkle Leiter, die als Treppe dient, zu ersteigen, und tritt in einen engen, übelriechenden Raum, in welchem zerlumpte Decken, Fetzen von Laken, Küchengeräthe und alte Kleidungsstücke durcheinanderliegen. Die Kinder umstehen sie und verlangen zu essen. „Wartet, bis der Vater kommt!" sagt sie. Dann gibt sie dem jüngsten die Brust und während das unschuldige kleine Wesen trinkt, sieht sie die andern an, senkt den Kopf und weint.

Die Stunden schleichen dahin, der Abend ist da. Die Kinder sind hungerig, — die Mutter schließt sie ein und geht fort.

Erst gegen elf Uhr kommt sie nach Hause. Die armen Geschöpfe sind vor Hunger und Kälte eingeschlafen. Die Mutter bringt ihnen zu essen; sie weckt sie auf und vertheilt ihnen das spärliche Mahl.

Wo hat sie Geld dazu gefunden? Möge niemand von meinen Lesern mich fragen. . . .

Mitten in der Nacht macht sich auf der Treppe ein starker Lärm hörbar. Es ist der Vater, der betrunken nach Hause

kommt. Die Frau steht auf, um ihn hereinzulassen, und überhäuft ihn mit Vorwürfen; er stößt sie zurück und schlägt sie. Die Kinder, im Schlafe aufgeschreckt, schreien und weinen. . . .

Das ist das leider nur zu wahre Bild der Wiege des pariser Lasters. In dieser Atmosphäre werden die Kinder der Armuth und des Elends geboren, erwachsen sie, werden sie groß, ohne von Gott und der Tugend gehört zu haben. Man weiß, daß in Frankreich der Schulzwang nicht existirt, dieses segensreichste von allen Zwangsmitteln, erfunden, um den Menschengeist, selbst wider seinen Willen, aus der Knechtschaft und Nacht der Unwissenheit zu reißen! Selbst des Kaisers Wunsch, der Vorschlag, der vor drei Jahren von dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn Duruy, vorgelegt wurde, konnte kein Gehör bei der Kammer finden, die doch sonst so schmiegsam ist, sobald es sich um Maßregeln gegen die Presse handelt. Sogar die Opposition, von der Leidenschaft hingerissen, besann sich nicht, ihr eigenes Princip zu verleugnen, indem sie behauptete, daß die Schulpflichtigkeit ein — Attentat gegen die Freiheit sei! So schwer ist es, in Frankreich zu regieren.

Mit dem zehnten Jahre beginnt der Gamin von Paris sein eigentliches Leben. Der erste Schritt auf die Straße zeigt ihn in seiner vollen Selbständigkeit. Er ist „Roué" von Kopf bis Fuß, und es scheint, als ob ihm nichts mehr zu lernen bliebe: er weiß alles, er kennt alles, er versteht alles, und seine Geschicklichkeit wird nur von seiner Frechheit übertroffen. Die Straße, das ist *sein* Reich, und er fühlt sich darin als Souverän. Die übrigen Menschen sind nur da, entweder um ihn zu amusiren oder um Geld von ihnen zu verdienen. Bald lungert er hier und dort herum, bald sitzt er auf einem Eckstein, um Pfeifen für die Tabacksbureaux anzurauchen; bald steht er vor den großen Läden oder Hotels, um den Wagenschlag zu öffnen mit den Worten: „Mein schöner Herr Graf!" „Mein schöner Herr Gesandter!" oder „Meine schöne Frau Herzogin!" Niemals aber vergißt er seine Witze über die vorübergehenden Kleinbürger und Provinzialen zu machen. Sieht er einen leeren Wagen vorüberfahren, so ruft er dem Kutscher zu:

„Ohe, Kutscher, sind Sie frei?"

„Ja, mein Kleiner!“ antwortet dieser und hält die Pferde an.

„Nun, dann sind Sie glücklicher als ich; mir bleibt noch eine Pfeife anzurauchen.“

Der Kutscher schwenkt ärgerlich seine Peitsche, aber der Gamin springt zur Seite und macht Männchen hinter ihm her.

Am Abend ist unser Gamin im Theater. Er sucht sich eine Contremarke von irgendeinem Zuschauer zu verschaffen, welcher das Haus vor dem Schluß der Vorstellung verläßt, oder ein Maschinist, für den er eine Commission gemacht hat, läßt ihn ein. Sein Platz ist im Paradies. Von dort bewundert er, aus schwindelnder Höhe, die Zuschauer sowie die Schauspieler. Die Schauspieler sind für ihn Halbgötter. Was ihm an Illusionen geblieben ist, bewahrt er für sie. Auch kennt er sie alle dem Namen nach, ohne je einen Zettel gelesen zu haben. Der schöne Dumaine, der ernste Luguet, der hübsche Castellano und der stolze Mélingue, die schöne Déclanzaz, die leichte Mariani, die kokette Schneider und die berühmte Cora Pearl: das sind seine Passionen. Für die Intriguanten dagegen, wie Omer oder Perrin, hat er nur Schimpfworte und lauert ihnen zuweilen sogar am Schluß des Theaters auf, um sie zu prügeln. Beim Ausgange findet er noch Gelegenheit, einen canon (ein kleines Glas Wein) bei dem Weinhändler zu trinken, und wenn er nicht nach Hause schlafen geht, aus Furcht vor Schlägen, so bringt er im Sommer die Nacht im Bois de Boulogne oder auf den Höhen von Montmartre zu; im Winter dagegen schläft er in den Steinbrüchen von Chaumont, oder in einem Hause, das noch im Bau begriffen. Er verfehlt nicht, mit allen mauvais sujets des Stadtviertels Bekanntschaft zu machen, ihre Geberden und schlechten Manieren anzunehmen und ein Voyou wie sie zu werden — unübersetzbares Wort, welches im Leben des Gamin die zweite Stufe bezeichnet und die Keime seiner künftigen Entwickelung in sich trägt. Ist es schwer, diese vorauszusehen? Am Rande des Müßiggangs, von seinen Aeltern verlassen, gezwungen, täglich ein neues Mittel der Existenz zu ersinnen, seinen Leidenschaften hingegeben und dem bösen Einfluß ausgesetzt: ist es zu verwundern, wenn wir ihn früher oder später als Dieb

oder Verbrecher wiederfinden und ihn schneller vom Komischen zum Tragischen übergehen sehen, als wenn er das Theater des Palais-Royal mit dem Ambigu vertauscht hätte? Die Morgue (das Todtenhaus) hat einen besondern Reiz für ihn. Er ist einer seiner Stammgäste. Früh gewöhnt er sich hier an den Anblick der Leichen und an die Idee des gewaltsamen Todes. Für ihn ist dieses noch das schönste oder wenigstens noch das rührendste Schauspiel, und findet er die Marmortische leer, so glaubt er betrogen zu sein.

Was die Gamine betrifft, so ist ihr Leben wo möglich noch trauriger, und es wird mir schwer sein, es zu erzählen. Man erräth es übrigens. Das arme Kind, zum Betteln auf die Straße hinausgestoßen, Blumensträuße verkaufend in der Menge, vor den Thüren der Kaffeehäuser singend: es wird vor seiner Entwickelung schon lasterhaft und Frau, ohne je Mädchen gewesen zu sein. Gleich ihrem Bruder, dem Gamin, ist auch die Gamine bei allen Volksfesten. Sie feiert mit ihm den Blauen Montag in den Schenken und auf den Bällen der Barrière. Die Boulevards entlang trägt sie ihre armselige und trotzdem prätentiöse Toilette zur Schau, bis zu dem Augenblick, wo die Polizei ihre Stellung regulirt, indem sie ihr autoritätsmäßig den Stempel der Schande aufdrückt.

Aber, wird man fragen, gibt es gegen Zustände dieser Art kein Rettungsmittel? Ist Paris, dieser Sitz der berühmten Centralisation und Administration im Grunde doch so schlecht administrirt, daß seine eigenen Kinder, diese pariser Jugend, ohne Beihülfe von seiten des Staats bleiben können? Allerdings ist der gute Wille, die Wohlthätigkeit hier in einem höhern Grade vorhanden als vielleicht in irgendeiner andern Stadt; der einzelne wetteifert in Werken des Opfers und der Liebe mit der unausgesetzten Wachsamkeit der Behörden. Allein nur das ehrliche Elend hat Recht auf Unterstützung; gegen das Laster gibt es nur einen Kampf.

Nichts kann dem ungeheuern Elend gegenüber, von welchen wir gesprochen haben, tröstlicher und erhebender sein als die Großartigkeit, mit welcher das pariser Armenwesen (Assistance publique) organisirt ist. Die Barmherzigkeit ist einer von den hervorragenden Charakterzügen des französischen Volks, und

seine Geschichte ist reich an Beispielen heroischer Nächstenliebe, von den Tagen Montyon's, welcher als einen Preis für die Tugendhaften sein Vermögen, bis zu den Tagen der Schwester Rosalie, welche ihr ganzes Leben hingab, um die Pflegerin, die Freundin der Armen zu werden.

Die Generaladministration des Armenwesens von Paris — auch eine Schöpfung der Revolution von 1789, in deren großer Seele die Liebe so dicht neben dem Schrecken wohnte — gehört zum Ressort des Seinepräfecten, und an ihrer Spitze steht ein Director nebst einem Ueberwachungsausschuß von 20 Mitgliedern. Sie hat zu ihrer Residenz einen der schönsten von den neuen Palästen, welche dem Hôtel de Ville gegenüber erbaut sind, mit der einen Flanke den Quai, mit der andern die Avenue-Victoria beherrschend. Von hier aus wird täglich der Gang der pariser Wohlthätigkeit geregelt; und hier wacht immer, gleich einer zweiten Vorsehung, das Auge, das Herz und die Hand, zur Hülfe bereit, über die Bewegungen der Armuth und des Unglücks, welche, in einer Zahl von 118000 Personen, die Straßen von Paris belagern.

Aber im Verhältniß zu dieser Zahl ist auch die Armee derjenigen, über welche die Verwaltung zu ihrem Beistande verfügt. Außer den Angehörigen der höhern Klassen, denen Erbarmen ein Bedürfniß (die den Bureaux de bienfaisance aggregirten Commissaires visiteurs und Dames de charité), sowie den Nonnen, denen es ein Beruf ist, zählt dieses Corps der Menschenliebe an regulären Truppen: 362 Mitglieder der Generaladministration, 38 Almoseniers, 91 Aerzte, 42 Chirurgen, 18 Apotheker, 222 Eleven und 1515 Wärter. Eine Centralbäckerei, welche täglich 25000 Kilometer Brot, eine Centralschlächterei, welche jährlich 112000 Kilometer Fleisch, und ein Centralkeller, welcher jährlich 13800 Hektoliter Wein liefert, das sind die großen Depots der Armenpflege von Paris.

Die Kosten derselben werden aus einem Budget von mehr als 17,700000 Frs. bestritten, welches die Jahreseinnahme der Generalarmenverwaltung repräsentirt. Zu dieser Summe steuert die Stadt 8,787000 Frs. bei, und der Rest wird aus den den Wohlthätigkeitsanstalten gehörigen liegenden Gründen

und endlich aus einer Rente erhoben, einer Art von Tantième, welche nach einem gewissen (zwischen $^1/_4$ und $^1/_8$ schwebenden) Procentsatz ihrer Einnahmen die Theater, die Concerte, die Bälle liefern müssen. So wird das Vergnügen, und in einigen Fällen sogar das Laster den Zwecken der Mildthätigkeit tributär gemacht!*) Doch greift auch die Privatwohlthätigkeit überall fördernd ein: Festlichkeiten werden eigens von den großen Damen dafür arrangirt, Herr von Rothschild vertheilt jährlich 20000, die beiden Herren Pereire jährlich sogar 30000 Brotzettel (jeder auf ein Kilogramm) für die Assistance publique.

Es ist neuerdings der Versuch gemacht worden, das Almosen zugleich als ein Mittel gegen die Unwissenheit zu verwenden, und indem man es gleichsam als Prämie in Aussicht stellt, dem Mangel der Schulzwanges wenigstens auf diesem Gebiet zu begegnen. Kein Armer nämlich mit Familie soll Anspruch auf Unterstützung haben, wenn er seine Kinder nicht zur Schule schickt. Allein wie wenig im moralischen Sinn diese Clausel bisjetzt noch gefruchtet, geht daraus hervor, daß unter zwölf Unterstützungen, welche bewilligt werden, durchschnittlich immer acht für Mädchen sind, welche, ohne verheirathet zu sein — Mutter geworden! Dieses Verhältniß, welches für die Immoralität der Bevölkerung allerdings ein abschreckendes Zeugniß gibt, beweist doch auf der andern Seite, wie sehr die Administration bereit ist, dem heftigsten und häufigsten Verbrechen Einhalt zu thun: dem Kindermord! Auch ein anderes Verbrechen, für das sittliche Gefühl nicht minder empörend, wenn auch erst in der neuern französischen Gesetzgebung mit

*) Das erste derartige Gesetz, von 1796, verordnet, daß eine Taxe von zwei Sous auf jede zehn Francs erhoben werden solle von den Einnahmen der Theater, Bälle, Concerte, Reitercircus; das Decret vom 21. Aug. 1806 erhöhte die Taxe bei Bällen, Concerten und Wettrennen auf ein Viertel der Einnahmen und fügt hinzu „jede Art von Unterhaltung, bei welcher das Publikum durch Billets oder Subscription Zutritt hat". Ein späteres Decret gab den Wohlthätigkeitsanstalten alle Liegenschaften zurück, welche, da sie geistliches Eigenthum gewesen, von der Nation confiscirt worden waren.

Strafe bedroht, nämlich das Aussetzen der Kinder, ist dadurch außerordentlich verringert worden. Ehemals, zur Zeit der berüchtigten „Drehscheibe", war der Staat nicht besser als der erklärte Mitschuldige dieses Verbrechens, das er beging, um ein größeres zu verhüten: die Mutter kam in der Nacht nach dem Findling-Hospital, legte das Kind auf die Scheibe, klingelte, das Schiebfenster ward geöffnet, die Scheibe drehte sich — und Mutter und Kind sahen sich niemals wieder. Auf diese Weise betrug im vorigen Jahrhundert, wie Mercier sagt („Tableau de Paris", III, 238), die Zahl der Findelkinder im Durchschnitt jährlich 7000. Jetzt, wo das Aussetzen von Kindern als Verbrechen bestraft wird, heißt das Findelhaus von Paris Hospice des enfants assistés, und die Zahl der Kinder, welche von ihren Müttern hier abgeliefert werden, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß sie dieselben nicht ernähren können, zusammen mit den — dank den Anstrengungen der Assistance publique — immer seltener werdenden Findelkindern, beläuft sich auf kaum noch 4000, während die Bevölkerung von Paris sich inzwischen verdreifacht hat!

Bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahre haben die „verlassenen Kinder" Anspruch auf die Unterstützung des Hospizes; allein bevor sie dieses Alter erreicht haben, regelmäßig zu sechzehn Jahren, pflegen die meisten schon versorgt zu sein, die Mädchen, nachdem sie in allen weiblichen Handarbeiten unterrichtet worden, als Dienstboten, Arbeiterinnen in den Spinnereien u. s. w., die Knaben als Lehrlinge bei Handwerkern, in den Fabriken, oder in den sogenannten landwirthschaftlichen Colonien, deren Gründung Frankreich seinem unermüdlichen Deputirten und Volkslehrer Jules Simon verdankt. Die bedeutendste dieser Colonien ist die von Mettray, neben Tours, die von Herrn Demetz dirigirt wird. Seit der Zeit ihres Bestehens hat diese Colonie mehr als 4000 von ihren Aeltern verlassene oder uneheliche Kinder, Findlinge oder Waisen aufgenommen und aus ihnen Ackerbauer, Gewerbtreibende, Soldaten und Seeleute gebildet. Mehrere haben sich hervorgethan, sind Offiziere geworden und mit der Ehrenlegion decorirt, oder sind etablirt und gute Familienväter.

Wie für das hülflose Kindes-, so ist auch für das hülf-

lose Greisenalter in neun großen Hospizen gesorgt, von denen die berühmtesten für die Männer das von Bicêtre, für die Frauen das der Salpetrière. Außer den in diese Anstalt Aufgenommenen haben aber auch alle wegen ihres Alters arbeitsunfähig gewordenen Greise von Paris, wenn sie deren bedürftig sind, Anspruch auf Unterstützung und zwar nach ihren verschiedenen Altersstufen: die Greise von 84 Jahren auf 12 Frs. monatlich, die von 81 Jahren auf 10 Frs., die von 79 Jahren auf 8 Frs. und die von 69—79 Jahren auf 5 Frs.

Wenn nun diese Hospize sich darstellen als Stätten der großartigsten und hochherzigsten Gastfreundschaft für die noch nicht arbeitsfähigen oder arbeitsunfähig gewordenen aus der Schar der Armuth, so sind für die Aufnahme der Kranken 15 Hospitäler geöffnet mit mehr als 7000 Betten. Noch im vorigen Jahrhundert waren diese Häuser Orte des Schmuzes und des Ekels; man braucht nur Mercier zu lesen, um zu begreifen, daß die Armen damals lieber auf der Straße krank sein und sterben als in den Spitälern jener Zeit geheilt werden wollten. In Bicêtre waren alle die zusammen, in denselben Räumen und in denselben Betten, welche man die „bons pauvres" nannte, nämlich „die Vagabunden, die Epileptischen, die Blödsinnigen, die Wahnsinnigen, die Greise, die Krüppel" („Tableau de Paris", VIII, 2); und an einer andern Stelle sagt unser Gewährsmann (II, 226): „Grausame Barmherzigkeit, die unserer Hospitäler! Der Arzt, der Chirurg werden bezahlt — zugegeben; die Medicin kostet nichts: ich weiß es; aber man wird den Kranken in dasselbe Bett legen mit einem Sterbenden, man wird ihm das Schauspiel des Todes vor die Augen führen, während die Qualen des Schreckens schon seine Seele zerreißen; man wird ihn in eine mit fauligen Miasmen geschwängerte Luft werfen . . . Das Hôtel-Dieu! Und man wagt es so zu nennen! . . ."

Stellen wir neben dieses „fait divers" des 18. Jahrhunderts eine „vermischte Nachricht" aus den Zeitungen der letzten Tage: „Das neue Spital Hôtel-Dieu, das auf der Seeinsel von Paris, der sogenannten Cité, erbaut wird, bedeckt mit seinen Höfen einen Flächenraum von 22000 Quadrat-

metern. Es wird 716 Betten enthalten, die in 84 Sälen und Zimmern aufgestellt werden. Die Lüftung und Heizung wird durch eine Verbindung der besten Methoden bewerkstelligt. Die Heizung erfolgt zum Theil durch heißes Wasser, zum Theil durch Wasserdampf. Mit Ausnahme der Krankensäle selbst wird das ganze Gebäude mit Gas beleuchtet. Die Wasserleitung und ein elektrisches Signalsystem gehen durch alle Theile der Anstalt. Die Gesammtausgabe für das neue Hôtel-Dieu wird auf 21,400000 Frs. veranschlagt, nämlich 8,000000 für die Expropriation des Bodens, 12,400000 für den Bau und 1,000000 für die Einrichtung."

Dieser Gegensatz ist so beredt, daß wir nichts mehr hinzuzufügen haben. Wohl war es ein hübsches Ding um den Geist, den Witz und die Wortspiele des „Grand Siècle"; aber die Menschlichkeit ist doch auch Etwas. Fast möchte man, wenn man solches erwägt, im Geiste der Schrift dieser Zeit und dieser Stadt zurufen: Ihr sind viele Sünden vergeben. . . .

Man sollte denken, daß da, wo die Mildherzigkeit in so wahrhaft großen Dimensionen geübt und ihren Repräsentanten als erstes Gesetz vorgeschrieben ist, sie so zu üben, „daß das Almosen kein Erröthen verursache und das Unglück weder die Scham verwische, noch die Selbstachtung zerstöre" — man sollte denken, sage ich, daß da dem Elend ein ungeheueres Terrain abgewonnen werden müsse. Allein die natürliche Trägheit des Lasters ist noch größer als alle Anstrengungen der Tugend: diese rückt nur langsam vorwärts, — jenes bleibt in seiner Masse fast unbeweglich, und der Hang zur Vagabondage sowie die Verführungen der großen Stadt thun das übrige.

Arbeit ist das einzige Rettungsmittel. Allein dieses anzuwenden gibt es kein Zwangsrecht. Kein Gesetz autorisirt den Staat, den Aeltern ihre Kinder zu entreißen, um sie vor dem bösen Beispiel zu schützen. Sie wachsen daher im Anblick des Lasters auf; den Gaben geordneter Barmherzigkeit, welche ihnen unbequeme Pflichten auferlegt, ziehen sie den precären Erwerb des Zufalls in den Straßen vor, welcher

ihnen ihre ganze Freiheit läßt; und wenn sie nicht Diebe oder Verbrecher werden, so — betteln sie!

Das Betteln ist in dem Departement der Seine verboten, aber die Bettler existiren trotzdem; sie finden tausend Mittel, um, was sie ihre Industrie nennen, zu üben. Man muß sie am 15. August, dem Napoleonstage, oder am 1. Januar sehen, wo das Gesetz sie duldet, und wo sie sich auf den Boulevards mit Instrumenten aller Art in den verschiedensten Künsten und „Gebrechen" produciren; da erst kann man von ihrer Anzahl eine Vorstellung bekommen.

Die Bettler machen größtentheils gute Geschäfte und verachten die Armen. Unter ihnen gibt es eine Aristokratie von Krüppeln, die unter ihren Standesgenossen der höchsten Vorzüge genießt. Je mehr ein Bettler misgestaltet oder garstig ist, desto gesuchter wird er von den Damen seiner Kaste. Ich entnehme dem Buche eines ausgezeichneten Beobachters, Hrn. Victor Tournel, die Erzählung einer Bettlerhochzeit, welche eine Idee von ihren seltsamen Sitten geben wird. Er erzählt:

Ich verfehlte nicht, an dem Tage der Einladung, von einem Freunde begleitet, in die Kirche St.-Eustache zu gehen, die schon sehr besucht war und in welcher ich nur einige mir bekannte Gesichter antraf. Glücklicherweise wurde ich plötzlich von einem braven Mann angeredet, dem ich schon früher einigemal begegnet war und der mir jetzt als Cicerone mitten in dieser seltsamen Versammlung diente. Er war ein Decorationsmaler, der sich bei einem unglücklichen Fall von dem Gerüst im Louvre den Arm gebrochen und hierauf eine Medaille als Orgelspieler erhalten hatte. Er stellte mich nach den ersten Begrüßungen der Braut vor. Ich sah eine kleine, sehr pockennarbige Frau, die halb blind war und — im schlimmsten Fall — es ganz sein konnte. Nachdem ich ihr meinen Namen genannt und hinzugefügt hatte, welches Interesse ich für die schätzenswerthe Klasse hege, von welcher sie ein so schönes Exemplar war, lächelte sie huldreichst und machte mir eine graziöse Verbeugung. Man zeigte mir von fern den Bräutigam, der mit gekreuzten Beinen auf einem hohen Stuhl saß, in welchem er ganz verschwand. Er sah mich aufmerksam an, und da meine Blicke auf ihn gerichtet waren, stand er auf, mich zu grüßen.

Wahrlich, diese Bettler wissen sich zu benehmen! Er war eine Art Zwerg, lahm und buckelig, in jeder Art misgestaltet, ein Quasimodo, wie Victor Hugo ihn geschildert. Nachdem ich den Bräutigam gesehen, warf ich die Vermuthung hin, daß es eine Convenienzheirath sein müsse. „Ganz recht", sagte mein Führer, „Sie sehen hier die Sprößlinge der beiden berühmtesten Bettlerdynastien von Paris, die von ihren Vorfahren her die einträglichsten Stellen der Hauptstadt ererbt haben und sich des Restes durch ihre Verbindung zu bemächtigen drohen."

Bei Gelegenheit dieser diplomatischen Heirath, wo alle Rechte und Rivalitäten der beiden großen Häuser ineinander verschmolzen, hatte man das ganze Aufgebot der Bettleraristokratie zusammenberufen. Dort waren Clarinette-, Harmonica- und Drehorgelspieler, Bajazzos, Seiltänzer von hohem Rang, Pfefferkuchen-, Gerstenzucker- und Cocoverkäufer (Getränk aus Süßholz bereitet), alle Blinden, Lahmen und Buckeligen, kurz die ganze Elite der Krüppel von Paris.

Die guten Leute waren sehr lebhaft in ihrer Unterhaltung; sie lachten, sie fluchten, sie schworen, — ich hörte Ausdrücke von ganz besonderer Kraft, sowie nicht minder abwechselnd Worte des Entzückens und des Neides.

„Die Leute haben immer Glück gehabt!" sagte neben mir ein Familienvater mit unverhohlenem Aerger. „Alles ist nur für sie!"

„O mein Gott", raunte eine brave Frau ihrer Nachbarin ins Ohr (ich erkannte sie, ich hatte ihr Almosen vor der Thür von St.-Sulpice gegeben) — „wenn ich doch auch eine so schöne Partie für meine Tochter fände! Es hat vor noch nicht acht Tagen einer um sie angehalten, aber", fügte sie mit dem Ausdruck unsaglicher Verachtung hinzu, „es war nur ein Einäugiger!"

„Wissen Sie die Neuigkeit", rief ein dritter, „der ohne Beine von der Brücke von Austerlitz hat die dicke Blinde vom Concordienplatz geheirathet."

„Man sagt, daß eine neue Stelle auf dem Platz Le Roche eingerichtet werden soll. Die alte Durian ist außer sich über die Concurrenz; wie es scheint, intriguirt sie nach allen Seiten hin."

„Nun, ist die arme Flöte vom Pont des Arts also doch aus dem Leim gegangen? Das erlaubte sich, politische Meinungen zu haben!"

„Ganz recht! Man ersetzt sie durch eine Harmonica."

In diesem Tone wurde das Gespräch fortgesetzt, bis man den gemessenen Schritt des Kirchendieners hörte. Die religiöse Ceremonie begann mit großem Pomp unter Orgelklang, während die Tochter einer berühmten Pfefferkuchenverkäuferin „für die Armen" sammelte, wobei sie in galanter Weise von ihrem Verlobten geführt ward, einem jungen Possenreißer, dessen Grimassen und schlechten Witze sich schon auf den öffentlichen Plätzen Bahn gebrochen hatten. Alle diese Leute waren sehr fein und nach der letzten Mode gekleidet; hauptsächlich trug die Braut ein Costüm, aus dem ihre monumentale Häßlichkeit noch glänzender hervortrat. Mein Gefährte und ich hatten Kleider vom vorjährigen Schnitt, sodaß wir unter ihnen eine sehr untergeordnete Rolle spielten. Als ich mich gegen meinen Cicerone über diesen Luxus verwundert aussprach, erwiderte er mir sehr erstaunt in gutmüthigem Tone:

„Aber, mein Herr, hier sind nicht Arme, hier sind nur Bettler."

Nach der Messe bestieg man die Fiacres, die vor der Kirche gewartet hatten, und fuhr nach dem Elysée-Montmartre, wo ein reiches Mahl unserer wartete. Jeder setzte sich geräuschvoll, die einen, wo sie wollten, die andern, wo sie konnten. Bei den ersten Gängen waren die Gäste ziemlich anständig. Ich spreche nicht von ihrem Appetit; jeder aß nicht im besten Stil, aber mit der größten Energie, ohne sich und die andern durch Reden viel zu unterbrechen. Man bediente sich nach Belieben, man nahm einander die Schüsseln aus den Händen, tauchte die Finger in die Sauce, hob die Teller bis zum Mund und benutzte Messer und Gabeln so wenig als möglich.

Doch während des zweiten Ganges, nachdem der erste Hunger gestillt und der Wein die Geister belebt hatte, wurde das Mahl ungeregelter, und es dauerte nicht lange, so artete es in eine Orgie aus. Man schrie, man beglückwünschte die Neuvermählten, die jeden der Gäste mit Händedruck begrüßten; man rühmte die Großartigkeit des Festes, schlug mit den Mes-

fern auf den Tisch, zerbrach Gläser oder vergoß Saucen und erzählte laut skandalöse Geschichten, über welche diese Damen nicht einmal zu erröthen versuchten. Ein Bajazzo carikirte Lafferrière und Théresa unter dem stürmischen Beifallklatschen der Blinden und Buckeligen, welche das „charmant" fanden.

Endlich verlangte man nach dem Orchester und der Ball begann. Das junge Paar eröffnete den Reigen mit einem Charaktertanz; man hätte sie für zwei Hampelmänner halten können. Bald war der Wirrwarr so groß, das Chaos von Buckeln, schiefen Beinen und Armen in der Binde, die Verschlingung von verkrüppelten Körpern, die convulsivisch ineinander griffen, so undurchdringlich, daß ich mit meinem Begleiter die Flucht ergriff, entsetzt über diesen Todtentanz, der mich verfolgte wie ein schreckliches Traumbild, in welchem alle Fratzen und Teufel phantastisch durcheinander wirbelten. Wann das Fest endete, weiß ich nicht; aber am nächsten Nachmittag fand ich die beiden Gatten bereits auf Posten. Sie saßen zusammengehockt, in elenden Lumpen auf ihren Schemeln und verzehrten die ihnen von ihrer Mutter eben gebrachte Suppe. Welch ein Fall aus den Himmeln des gestrigen Festes und dennoch — welch eine Philosophie! . . .

Dem Range nach am nächsten stehen den Bettlern die Lumpensammler von Paris. Wenn man spät des Abends oder in der Frühe durch die Straßen geht, so sieht man hier und da ein Licht blinken, das von einer Seite zur andern gleich einem Irrlicht geht. Tritt man näher, so erblickt man einen schlechtgekleideten Mann oder eine Frau, die, in der einen Hand eine Laterne, in der andern einen Hakenstock, „Nummer Sieben" genannt (da er ungefähr diese Form hat: 7), aus dem Straßenkehricht alle Arten unförmlicher Gegenstände aufpicken, um sie über die Schulter in ihre Kiepe (sauvette) zu werfen. Seht da: Diogenes auf dem Straßenpflaster von Paris! Wenn sie nicht einen Menschen suchen, wie der Cyniker von Athen, so suchen und finden sie in den Ueberbleibseln alles, was, nachdem es in dem pariser Leben geglänzt oder eine Rolle gespielt

hat, als unnütz auf die Straße geworfen wird. Eines Tags, als wir zu Mittag eine Gans hatten, die, da sie noch auf dem Markt paradirt, mehr versprochen hatte als sie jetzt, ihrem Geruch nach, zu halten im Stande war, ließen wir sie, in ein Papier gewickelt auf die Straße werfen für den Fall, daß ein Lumpensammler vorüberkäme. Nicht lange, so kam wirklich einer von dieser Zunft des Weges. Wir sahen vom Fenster aus, wie er das Papier aufwickelte und, die noch dampfende Gans entdeckend, vergnügt ausrief: „Welch ein Glück, da ich heute Besuch erwarte. Das wird ein Souper sein!"

Ein jüngerer findet einen verwelkten Blumenstrauß und nimmt ihn mit, indem er sich freudig erinnert: „Ei, das ist für Tifine's Geburtstag."

Und ein dritter durchsucht um die Neujahrszeit, wo es in Paris bekanntlich noch mehr als in Deutschland Sitte ist, sich Visitenkarten zuzuschicken, einen Haufen Kehricht mit den Worten: „Ich muß doch sehen, ob man nicht auch für mich hier Karten niedergelegt hat!"

Im übrigen läßt sich gegen die Lumpensammler nichts sagen. Sie bilden eine durchaus organisirte Corporation, wohnen im Quartier Mouffetard hinter dem Panthéon, und sind alles in allem ebenso ehrbare als lustige Leute, wiewol im Zweifel freilich immer mehr lustig als ehrbar. Sie halten das Band der Ehe für so heilig, daß sogar der Trunk, dem sie gemeinsam huldigen, es nicht zu lösen, sondern nur noch enger zu befestigen scheint.

Wie oft, in meiner Jugend goldenen Tagen, als ich noch im lateinischen Quartier wohnte, welches demjenigen der Lumpensammler benachbart ist, sah ich zärtliche Chiffonniers-Ehepaare die Straße herauftaumeln, Arm in Arm, und mit Gesang, die sauvette voll, ihrem Logis entgegensteuern, wie Leute, die ihr Brot für den Tag ehrlich verdient und — da das Brot trocken ist — es, wie man zu sagen pflegt, auch ehrlich „begossen" haben.

Das Quartier der Lumpensammler, nach seiner Hauptstraße „Quartier Mouffetard" genannt, liegt auf dem linken Seineufer, zwischen den Boulevards Saint-Michel und de l'Hôpital, im Arrondissement des Panthéon. Es ist eine dunkle,

räucherige Nachbarschaft, in der man nicht die Wohlgerüche des Morgenlandes erwarten darf: die Zwiebeln und Lumpen haben diese Eigenthümlichkeit nicht an sich. Doch ist es auch wiederum eine interessante Gegend, in der sich die Phantasie der Romanschreiber, die zuweilen in diesen Tagen der „Aesthetik des Häßlichen" huldigen, vielleicht berauschen würde; ganz abgesehen vom Alterthumsforscher der hier ganz gewiß seine Rechnung fände. Die Häuser stammen fast durchweg aus dem 16. Jahrhundert und sind außerordentlich pittoresk: die Wände mit seltsamen Sculpturen verziert, die Fenster mit Lumpen ausgestopft, die Thüren halb verfault und alles zusammen von Schmuz und Feuchtigkeit dampfend.

Das berühmteste Cabaret dieser Gegend (denn hier hören die Kaffeehäuser auf — quo me, Bacche, rapis?) ist das Cabaret des Chiffonniers in der Rue Neuve St.-Médard, die „Neue Straße" geheißen, obwol sie so alt ist wie Methusalem und mit Bestimmtheit sich gar nicht ausrechnen läßt, wann sie einmal jung gewesen. Dies Cabaret steht gleichsam im ungetheilten Eigenthum der „chiffonniers" oder „bifins", so genannt nach dem „doppelten Zweck" ihres Hakens, nämlich: als Handwerkszeug und Waffe — bei Prügeleien! Hier kann man sie um lange Tische sitzen und ungeheuere Quantitäten von Salat verzehren sehen, welchen sie statt des Essigs und Oels mit „gelbem Spiritus" — „corrigiren", einer Art von Absynth, noch einmal so giftig und unheilbringend als der Geist, der in den andern Gegenden von Paris sein Wesen treibt. Alle die Cabarets in diesen und den angrenzenden Quartieren heißen demnach in der populären Sprache nicht anders als die „Läden der Gelbhändler" (boutiques de jaunier) nach jenem gelben Gift, welches daselbst verkauft wird, wie die Schilder besagen: „Frisch und feurig, für einen Sou das Glas." Hierher wagt sich niemand, der nicht zur Zunft gehört; und da nicht anzunehmen, daß der Fremde eine Ausnahme von dieser Regel machen wird, so legen wir ihm hier eine Frucht unserer Ausflüge in jenen Regionen in Gestalt eines Speisezettels aus dem Quartier Mouffetard vor:

Flétry, Traiteur.

Rue des Amandiers-Sainte-Geneviève, 8.

	Frs. Cts.		Frs. Cts.
Bier, die Flasche . . .	0, 10	Bohnen, die Portion .	0, 05
Id. Id. . . .	0, 15	Ragout	0, 10
Kaffee, die Tasse „mit dem Gläschen" . .	0, 10	Rindfleisch mit Speck .	0, 10
Bouillon	0, 05	Würstchen	0, 05
Id.	0, 10	Id.	0, 10
Kohl, die Portion . .	0, 05	Dessert.	
		Pflaumencompot . . .	0, 05

Zwischen dem Lumpensammler und dem Bettler gibt es in Paris noch eine ganze Reihe kleiner „Métiers", deren Charakter etwas unbestimmt zwischen beiden schwankt, bald mehr dem einen, bald mehr dem andern verwandt. Dem Bettler am nächsten steht der sogenante „Schutzengel" (l'ange gardien), der sich überall in der Nähe der großen Wein- und Liqueurschenken von Paris aufhält und dessen Profession darin besteht, für ein Douceur die Betrunkenen nach Hause zu führen. Eine Seitenlinie der Lumpensammlerfamilie ist der Cigarrenstummelsammler; es ist kein übles Geschäft in dieser Stadt, wo täglich mindestens dreihunderttausend Cigarren geraucht werden und aus den Resten sich ein Rauchtaback fabricirt, dessen „mélée" sicherlich nichts zu wünschen übrigläßt. Ferner der Brotrindensammler, welcher die weggeworfenen Krusten und Krumen aufsucht, und zwar nicht für eigene Verwendung, sondern bereits für ein zweites Métier, nämlich für die Kaninchenzüchter. Das Kaninchen, welches aus diesen Brocken und Abfällen von der großen pariser Tafel gefüttert wird, ist wiederum ein sehr beliebtes Gericht der Pariser: man findet es auf einigen Speisekarten der Boulevards und ganz allgemein in den Schenken der Barrièren, wo es jedoch nicht selten durch — Katzen ersetzt wird, von schlimmern Substituten gar nicht zu reden.

Wie vorhin bemerkt, stößt das Quartier des Lateinischen Landes dicht an das der Lumpensammler: hier in der That ist die Grenze, wo die pariser „Zigeuner" von beiden Seiten

sich unaufhörlich begegnen. Es ist eine melancholische Nothwendigkeit, von den literarischen Zigeunern zu sprechen, welche gleichsam das attische Salz in dieser unberechenbar gärenden Masse des Elends von Paris darstellen. Doch haben diese Opfer der poetischen Manie oder praktischen Untauglichkeit für jede Art von Arbeit zum Glück aufgehört, die französische Poesie zu repräsentiren. Nicht länger inspiriren sie sich an dem alten Dichter Villon, um sich gleich Gérard de Nerval an einem Fensterpfosten in irgendeiner entlegenen Straße mit dem Band einer Küchenschürze zu erhängen, oder im Hospital zu sterben, wie Hegesippe Moreau. Der vorübergehende Glanz der Misère, wenn man so sagen darf, welche Henri Murger gleich einen Märtyrerschein um sie verbreitet, ist vorübergegangen, das Interesse für sie hat aufgehört, und von Gegenständen der Sympathie für die Salons sind sie wieder in das traurige Niveau der Kneipen zurückgesunken. Aber darum ist die literarische Bohème selbst nicht verschwunden, und heute noch, wie es sie immer gegeben und auch immer noch geben wird, gibt es in Paris eine Menge von Schriftstellern, deren Existenz ein Räthsel ist und die den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht in kleinen Kneipen des Quartier Bréda oder der Barrière Pigale zubringen. Von allen Arten des Elends ist das literarische das größte, vielleicht mehr noch für den Beobachter als für denjenigen, der es erduldet; wenigstens ist es so in Paris, wo das „Zigeunerthum" etwas Fascinirendes besitzt, was sehr bald das Gefühl der Schmach austilgt und der „Abs" (Absynth) „à 1 sou par verre" den Rest thut, dieses Getränk, welches, wie kein zweites, auch den innern Menschen vergiftet. Die literarischen Zigeuner, heimatlose Wanderer in dieser großen Bohème von Paris gleich den andern, unterscheiden sich nur dadurch von ihnen, daß sie eine Vergangenheit gehabt haben, zuweilen eine glänzende, von den ersten Strahlen des Ruhms beleuchtet, und daß sie von einer Zukunft träumen, die sie — niemals erreichen werden! Fragt man nach ihrer Beschäftigung, so erhält man zur Antwort, daß der eine einen großen Roman schreibt, der andere einen Band Gedichte herausgeben wird, daß der dritte ein bedeutender Maler war ... vor dem Absynth. Nichts ist trauriger als diese-

Männer, die so reich begabt, so witzig und in manchen Fällen auch so gelehrt sind, ihre Anwartschaft auf den Ruhm, ja nur auf die Achtung des Menschen im Trunk und Laster begraben und sie selbst noch eine Weile am Rande dieses Grabes taumeln zu sehen, die Schatten dessen, was sie gewesen. Nur einige Frauenzimmer pflegen ihnen treu zu bleiben. Ich kenne Bohèmiens, die kaum dreimal wöchentlich Mittag essen, und zwar, wenn sie einen Freund treffen, der sie einladet, oder eine ehemalige Geliebte, die mit ihnen alte Erinnerungen feiert. Indem sie nur vom Borgen leben, aus der Hand in den Mund, von Credit, niemals ihre Schulden bezahlen, und immer unterwegs sind, um einen Laertes zu suchen, der die Lehren des Polonius vergessen hat: verlieren sie zuletzt ganz das moralische Gefühl, sodaß man sie, ohne Uebertreibung, den Abenteurern und Betrügern gleichstellen kann.

Kürzlich arretirte die Polizei unter einer Menge von Taugenichtsen, die man in den Steinbrüchen fand, einen, der, etwas geistreicher als die andern, ein Literat zu sein erklärte. Als man ihn nach seiner Wohnung fragte oder wohin er geführt zu werden wünsche, antwortete er, wie Regulus: „Führt mich nach den Steinbrüchen zurück!"

Man wird sich nun überzeugt haben, daß die „Bohème de Paris" ein wirkliches, kein eingebildetes Land sei, nur in den Romanen zu finden und eigens für die Romanschriftsteller gemacht; ein Land vielmehr, welches geographisch begrenzt wie eine Provinz mitten in der großen Welt von Paris liegt und von einem Wanderstamme bewohnt, der unaufhörlich auf- und niedersteigt, der sich aus allen andern Theilen von Paris rekrutirt und in allen andern Theilen die Tradition seiner Angehörigen trägt. Wo wären die Spuren der Bohème nicht zu entdecken in Paris? Herr Rochefort hat uns neulich in seinem Buche „La grande Bohème" gesagt, daß ihre Fußpfade, zuweilen nur von sehr feinen Füßen getreten, in der That überall hinlaufen. Aber ihr Centralherd, ihre Wiege, ihre Heimat ist hier, in der Gegend, die wir beschrieben. Hier sind ihre wahren Versammlungsstätten, ihre Speisehäuser für acht Sous und ihre Trinkhäuser für sechs Sous. Hier werden ihnen Hekatomben von Ochsen, Kälbern und Schafen täglich geschlachtet

und gewaltige Speiseopfer gebracht in der Gestalt von Bohnen und Kartoffeln. Hier werden Fässer des „blauen" Weins und noch mehr jenes „gelben Geistes" von ihnen geleert, dem wir schon früher ein Wort der Anerkennung gezollt. Hier singen, trinken und tanzen sie; hier reden sie in ihrer eigenen Sprache, und hier sitzen zusammen die Malandrins, Francsmitoux, Truands, Mercelots — sie alle Bürger dieser Bohème, welche für sie die verschiedensten Lose bereit hat. Welch ein Banket, das hier gefeiert wird von Tag zu Tag! Großer Durchgangspunkt des pariser Elends, aber mit einem solchen Reiz und trügerischen Schimmer des Abenteuerlichen bekleidet, des Ungewissen, des Unverhofften — dieser Irrlichter, welchen die Verirrten so gern folgen! Hazardspiel, in welchem jeder täglich um sich selbst würfelt; Rendezvous, welches der Leichtsinn dem Laster bewilligt, halb noch unentschlossen den Weg prüfend, in dessen Perspective das Gold und der Genuß winken, und vielleicht nur durch einen Zufall auf den andern gestoßen, der zum Schaffot führt; phantastisches Leben, welches, obwol es so dicht an das harte Tagewerk grenzt auf der einen, an das Verbrechen auf der andern Seite, doch so lärmend froh, so sorgenlos, so reich an Beispielen ist des Edelmuths, der Herzensgüte, der Hochsinnigkeit . . . „Chaos, das sich selbst nicht erkennen, Brausen und Branden, das sich selbst nicht verfolgen, aufsteigenden Dunst, der sich selbst nicht unterscheiden kann", — Welt, mit einem Worte, wo die Tugend, verzweiflungsvoll nach einem Ausweg ringend, Ellnbogen an Ellnbogen steht mit der Sünde, welche nur darnach zu ringen scheint, sobald als möglich in eigener Equipage durch das Bois de Boulogne zu kutschiren; Welt, in welcher die Schönheit und die fratzenhafte Häßlichkeit, der Glanz und die Lumpen, die Leidenschaft und die käufliche Gemeinheit in schwankenden Umrissen einander fortwährend berühren, und in deren rauschenden Versammlungen — sei es der Ball oder sei es das Cabaret — wir mit Bestimmtheit darauf rechnen können, diese drei Figuren wiederzufinden: unsern Freund vom Anfang dieses Kapitels, den Pfeifenraucher, den Kutschenschlagöffner, den Gamin; seine Schwester, die Gamine, und — die Polizei!

Was den Gamin betrifft, so erinnern wir uns seiner Jugend. Wir haben gesehen, wie er sich damals, vor den Barrièren Fortillard oder Garoche in dem Schmuze einer Gosse wälzte.

Herangewachsen angesichts ehrloser Aeltern, die unfähig waren, ihn zu überwachen, ist er immer tiefer auf der Bahn der Schande gesunken und vollständig zum Voyou geworden. Eines Tags bei einem Diebstahl ertappt, wurde er in La Roquette, dem Gefängniß der jungen Verbrecher, eingesperrt. Dieses Gefängniß der jungen Verbrecher*) ist nicht zu verwechseln mit dem eigentlichen Gefängniß La Roquette, welchem es allerdings in derselben Straße schräg gegenüberliegt. In das erstgenannte Gefängniß, zugleich Straf- und Correctionshaus, zu kommen, war noch der glücklichste Fall für den Gamin. Hier wird der Versuch gemacht, ihn an Arbeit, Reinlichkeit und ein geregeltes Leben zu gewöhnen. In strengster Isolirhaft sieht er hier nur seinen Wärter und Sonntags den Prediger; er muß früh um sechs Uhr aufstehen, erhält um neun Uhr seine Suppe, um drei Uhr seinen Mittag, muß eine Stunde in freier Luft zubringen, wird die übrigen Stunden in seiner Zelle beschäftigt und geht um acht Uhr zu Bett. Hat er mehr als sechs Monate abzusitzen oder ist seine Correctionszeit länger, so wird er nach einer von den landwirthschaftlichen Colonien geschickt, deren wohlthätigen Zweck wir erwähnt haben.

Doch nein, er ist entwischt, um wieder in das Paris einzutreten, das ebenso gut das Paradies der Diebe wie das der klugen und reichen Leute ist. Hier traf er alle schlechten Subjecte wieder, die ihn in das Correctionshaus gebracht haben, und begann mit ihnen von neuem den Diebstahl und das ausschweifende Leben. Von der Polizei bewacht, wußte er sich ihr zu entziehen, indem er aus einem Stadttheil in den andern ging, sich während des Tags mit den herumkneipenden Handwerkern hielt oder sich in der Menge verlor, während er

*) Der Herausgeber hat hier und weiterhin abermals Veranlassung, dem Herrn Staatsanwalt a. D. Paul Wentzel in Paris für einige dem Text incorporirte Notizen über das pariser Gefängnißwesen zu danken.

die Nacht an entlegenen Orten oder in irgendeinem verdächtigen Hause zubrachte.

Der Krieg zwischen dem jungen Verbrecher und der Polizei hat sich nun erklärt: es ist ein Krieg auf Fangen und Entwischen zuerst, und wird ein Krieg werden auf Leben und Tod zuletzt.

Die pariser Polizei, diese große Macht, welche jener andern nicht minder großen Macht in Paris, dem Verbrechen, immer gewappnet gegenübersteht, ist so oft der Gegenstand haarsträubender Schilderungen gewesen, daß das Wort wirkt wie ein Schuß auf dem Theater. Allein nach Abzug dessen, was fabelhaft, abenteuerlich und romantisch ist, bleibt genug, um uns in Erstaunen zu setzen. Nicht den Schutzmann, Sergent de ville oder Agent, wie er neuerdings genannt wird, welcher für die Fremden von so großem Nutzen ist, welchen wir alle so wohl kennen und dem kein ehrlicher Mann das Zeugniß der Höflichkeit und Wohlanständigkeit versagen wird; nicht ihn meinen wir, der uns eine so willkommene Erscheinung ist, wenn er auf unsern Irrfahrten durch Paris, unsern stationirt vor dem Ausgang irgendeiner unsichern oder unbekannten Straße auftaucht in seinem schwarzen Rock à la française und dreieckigen Schaufelhut (tricorne, nach welchem die Diebe ihm den Spottnamen „Hornvieh" gegeben haben): außer dieser sichtbaren gibt es noch eine unsichtbare, nämlich die geheime Polizei, welche die Obrigkeit zu ihrem Beistande unter den Wirthen der kleinen Weinschenken, der „guingettes", unter den Zimmervermietherinnen, den Contremarkenkäufern, den Hausirern und sogar — zuletzt, aber nicht am wenigsten — unter den Dieben selbst rekrutirt. Die Mitglieder der geheimen Polizei, welche ehemals Verbrecher gewesen und in der Gaunersprache Moutons heißen, sind es vornehmlich, welche das Spionirsystem der pariser Polizei zu einer Feinheit und man möchte sagen kunstmäßigen Vollendung ausgearbeitet haben, die niemals und nirgends übertroffen worden. Trauriges System, furchtbare Seite des gesetzlichen Organismus; aber vielleicht nothwendig in einer Stadt, wie diese, und gegenüber der compacten, unentwirrbaren Masse des Verbrechens in Paris.

Die Polizeimacht von Paris zerfällt in zwei große Corps, die administrative (Sergents de ville) und die gerichtliche, mit zusammen ungefähr 9000 Mannschaften. An der Spitze derselben steht der Polizeipräfect (gegenwärtig Herr Piétri, Nachfolger des zum Senator ernannten Herrn Boitelle), welcher von dem Ministerium des Innern ressortirt. Früher, in der Zeit des ersten Kaiserreichs, gab es einen eigenen Polizeiminister Wer kennt nicht den mit einer blutigen Glorie umgebenen Namen Fouché's? Als gute Polizeiseele diente er zuerst der Revolution, dann dem Kaiser, der ihn zum Herzog von Otranto machte, dann den Verbündeten, dann noch einmal während der Hundert Tage dem Kaiser und zuletzt Ludwig XVIII., welcher ihn zur Belohnung seiner mannichfaltigen Verdienste als Gesandten — nach Dresden schickte. Endlich fiel er doch in Ungnade und starb 1820 in jenem Lande der Exilirten, in Oesterreich, zu Triest.

Aus der Hand Fouché's erhielt die geheime Polizei („la haute" oder „la secrète police") ihre erste Form. Die Spionage ward damals in einem kaum glaublichen Umfang getrieben, und zwar meist in den höchsten Cirkeln der Gesellschaft, da Fouché die geheime Polizei namentlich zu politischen Zwecken brauchte. Die Salons waren damals gefüllt mit bezahlten Werkzeugen der „haute police" und noble Damen standen im Solde von Fouché. Ein Baron, Träger eines der stolzesten Namen von Frankreich, war mehr als verdächtig, ein Spion zu sein, und die Gäste einer gewissen Gräfin weigerten sich, ihren Soiréen länger beizuwohnen, wenn dieser Baron zu denselben Zutritt habe. Eines Abends, als er angemeldet wird, tritt die Gräfin ihm entgegen und wünscht ihn allein zu sprechen. „Ist es nicht unverantwortlich von Ihnen, mein Herr, diesen Salon zu betreten, behaftet mit dem Makel, ein Spion zu sein?" — „Ah, meine schöne Gräfin", erwidert der Baron, „es ist wahr, daß ich von der Polizei bezahlt werde; aber es ist ebenso wahr, daß an dem Tage, wo ich mein letztes Honorar empfing, auch Ihnen, Frau Gräfin, das Ihre behändigt worden ist! . . ."

Es ist bemerkenswerth, daß Napoleon, um vor seinem eigenen Polizeiminister sicher zu sein, eine Privat- oder sogenannte

„Gegenpolizei" hielt, welche Fouché bewachte und den Kaiser über alles unterrichtete, was jener that oder beabsichtigte.

Der Restauration jedoch war es vorbehalten, das größte Genie der geheimen Polizei erstehen zu sehen in Vidocq, dessen Name nicht nur in den Polizeiannalen, sondern auch in den Romanen Balzac's und den Erinnerungen Léon Gozlan's an beide: „Balzac et Vidocq", fortleben wird. Balzac liebte die schauerlichen „Geschichten"; und wer hätte sie ihm besser erzählen können als Vidocq? Eines Tags hatten sie ein Diner zusammen mit Appert, Großalmosenier der Königin Amélie, den sein Beruf fortwährend in Verbindung mit den Gefängnissen brachte, und Sanson, dem damals noch lebenden Scharfrichter von Paris (diese Geschichte findet sich von einem Theilnehmer des Diners erzählt im „Cornhill-Magazine", XI, 757). Es war ungefähr gegen Ende der dreißiger Jahre, 1836 oder 1837. Verschiedene Herren, in der literarischen Welt bekannt, waren anwesend. An keinem andern Platz, als Paris, hätte solch ein service de table sein können. Die Gesellschaft war um so merkwürdiger, als es das erste mal war, daß Sanson den Mann sah, welcher ihm soviel Futter für die Guillotine geliefert hatte; während andererseits sie Vidocq Gelegenheit gab, viele Fragen zu stellen über das Benehmen berühmter Verbrecher in den letzten Augenblicken vor ihrem Tode ... Viele von den Geschichten, welche Vidocq erzählte, finden sich in den von ihm später herausgegebenen „Mémoires"; aber kein gedruckter Bericht könnte von der Fröhlichkeit einen Begriff geben, von dem Enthusiasmus, ich möchte sagen der Beredsamkeit, mit welcher er sich über einige seiner besondern Erfolge aussprach. „Erinnern Sie sich an den großen Einbruch zu Batignolles?" sagte er. „Es handelte sich um ein Complot zu Raub und Mord in grandiosem Maßstab. Es war bald, nachdem ich in den öffentlichen Dienst getreten war, lange bevor es bekannt geworden, daß ich mit der Obrigkeit etwas zu thun habe. Ich ward in alle Vorbereitungen eingeweiht, welche getroffen waren, um in das Haus zu brechen, das gestohlene Gut zu bergen und jede Person, die Widerstand versuchen sollte, über Seite zu schaffen. Es war beschlossen, koste es was es wolle, daß die Arbeit gethan würde. Die

Beute war beträchtlich, und ich ward zum Anführer der Expedition gewählt. Wir waren alle gut bewaffnet; die Arrangements waren von mir selbst gemacht worden, und sie waren perfect. Aber ich hatte mit der Polizei verabredet, daß ein Trupp von ihr in einem benachbarten Hause aufgestellt werde, welcher herausstürzen und uns alle ergreifen solle, in dem Augenblicke, wo ich aus einem vorher bezeichneten Fenster eine Pistole abfeuern würde. Der Einbruch wurde gemacht und ich war ebenso eifrig als alle übrigen, zu rauben und zu plündern. Ich machte mir Bahn zu dem Zimmer, aus welchen, wie verabredet worden, der Schuß fallen sollte. Die Polizei stürmte bei dem Signal die Thür, und die ganze Bande ward gefangen genommen, ich einbegriffen. Nicht einer von ihnen hatte die leiseste Idee, daß ich sie verrathen habe; aber ein Mord war verübt worden, bevor es zu der Verhaftung gekommen, und zwei von den Räubern waren zur Hinrichtung verurtheilt worden. Ich sah sie auf ihrem Wege zum Grèveplatz, als der Karren sie zum Schaffot fuhr. Sie erkannten mich in der Menge. Ich glaube, ich sah auf ihren Gesichtern die Kenntniß, daß ich es ihnen besorgt habe. Mein Zeugniß war zu ihrer Ueberführung nicht nothwendig gewesen. Sagen Sie mir, Herr Sanson, erinnern Sie sie sich des Umstandes? Wie starben sie?" Sanson erwiderte: „Sie starben, indem sie ihrem Verräther fluchten. . . ."

Nachdem er alle Tiefen des Verbrechens durchmessen und alle Gefängnisse von Paris als Insasse kennen gelernt, schwang sich Vidocq, zuerst im Sold der geheimen Polizei, als „Mouton", endlich zu ihrem höchsten Posten empor: er ward ihr Chef. Seine Frau war eine ehemalige Verbrecherin, und er hatte das Liebesverhältniß mit ihr im Gefängniß, von Zelle zu Zelle und unter unsaglichen Schwierigkeiten angeknüpft. Sie kannten sich übrigens schon; sie waren beide Berühmtheiten der Verbrecherwelt, und sie hatten manche kühne That des Betrugs und der Gewalt zusammen ausgeführt, bevor sie sich hier wiederfanden. Die „Achtung" ging der Liebe voraus und die

Berechnung folgte. Sie sagten sich, daß es vielleicht weiser, besser und — vortheilhafter sei, die Gehülfen und Werkzeuge des Gesetzes zu sein, als seine Feinde und Opfer. Darauf hin, als sie beide frei gekommen, heiratheten sie sich, und sie sollten sich in ihrer Voraussicht nicht getäuscht haben. Niemals waren Organisation und Thaten der geheimen Polizei von Paris feiner, überraschender, künstlerischer könnte man sagen, als in den Jahren, wo an der Spitze derselben dieses würdige Ehepaar stand, dessen Herzen verbunden wurden durch die Leidenschaft der Spionage, welches die Diebe verfolgte und den Mördern nachstellte im Interesse seiner Liebe.

Der Nachfolger Vidocq's als Chef der Sicherheitsbrigade war Canler, ein Mann, nicht weniger geschickt als der andere, wiewol der bessere von beiden. Wenn die Noth Vidocq zum Spion gemacht, so war Canler dazu geboren: er war es aus Instinct. Eines Tags, als er durch die Rue St.-Sebastien ging, bemerkte er einen Haufen Menschen vor einem Hause derselben. Ein Miether hatte einen Dieb in seinem Zimmer entdeckt, welcher ihn mit einem furchtbaren Messer bedrohte, worauf der Miether entfloh und die Thür hinter sich doppelt abschloß. Der Räuber war gefangen. Aber was mit ihm beginnen? Canler war damals fünfundzwanzig Jahre alt, abgedankter Soldat, ohne Gewerbe, ohne Sou in der Tasche und verheirathet mit der Tochter eines Eierhändlers. Dieser Moment entschied über seine Zukunft: „der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme". Er trat in das Haus, ging die Treppe hinauf, legte sein Ohr an die Thür, um zu lauschen. Er hörte nichts. Er öffnete die Thür: der Käfig war leer, der Vogel offenbar entflohen. Aber wohin, da das Fenster bewacht und die Thür verschlossen gewesen? Da gab es ihm der Moment ein, an den Kamin zu denken: er ließ Feuer anlegen und siehe da! der aufsteigende Rauch trieb den Verbrecher, der sich wirklich darin verborgen gehalten, herab. Sieben Jahre Zwangsarbeit für den Einbrecher und eine glänzende Laufbahn für Canler waren das Resultat dieses Augenblicks. Canler bekleidete sein einflußreiches Amt zweiundzwanzig Jahre lang, und er benutzte die Ruhe nach der Niederlegung desselben, um der Welt seine „Mémoires" zu geben (Paris 1862), in denen

er die werthvollsten und unschätzbarsten Einblicke in das Verbrecherleben der großen Stadt gewährt.

Nach den Enthüllungen, die er macht, auf so lange und intime Kenntniß gestützt, zerfallen die Diebe von Paris in zwölf Kategorien. Die erste derselben, ihre Aristokratie, „la haute pègre" genannt, zählt nur sehr wenige Mitglieder, — natürlich, es ist die Pairskammer des Verbrechens, und Canler sagt, daß er nie mehr als etwa zwanzig gekannt habe, die dazu gehörten. Sie stehlen nur zwei- oder dreimal des Jahres, aber dann gewaltig! Die Juwelierläden und die Geldschränke der Bankhäuser sind das vorzugsweise Feld ihrer Thätigkeit. Ein „Korinther" (das ist ein anderer Name für den hohen Adel in der Verbrecherwelt) ist ein eleganter junger Mann, hat niemals einen Complicen und weiß in der Regel auch Mittel und Wege, um sich den Händen der Gerechtigkeit lange zu entziehen. Eins der hervorragendsten Mitglieder dieses Standes, unter dem Namen „Schwarzfuß" (Piednoir) bekannt, war zweimal hintereinander zu zwanzig Jahren harter Arbeit verurtheilt, ohne daß er auch nur einen Tag davon wirklich abgesessen hätte. Die folgenden zehn Klassen bilden ebenso viele Abstufungen in Rang und Umfang des Verbrechens, von den sogenannten „Scionneurs" oder „Escarpes", dem Urbild des englischen Garotters, bis zu dem entferntern Anhang der Diebesbanden und den Hehlerwirthschaften, welche — wir bedauern es zu sagen — meistens von Juden betrieben werden. Doch wollen wir auch nicht vergessen, hinzuzufügen, was der ehemalige Chef der Sicherheitspolizei zu ihrer Ehre sagt, daß sie niemals ihre Spießgesellen verrathen oder die Denuncianten machen. Die zwölfte Klasse, welche den Pöbel des Verbrechens, „la basse pègre", umfaßt, ist unberechenbar, sowol in ihrer Zahl als in ihren Tendenzen. Sie hat keine Specialität; sie ist zu allem fähig und thut alles. Doch kehren innerhalb dieser im ganzen unbestimmbaren Masse gewisse Typen mit Regelmäßigkeit wieder: der Ueberzieherdieb, der seinen schlechten Rock in einer Restauration, einem Café, einem Billardzimmer gegen den besten vertauscht, der nur irgend an dem Kleiderhaken hängt. Auch der Schusterwachsdieb ist eine stehende Figur in dieser Kategorie, — wir sollten sagen: eine sitzende;

denn sein Geschäft besteht darin, sich in irgendeinem Restaurant ein Diner geben zu lassen und zwischen dem Dessert und der Rechnung einen silbernen Löffel mit Wachs unter dem Tisch festzukleben (grinchir à la cire). Après lui le déluge — er geht, ein Verbündeter kommt, setzt sich auf seinen Platz und löst den Artikel ab, den sein Vorgänger auf so geistreiche Weise dem Inventar des Hauses „entfremdet" hat. Uebrigens gibt es noch eine ganze Anzahl ähnlich vollführter Diebstähle: à la limonade, à la desserte, au voisin u. s. w.

Um den Leser nun auch keinen Augenblick über die Zahl der Verbrecher in Ungewißheit zu lassen, nachdem wir ihn mit der Klassifikation derselben vertraut gemacht, wollen wir folgende nicht sehr beruhigende Daten aus der Statistik hinzusetzen; nämlich:

Sechstausend Mann sind immer bereit, dem geneigten Leser seine Börse zu nehmen, sei es aus seinem Schranke oder von seinem Tische, in der Theaterloge und dem Kaffeehause.

Dreitausend würden sich zu diesem Zwecke nicht besinnen, in seine Tasche zu greifen — ohne daß er es merkt.

Zweitausend würden sich kein Gewissen daraus machen, wenn es nicht anders geschehen kann, seine Thür zu erbrechen.

Tausend bis zwölfhundert würden sich sogar nicht geniren, den Leser, wenn sie es einmal auf ihn abgesehen, in seiner nächtlichen Ruhe zu stören, indem sie entweder durch das Fenster einsteigen oder sonst einen ungewöhnlichen Weg des Eintritts suchen.

Dagegen wären nun sechshundert bereit, ihn — zu ermorden, wenn er es sich etwa beikommen läßt, Widerstand zu leisten, oder Miene machte, durch Schreien sich zu retten und sie zu verrathen.

Das sind die beiden Mächte, die sich in Paris immer bald in einem offenen, bald in einem geheimen Kriege gegeneinander befinden: 10000 Verbrecher und etwa 9500 Polizeimannschaften. Man sieht, die Zahlen sind ungefähr gleich; und das Deficit wird auf der einen und der andern Seite, sowol zum Angriff als zur Abwehr, durch das feinste Raffinement der List und Schlauheit ersetzt. Wenn nur halb so viel Scharfsinn im Dienste der Tugend aufgewendet würde, als hier im

Dienſt und Intereſſe des Laſters: wie viel beſſer müßte es dann um die Welt ſtehen!

Das große Wort Talleyrand's von dem Nutzen der Sprache, um die Gedanken zu verbergen, ſcheint von keiner Klaſſe der Menſchen mehr gewürdigt und begriffen worden zu ſein, als von den Spitzbuben. Zu ihrem Unglück hat nur die Sprachforſchung in neuerer Zeit ſolche Fortſchritte gemacht, daß das Lexikon der „Langue verte" oder Gaunerſprache längſt nicht mehr ihr Eigenthum iſt, ſondern ebenſo gut von der Polizei und jedem verſtanden wird, der Vergnügen daran findet. Hat es doch ſogar einen ebenſo gründlichen als geiſtreichen Herausgeber gefunden in Alfred Delvau, deſſen „Dictionnaire de la langue verte, argots parisiens comparés" (2. Aufl., Paris 1867) wir in der That die ſchätzbarſten Beiträge verdanken für das Studium des Gegenſtandes, welcher uns beſchäftigt. Hier eine kleine Blumenleſe daraus:

faire suer le chène,	einen Menſchen tödten,
la Sorbonne ou la coloquinte,	der Kopf,
avoir le taf,	Angſt haben,
écorner les boucards,	die Läden erbrechen,
la sorgue,	die Nacht,
carouble,	Nachſchlüſſel,
grinchir,	ſtehlen,
grinche (de la haute pègre),	ein Dieb im großen,
jouer du violon,	ſeine Feſſeln durchſägen,
se cavaler,	entſpringen,
coqueur,	Denunciant,
les marchands de lacets,	die Gensdarmen,
du raisiné,	Blut,
refroidir,	tödten,
escarpe,	Mörder,
balancer le chiffon rouge,	die Zunge viel bewegen, viel ſprechen,
la placarde,	der Richtplatz,
charlot,	der Henker,
la carline,	der Tod.

Das reichste Feld der Thätigkeit für die Polizei in ihrer Jagd auf diese Verbrecher sind die sogenannten „Mausefallen" oder „souricières"; so nennt man nämlich gewisse öffentliche Etablissements, Wein- oder Liqueurläden, meist „Guingettes", Kneipen des niedrigsten Ranges, welche das Privileg haben, über die Polizeistunde offen zu bleiben, und in welchen vice versa die Polizei sich die Freiheit nimmt, von Zeit zu Zeit eine große Razzia zu halten. Regelmäßig sind die Inhaber dieser Kneipen im Sold und Vertrauen der Polizei. Zwei von den berühmtesten dieser Mausefallen sind vor wenigen Jahren den Neubauten von Paris zum Opfer gefallen: das „Weiße Kaninchen" in der „Bohnenstraße" (Rue aux fèves), dem Justizpalast auf der Seine-Insel gegenüber, und „Vater Niquet", in der Nähe der ehemaligen Hallen auf dem „Markt der Unschuldigen", gleich mancher andern Localität im alten Paris so genannt, um das Gegentheil auszudrücken. Das Lapin blanc oder Weiße Kaninchen verdankt seinen Weltruhm der Schilderung in Eugen Sue's „Mystères de Paris". Das größte Geheimniß sollte kommen, lange nachdem dieses Werk geschrieben und sein Verfasser gestorben: als man nämlich das Haus und die Straße niederriß, um Raum für den offenen Platz zu gewinnen, auf welchem sich jetzt das Handelstribunal erhebt, da fand man in den Kellern des Weißen Kaninchen, nahe einer alten zerfallenen Kirche, die an das Cabaret stieß, tief verscharrt dreizehn Leichen, die meisten davon Frauenleichen, in einem mehr oder weniger vorgeschrittenen Zustande der Verwesung, von einigen nur noch die Gerippe. Das Aufsehen in Paris war ungeheuer und peinlich; aber die Spur des Verbrechens war verloren.

Paul Niquet ruht jetzt auf dem Kirchhof Montmartre, nachdem das Local, in welchem er sein unruhiges Leben verbrachte, erst vor wenigen Jahren geschlossen worden. Am Ende eines dunkeln Ganges trat man in einen schlecht erleuchteten Saal, mit Blusenmännern und zerlumpten Kerlen angefüllt, welche auf der mit Fliesen bedeckten Erde lagen oder um den Ladentisch herumstanden. Man spendirte ihnen einige Gläser Schnaps und hatte dafür die Annehmlichkeit, sich mit einigen der ausgewähltesten Schurken der Hauptstadt zu unterhalten, die entweder zu

einem Verbrechen gingen oder von einem Verbrechen kamen. Ich erinnere mich noch sehr wohl des transparenten Kneipenschilds, welches während der Nacht illuminirt folgende trostreiche Inschrift weithin leuchten ließ:

> On promet à tous les Messieurs et autres, qui entreront ici, de les rendre morts-ivres pour 4 sous. Ils sont prévenus qu'il y a de la paille toute fraîche dans la cave.

Außer dem „ganz frischen Stroh", welches dieser Ausbund von Gastfreundschaft seinen betrunkenen Kunden zum Ausschlafen ihres Rausches verhieß, hatte Vater Niquet aber eine andere noch sinnreichere Vorrichtung, um sie nüchtern zu machen, wenn es ihm zu viel ward: er öffnete die Schläuche der Wasserleitung und ließ den Strömen derselben in Laden und Flur freien Lauf. Das pflegte sein Etablissement gründlich rein zu waschen, sowol vom „frischen Stroh" als von denen, die darauf lagen.

Die „débits de consolations", wie die Kneipen im Diebesjargon auch heißen, waren früher nirgends häufiger zu treffen, als in der Cité; doch seitdem gerade in diesem Theil der Stadt die Spitzart, dieser „Pionnier der Civilisation" in Paris, mehr gearbeitet hat als in irgendeinem andern, sind diese Häuser verschwunden und hinausgerückt nach den Barrièren. Aber ihre Kundschaft ist ihnen treu geblieben, und die Polizei gleichfalls. Hier und dort gibt es auch noch im Quartier latin solche Mausefallen, z. B. in der Rue Dropsin eine, deren Schild die für uns Deutsche besonders schmeichelhafte Inschrift hat: „Zum Heidelberger Faß".

Doch die Hauptmausefalle, die „souricière" par excellence liegt funfzehn Fuß unter der Erde, im Kellergeschoß der Conciergerie, am Quai de l'Horloge. Diese Mausefalle ist das Gefängniß, welches diejenigen aufnimmt, die in den andern Mausefallen attrapirt worden sind; ein furchtbares Gefängniß übrigens, „das Vorzimmer der Guillotine" genannt, in welchem sie bleiben, während ihr Proceß instruirt wird, und aus welchem sie darauf in die andern Gefängnisse von Paris wandern. Dies ist die erste, oder, um ganz genau zu sein, schon die zweite Station jedes Missethäters; denn von der Straße kommen sie zunächst in das sogenannte „Depot", welches sich in der dicht an den

Justizpalast stoßenden Polizeipräfectur befindet. Dieses Depot enthält Personen, die, aus welchem Grunde es auch sein mag, arretirt sind und aus allen Wachen von Paris zusammengeführt werden. Beim Eintritt müssen sie ihre Schuhe oder Stiefeln ausziehen, man nimmt ihnen ihr Geld oder ihre Schmucksachen fort, und die Unglücklichen bleiben da pêle-mêle, doch die Frauen von den Männern getrennt, bis man die Ursache ihrer Verhaftung examinirt hat. Es kann also jedem vorkommen, daß er aus Irrthum arretirt wird und so vierundzwanzig Stunden in Gemeinschaft mit der Hefe der Gesellschaft zubringen muß. Man rechnet, daß gewöhnlich 120—150 Personen in diesem Depot beisammen sind. Von dieser Zahl gehören durchschnittlich hundert sicher der Welt der Verbrecher an; den Rest bilden Trunkenbolde, die sich der Polizei widersetzt oder sie angegriffen haben, verdächtige Frauenzimmer und — Unschuldige.

Wenn die Sonderung geschehen und die Unschuldigen entlassen worden sind, so führt man die gefährlichsten von den Verbrechern in die Souricière des Justizpalastes, d. h. in die Conciergerie, und hier werden wir gewiß eines Tags unsern Gamin wiederfinden, nachdem er auf der Stufenleiter des Verbrechens immer tiefer herabgesunken ist, vom „Voyou" zum „Grinche" und „Escarpe".

Die verdächtigen Frauenzimmer werden nach St.-Lazare gebracht. — Das Gefängniß von St.-Lazare (Rue du Faubourg St.-Denis, Nr. 107) war im 14. Jahrhundert ein Krankenhaus für die Heilung der Aussätzigen bestimmt, und daher unter den Schutz des heiligen Ladre, oder Lazarus, der Aussätzige aus dem Evangelium, gestellt. Im Jahr 1632 stiftete hier St.-Vincent de Paul die Verbrüderung der Missionen und starb daselbst; 1789 wurde das Haus von St.-Lazare geplündert und verwüstet und darauf zu einem Gefängniß gemacht. Der Dichter André Chénier und der Deputirte Roucher wurden hier festgehalten, bevor sie das Schaffot bestiegen.

Endlich wurde St.-Lazare in ein Gefängniß für Frauen von schlechten Sitten und für Diebinnen verwandelt, die man früher in den Madelonettes, einem alten Kloster der heiligen Magdalene, einsperrte. St.-Lazare ist zugleich Gefängniß, Correctionsanstalt und Hospital für die liederlichen Dirnen,

und man findet dort, in drei Sectionen streng geschieden, die wegen Schulden Verhafteten, die Courtisanen, die Diebinnen, die von ihren Männern denuncirten Ehebrecherinnen und die kranken Freudenmädchen. Eine höchst humane Einrichtung ist die Fürsorge für die schwangern Frauenzimmer und diejenigen, welche kleine Kinder haben. Während z. B. in Preußen Weibspersonen, die ihrer Niederkunft entgegensehen, auch wenn sie zur Zuchthausstrafe verurtheilt sind, zur Abbüßung der Haft gar nicht angenommen werden, und meistens in gemeinschädlicher Weise, durch die Noth auch oft dazu gezwungen, von der Begehung neuer Diebstähle leben, sorgt in Frankreich der Staat für die Entbindung eines jeden Frauenzimmers, welches er in ein Gefängniß angenommen hat, und dehnt diese Sorge in liberaler Weise auch auf die neugeborenen Kinder aus. In großen und luftigen Räumen sind derartige Personen nebst ihren Kindern gemeinschaftlich untergebracht. Für die Kranken gibt es eigene Bäder, Küchen und Pharmacien, und für jede der drei Sectionen eine besondere Kapelle. Als wir St.-Lazare besuchten (Februar 1867) belief sich der Präsenzstand auf 8—900. Die Gesunden von den in diesem Frauengefängniß Detinirten sind mit verschiedenen Arbeiten (meist Stricken und Nähen) in großen Ateliers beschäftigt, und erhalten die Hälfte des von einem Gewerbtreibenden, welcher die gesunden Arbeitskräfte in Entreprise genommen hat, zu zahlenden Lohnes. Ein Theil wird ihnen sofort ausgehändigt, der andere bei ihrer Entlassung, sodaß sie dann wenigstens etwas haben, um einen bessern Weg einzuschlagen, — wenn sie wollen!

Dort, in St.-Lazare, würden wir ohne Zweifel die Schwester unsers Diebes wiederfinden, die, nachdem sie in dem Laster mitten unter der Bevölkerung der Barrière debutirt hatte, nachdem sie von der Polizei in die Zahl der geduldeten Frauenzimmer eingetragen, und auf den Boulevards, in den Kaffeehäusern oder Restaurationen der Boulevards unter den Cocottes, den Loretten und den Dames du Lac geglänzt, endlich arretirt worden ist unter der Beschuldigung, das Reglement der Polizei übertreten zu haben.

Was wird aus ihr bei ihrer Entlassung aus St.-Lazare? Im besten Fall gelingt es ihr, nach zweijähriger guter Führung aus den Registern der Polizei gestrichen und Arbeiterin

oder Dienstbote zu werden, vielleicht auch einen ehrlichen Handwerker zu heirathen. Gewöhnlich sinkt sie aber immer tiefer, wird Hehlerin, Kupplerin, Wiederverkäuferin im Temple oder auf der Straße, wenn sie nicht in einem Krankenhause endet.

Die Männer werden je nach dem Grade der ihnen zudictirten Strafe aus der Conciergerie nach dem Zellengefängniß von Mazas in Paris, oder auf die Galeren nach Toulon und Brest, oder nach Cayenne transportirt; und wenn wir einen von jenen düstern, geschlossenen Wagen sehen, der uns im fröhlichen Gedränge von Paris so oft begegnet, so können wir sicher sein, daß ein Verbrecher darin sitzt, welcher den trostlosen Weg in den Kerker macht. Man weiß, daß unter dem zweiten Kaiserreich Mazas oft auch als Gefängniß für die Eigensinnigen gedient hat, welche die Vergangenheit betrauern oder auf die Zukunft hoffen!...

Die zum Tode Verurtheilten werden nach dem Gefängniß von La Roquette geführt; das ist nicht mehr „der Vorhof der Guillotine", das ist die Guillotine selbst!

Wenn man nach dem Père-Lachaise fährt, so erblickt man dieses Gefängniß linker Hand. Von allen pariser Gefängnissen ist es das traurigste. Düster und trostlos steht es auf einer freien Fläche mitten im Faubourg St.-Antoine, festungsartig von einer gelblichen Mauer umschlossen, welche so hoch ist, daß man darüber nur das oberste Stockwerk des steinernen Baues und die kleinen viereckigen Fenster sehen kann. Im Innern befindet sich ein großer Hof für die Promenade der Gefangenen, welche graue Jacken tragen, während die zu Zwangsarbeit auf Zeit Verurtheilten roth und die zu lebenswieriger Verurtheilten grün gekleidet sind. Man beschäftigt die Gefangenen in großen Sälen mit Schlosser-, Tischler-, Papp- und Schmiedearbeit, je nach ihrer Befähigung und physischen Kraft; einige sind Schneider, andere machen Schuhe.

Zur Erholung werden ihnen außerdem Bücher bewilligt. Jedes Gefängniß von Paris hat seine Bibliothek; die von Mazas ist besonders reichhaltig, indem sich dort außer französischer auch deutsche und englische Lektüre findet. Von deutschen Büchern sahen wir dort Hauff's und Hackländer's, von englischen Dickens' und Walter Scott's Werke.

In einem Seitenflügel von La Roquette liegen vier geräumige Zellen abgesondert, die einen unheimlichen Eindruck machen: es sind die Zellen, in denen die zum Tod Verurtheilten die letzte Nacht zubringen.

Der zum Tod Verurtheilte hat ein besseres Bett und größere Bequemlichkeit als die übrigen Gefangenen, mit denen er während seines Aufenthalts in La Roquette niemals zusammenkommt. Er hat zu seiner Promenade einen eigenen Hof und in der Kapelle seine eigene Tribüne, vergittert und von einem Kreuz überragt. Man behandelt ihn mit der größten Rücksicht, obwol er scharf bewacht wird: auf einer Bank, dem Bett gegenüber, halten ein Soldat, aber ohne Waffen, und ein Criminalwärter Wache. Man läßt ihn in der letzten Nacht schlafen, bis zu dem Augenblick, wo der Henker, „Monsieur de Paris", im Gefängniß angekommen ist mit seinen beiden Henkersknechten, „Soubrettes de Charlot" genannt. Einer von diesen beiden trägt einen Sack unter dem Arm; darin befindet sich eine Schere und zwei Stricke. Sobald der Henker in die Mauern des Gefängnisses eingetreten, wird das Sterbeglöcklein geläutet. Der Director von La Roquette erscheint in der Zelle des Verurtheilten, um ihm anzukündigen, daß alles zu seinem letzten Gang bereit sei. Nun kleidet er sich wieder in den Anzug, den er trug, als er in La Roquette eingeliefert wurde und welchen man ihn damals abgenommen. Aus seiner Zelle führt man ihn zuerst in ein Gemach, wo die Soubrettes de Charlot seine „Toilette" machen, indem sie mit der Schere ihm seine Haare und das Hemd bis zur Schulter abschneiden; von da wird er zu kurzem Gottesdienst in die Kapelle, von da in einen Gang geführt, durch welchen er unmittelbar ins Freie hinaustritt, wo er plötzlich der gräßlichen Menge gegenübersteht, welche schreiend, pfeifend und obscöne Lieder singend den Platz von La Roquette belagert. Aber diese letzte Qual ist nur kurz.

Früher war der Ort für Hinrichtungen der Grèveplatz, unter Ludwig Philipp bei der Barrière St.-Jacques, und seit zwölf Jahren ist er vor La Roquette. Hier auf dem freien Platz unter den Gefängnißmauern, der Eingangspforte gegenüber, auf den vier Steinen, welche das Carré bezeichnen, er-

richtet man während der Nacht, als ob man sich dessen schäme, das Todeswerkzeug, und guillotinirt bei Anbruch des Tags.

Das hindert die Menge nicht, oft sogar mehrere Nächte lang, da die Hinrichtungen immer geheim gehalten werden, des Augenblicks zu harren, wo die Todesqual und der letzte Moment des dem Henker Verfallenen ihren Augen und Seelen ein gräßliches Schauspiel bieten wird; besonders strömen Frauen diesem Schauspiel zu, und unter ihnen vor allen die galanten Damen, die, nachdem sie die Nacht bei einem vergnügten Souper im Café du Helder oder im Café de Paris zugebracht, nachdem sie manchen Champagnerpfropfen springen gelassen, sich daran weiden, einen Kopf springen zu sehen.

Ach, vielleicht sehen wir die beiden Kinder, den Gamin und die Gamine, die wir am Anfang unserer Erzählung im Straßenschmuz erblickten, denen wir auf dem Wege des Lasters und der Ausschweifungen gefolgt sind, hier einander gegenüberstehen, den Bruder auf dem Schaffot und die Schwester in der Menge. Wer von beiden ist am meisten zu beklagen?

VI.

Zur Kritik des öffentlichen Lebens in Paris.

Von

H. B. Oppenheim.

Paris war seit jeher die Stadt der blutigsten Revolutionen und des raffinirtesten Luxus. Dieser scheinbare Gegensatz ist in der That keiner: man braucht nicht bis in das alte Rom oder Byzanz zurückzugehen, um immer wieder die Analogie derselben Erscheinungen und auch den Zusammenhang zwischen Cäsarismus und Demagogie zu finden. Jedenfalls hängt die weltgeschichtliche Bedeutung und die Größe von Paris auch mit den Ursachen seines Verfalls zusammen. Ja, seines Verfalls! Die Zeit liegt weit hinter uns, wo nicht blos Genüßlinge, Junker und Modistinnen nach der Seinestadt wallfahrteten, sondern auch die politischen Idealisten, die sich am frischen Quell der Freiheit laben wollten. Wie hat den deutschen Kleinstädter der Anblick eines großartigen öffentlichen Lebens erquickt, wie erhaben fand der gedrückte Spießbürger irgendeines reichsmittelbaren oder standesherrlichen Marktfleckens die allgemeine Gleichberechtigung der Citoyens français! Wie erfüllen uns noch heute Börne's und selbst Heine's pariser Briefe mit einer weh-

müthigen Stimmung, als ob es sich um versunkene Jugendträume handle!

Wie die reformatorischen Bewegungen des Mittelalters erst eine allgemeine historische Tragweite gewannen, als sie auf germanischem Boden Wurzel schlugen, so mußten die politischen Erhebungen, welche die Staatseinheit und die Rechtsgleichheit zum Zwecke hatten, für den europäischen Continent von Frankreich ausgehen. Auch für 1848 gab Frankreich noch das Signal; allein die ganze Initiative von 1848 gehörte nicht mehr den Franzosen: die Schweiz, Polen, Italien hatten präludirt. Solange es blos gegolten hatte, die Principien der bürgerlichen Gleichheit durchzuführen, stand Frankreich an der Spitze. Da sich aber das Recht der freien Individualität zum Bewußtsein selbständiger Nationalitäten entfaltete, gerieth die an den Gedanken ihrer Suprematie gewöhnte „große Nation" in Widerspruch mit ihrer vermeintlichen revolutionären Mission. So geschah es, daß Frankreich sich aus dem Programm der bürgerlichen Freiheit an das Experiment socialistischer Folgerungen verlor — Frankreich, das heißt Paris!

In der Junischlacht unterlag Paris und die Provinz triumphirte. Der Einfluß des Klerus und die Verblendung Napoleonischer Traditionen führten die Democratie des allgemeinen Stimmrechts ad absurdum. Eine harte Schule war noch durchzumachen, bis Frankreich den ihm von Paris vorgezeichneten Beruf erfüllen konnte, und es fand sich auch der prädestinirte Schulmeister!

Die Träger einer demagogischen Autokratie müssen zwar in der Menge wurzeln, und namentlich den Vorurtheilen und schlechten Neigungen derselben schmeicheln; aber sie müssen dennoch durch Intelligenz und Aufklärung über die Masse hervorragen. Ein Heinrich V. braucht weder das eine noch das andere; bei ihm genügt die Mühe, legitim geboren zu sein. Auch ein constitutioneller König hat es an sich schon leichter: er kann die Maschine, wenn sie nur erst einmal gut geschmiert ist, für sich arbeiten lassen. Aber die ganze Regierungsepoche Ludwig Napoleon's geht an der sauern Sorge hin, sich zu erhalten und seine Dynastie zu begründen. Die Parteien auf-

lösen, die Klassen auseinanderhalten, aber jede einzelne für die Dynastie gewinnen, die Nation beschäftigen, dem Pöbel panem et circenses hinwerfen, die alten Regierungswerkzeuge zerstören und neue schaffen, — welche Aufgabe, welche Arbeit!

Eine gescheiterte Revolution läßt immer einen starken Bodensatz von Corruption und Demoralisation zurück: da ist eine Menschenklasse, welche an nichts glaubt als an den Erfolg, eine Jugend, welche an den Idealen achselzuckend vorübereilt, eine Bande Abenteurer, welche das Gesetz verachten und nur zu gut gelernt haben, wie man mit der Legalität umspringen kann. Noch dazu fiel das neue Kaiserthum mit einem durch die Erfindungen und Entdeckungen der Naturwissenschaft vorbereiteten und beschleunigten, industriellen Aufschwung sondergleichen zusammen, demgemäß sich die Mehrzahl der strebsamen Köpfe den realen Fächern zuwandte. Wenn Guizot in der letzten und schlechtesten Epoche des Bürgerkönigthums seinen Deputirten, den Vertretern der höchstbesteuerten Klasse, zugerufen hatte: „Enrichissez-vous", so kam nun die Nutzanwendung dazu und die thatsächliche Durchführung dieser hochsinnigen Moral.

Wir dürfen hier nicht die Geschichte des zweiten Kaiserthums schreiben, wir können nur kurz andeuten, wie die gegenwärtigen Zustände geworden sind. Napoleon's III. Regierung hatte niemals ein bestimmtes Programm, war nie die Verwirklichung eines festen Princips, sie wurde erbaut auf der Auflösung aller Principien. Aber weil sie auch mit den gebildeten Klassen zu rechnen hatte, weil sie die Fortschrittsparteien ihrer Stichwörter berauben wollte, darum wurde sie vielfach in eine Bahn gedrängt, wo jene Kraft sogar, von der Mephistopheles spricht, „das Gute schafft"; so verdankt man ihr z. B. die Einführung des Freihandels, die Zerstörung der Heiligen Allianz, die Beseitigung der weltlichen Herrschaft des Papstthums, — und jetzt hält sie an der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Aber Principien werden nur durch Principien überwunden; die alten Parteien bestehen noch, theilweise sogar mit geläuterten Programmen, freilich durchweg mit einer sehr geringen populären Wirksamkeit. Wenn behauptet worden ist, daß der

Bonapartismus in der Masse des französischen Volks Wurzel gefaßt habe, so kann man diese Thatsache in einem gewissen Sinne zugeben, und doch über die politische Nutzanwendung derselben verschiedener Meinung sein. Eine solche Masse, mag sie durch ihre Zahl augenblicklich noch so stark imponiren, ist doch zu sehr der Gefahr ausgesetzt, in der Krisis zusammenhangslos auseinanderzufallen, wenn sie nur durch Interessen, nicht durch die moralische Macht einer Idee zusammengehalten worden. Setzt man ein bindendes Princip von dieser Art als ihr eigentliches Merkmal voraus, so kann man nicht von einer Partei des Bonapartismus reden; er hat nur persönliche Anhänger.

Die Anhänger des Kaisers zerfallen in verschiedene Kategorien. Da sind

1) die alten Getreuen, die Exil und Abenteuer mit ihm getheilt haben, deren Namen schon aus den Gerichtsverhandlungen über die Putsche von Strasburg und Boulogne bekannt waren, die Fialin de Persigny, Mocquard, Conneau u. a., meistens Emporkömmlinge aus niederm Stande.

2) Diejenigen, welche sich erst im Jahre 1848 oder auch nur vor dem Staatsstreiche an ihn angeschlossen haben, darunter zuerst seine Blutsverwandten, einige Bonapartes, die bis dahin mit der republikanischen Partei kokettirt hatten, und die gleichfalls nahe verwandten Murat, Morny und Walewski, von denen die beiden letztern unter Ludwig Philipp, der erste eine parlamentarische, der andere eine diplomatische Stellung bekleidet hatten.

Bekanntlich hatte es die Juliregierung thörichterweise geliebt, napoleonistische Namen in ihren Dienst zu ziehen, und selbst ein Las Cases (der Jüngere) spielte unter ihr eine Rolle als Deputirter. Die Bonapartisten dieses Schlags hatten natürlich ihren Napoleonscultus auch damals weiter geübt, und zwar nicht blos in der Stille. Ludwig Napoleon fand hier die fertigen Cadres vor.

Zu den Anhängern zweiten Grades gehören aber auch die Generale Leroy de St.-Arnaud, Canrobert, Pélissier, Magnan u. a.; aus dem Civildienst die Treplong, Baroche, Maupas,

Achille Fould u. a., welche alle erst vor oder kurz nach dem Staatsstreiche für die neue Aera ge—wonnen wurden.

Diese beiden Klassen von Anhängern enthalten alle diejenigen, welche die Brücken hinter sich abgebrochen und sich unbedingt mit ihren Interessen dem Kaiserthum verpfändet haben. Bekanntlich hat der Tod die Reihen der Hervorragenden unter ihnen in den letzten Jahren bedenklich gelichtet.

3) Eine fernere Kategorie bildet die große Zahl derer, welche jeder Regierung dienen, angeblich weil der Staat nicht untergeht, oder auch, damit er nicht untergehe. Wie Talleyrand's vierzehn Eide, so war Dupin's Wetterwendischkeit in dieser Beziehung sprichwörtlich geworden. Die Rechtsgelehrten haben ja überhaupt zu solchen Zwecken ganz besondere staats- und völkerrechtliche Theorien bei der Hand, und der große Jurist Dupin, der ein hohes Staatsamt (als Generalprocurator am kaiserlichen Cassationshofe) annahm, kurz nachdem er als orleanistischer Testamentsexecutor gegen die Confiscation der orleanistischen Güter protestirt hatte, bildet den Prototyp und Führer dieser Menschensorte. Solche Leute verschlucken eine bittere Pille, sie machen gleichsam Rabelais' böses Viertelstündchen durch, aber nachher gedeiht's ihnen, und auch die Welt vergißt allmählich.

Wollen wir weiter greifen, so müssen wir

4) die indifferente Menge nennen, welche jeder bestehenden Regierung anhängt und keine wankende stützt. Es sind das vorzugsweise die kleinen Rentenbesitzer, deren es nirgends so viele gibt als in Frankreich. Nirgends vertheilt sich die Staatsrente, wie der Grundbesitz, unter eine so zahlreiche und gesinnungslose „kleine Bourgeoisie". Wie gut Napoleon III. dieses Verhältniß und den daraus zu ziehenden Vortheil begriff, das beweisen seine großen Anleihen durch Nationalsubscriptionen — ein Verfahren, das er mit dem glänzenden Namen der „Demokratisirung des Credits" verbrämte.

Auch das große Kapital hatte anfangs auf einen soliden Frieden mit der neuen Macht gehofft, aber es konnte und wollte nicht Schritt halten mit der wilden Speculation, die den verwirrenden Absichten des Kaiserthums besser diente, besonders indem sie die zu belohnenden persönlichen Anhänger — durch

Concessionen und Privilegien — rasch bereicherte, und die abgestandenen Saint-Simonisten und Fourieristen, welche sich gegen jede äußere Regierungsform für gleichgültig erklärten, in ebenso viele Höflinge und Finanzfürsten oder Börsenschwindler verwandelte. Die Namen Pereire, Salvador, d'Eichthal, Enfantin, Olinde Rodrigues u. a., welche jeder kleine Stockjobber der letzten Jahre auf seinem Carnet las, gehörten einst dem Versuchsfelde neuer oder aufzufrischender alter Religionen an und waren mit der Emancipation des Weibes und der Reorganisation der Gesellschaft eng verknüpft.

Auch außerdem pflegt ja überall der Cäsarismus nahe Beziehungen zum Socialismus. Ob es wahr ist, daß die Bonapartisten in den tragischen Junitagen (1848) hinter den Barrikaden thätig waren, ist von den Geschichtschreibern noch nicht ganz unzweifelhaft festgestellt. Jedenfalls aber versuchte der Kaiser, das über Gebühr verrufene „droit au travail" praktisch zu machen, d. h. die Massen durch öffentliche Bauten zu beschäftigen und zu befriedigen. Die gesunde Volkswirthschaft feierte den traurigen Triumph, daß dieses Unternehmen an seiner innern Unmöglichkeit scheiterte, als der Finanzruin des Staats drohend von da herausschaute, während der Präfect Baron Haußmann, der Unter-Cäsar der Stadt Paris, diese mit einer Milliarde Schulden belastete. Zwar ist Paris nun demolirt, gelüftet und macadamisirt, geschmacklos modernisirt und seines historischen Charakters entkleidet, es wird von großen, durch befestigte Kasernen beherrschten Linien durchschnitten und die Barrikade ist künftig darin unmöglich; auch sind die Arbeiterquartiere weit, weit hinausgeschoben. Aber die eine kleine Verkürzung des Luxembourg-Gartens hat mehr böses Blut gemacht, als alle diese Anstrengungen werth waren.

Wie dem auch sei, der hohe Patient, der Socialismus, ist unter der Operation gestorben, und man hat darauf verzichtet, ihn neu zu beleben.

Auch von seinen Feinden wird das Kaiserthum bedient. Wie Ludwig Philipp von Bonapartisten, so Ludwig Napoleon von Orleanisten, Fusionisten und Legitimisten, welche fortfahren, ihre Parole aus Claremont oder Froschdorf zu beziehen, und die beim ersten Anzug des Gewitters sich aus dem Schiff zu

retten suchen werden. Es war schon die Rede davon, daß sogar Thiers ein Portefeuille annehmen wollte; Guizot's Sohn hat eine Professur, und möglicherweise war ihm dabei nicht blos der Name, sondern auch der Einfluß des Vaters förderlich; denn zumal in den gelehrten Anstalten sitzen die „alten Parteien" fest, wie bei uns die Gothaer. Nur die Republikaner haben nicht transigirt, wenn sie nicht — ganz und gar überliefen. Die Legitimisten gehen mit Vorliebe an den Hof, sie sind der Weg zu den Fleischtöpfen der Tuilerien von Alters her gewöhnt und glauben sich bei dem „Usurpator" weniger zu vergeben, als wenn der Bürgerkönig, Philipp Egalité's Sohn oder Enkel, darin säße.

Parteien, die solche Stellungen einnehmen, können gefährlich sein, aber respectabel sind sie nicht. Niemals trat die Opposition schwächlicher auf, und doch wurde niemals die Opposition so sehr von oben gefürchtet. Denn Napoleon begreift seine Stellung derartig, daß er stets das Prävenire spielen muß und nicht auf dem Boden der freien Debatte mit den Parteien ebenbürtig und gleichmäßig kämpfen darf. Er verspricht die „Krönung des Gebäudes" für den niemals eintretenden Zeitpunkt, daß seine Dynastie nicht mehr in Frage gestellt werde. Man könnte sagen, daß die Consequenz jenes bekannten, von Montalembert gegen ihn gebrauchten Citats — das ursprünglich gegen Cromwell gemünzt war — ihn sogar dahin geführt habe, sich selbst allein Opposition zu machen; denn er will in allen Fragen die Initiative ergreifen, und manche falsche, noch mehr richtige Entwürfe hat er selbst wieder zurückgestellt, um der Opposition zuvorzukommen. Dieses System ist so weit getrieben, daß die verschiedensten, ja die entgegengesetzten Ansichten aus dem geheimen Quell der officiösen Publicistik subventionirt werden. Es gibt kaum ein größeres Blatt, das nicht wenigstens in der auswärtigen Politik an irgendeinem Zipfel mit dem Gouvernement zusammenhinge, und mancher glaubt z. B. seit Jahren ein orleanistisches Blatt zu lesen, der alle Morgen das feine Gift des Bonapartismus einsaugt. Aber der Rauch, der keinen Schornstein findet, dringt bekanntlich zum Fenster hinaus, und die Opposition, die ihre Grundsätze nicht offen bekennen darf, wird zur Opposition

der Anspielungen („opposition allusionelle"). Und alles wird zuletzt zur Anspielung: der ungleiche Kampf wird von einem Gebiete auf das andere übertragen, in den Tagesklatsch, in die Chansons der Studenten, in die demonstrativen Vorgänge des Jockey-Clubs, in die Theaterkritik, vor allen Dingen aber in die historischen Rückblicke und Parallelen; daher die verbreitete Controverse über den Cäsarismus, in welche Troplong, der berühmte Jurist und Senats-Präsident, zuerst mit einer Apologie der Staatsstreiche eintrat; daher die veränderte Behandlung der Geschichte des ersten Kaiserthums, besonders der Epopöe von Waterloo, wobei der republikanische Oberst Charras, vom Exil aus, den ersten Angriff leitete.

Die Traditionen der Richelieu'schen Politik, die Theorie der natürlichen Grenzen, das Verhältniß zu den deutschen Großmächten, alles gerieth in dieses Triebrad contradictorischer Beziehungen. Die Franzosen lernten viel Geschichte bei dieser Gelegenheit; unter anderm lernten sie auch die bedenklichen Seiten der Gloire kennen, auf deren Traditionen ja die neue Staatsreligion errichtet war und deren Cultus sie so unvernünftig betrieben hatten, solange in Ludwig Philipp eine verständige Friedensliebe zur Herrschaft gekommen war.

Es ist oft behauptet worden, daß der Preßzwang dem Stil zugute komme, daß eine gewaltsame Einschränkung des Gedankens wenigstens auch die Form vor willkürlichen Ausschreitungen bewahre. Wie dem auch sei, die gemäßigte Atmosphäre der Juliregierung hat denn doch in Poesie und Prosa ganz andere Blüten getrieben; im günstigsten Falle zehrt Frankreich heute vom schlaffern Nachwuchs jener Epoche. Keinenfalls aber gewinnt der Stil bei der solchergestalt empfohlenen Pferdecur so viel, als der Charakter dabei verliert. Wir haben ja auch in Deutschland hierüber wunderliche Erfahrungen gemacht. Die Censur verdarb nicht so viel an des Schriftstellers Kopf, als an seinem Herzen; eine strenge Justiz dagegen stählt den Charakter und schadet darum auch der Freiheit des Denkens wenig. Allein das moderne, echt französische System der mittelbaren moralischen Einwirkungen — ein System, welches von Madrid bis Konstantinopel die eifrigste Nachahmung fand — verdirbt Kopf und Herz, Denken und Fühlen.

Da wird der Geist durch das Kapital gebändigt, der Muth der Idee wird gelähmt durch die Aengstlichkeit des Besitzes. Die Verantwortlichkeit der Eigenthümer, Drucker, Colporteure u. s. w. tödtet die ganze freie Bewegung des Autors. Auch abgesehen von dieser scheinbar juristischen Verantwortlichkeit, ist jede Zeitung bisjetzt unter das absolute Belieben der Verwaltung gestellt, und es ist, mit directen und indirecten administrativen Mitteln, auf kurzem Umwege dahin gebracht worden, daß die Regierung die Mehrzahl der Redacteure selbst ernennt, nicht blos bei Bewilligung der ersten Concession, sondern auch bei den spätern Redactionswechseln.

Von der Finanz-Journalistik, deren Organe alle im Solde dieser oder jener Financiers oder im Dienste gewisser Speculationen stehen, will ich hier gar nicht einmal reden, ebenso wenig von der sogenannten „kleinen Presse". Behandeln derartige Blätter auch keine politischen Stoffe, ihr Ueberwuchern selbst ist ein politisches Moment und eine Signatur der Zeit. Während der „Salon" der guten Gesellschaft und die alten sogenannten „Bureaux d'esprit", einst die Stätten des echt französischen Geistes, unaufhaltsam untergingen und, trotz aller Galvanisirungsversuche, nicht wieder aufleben wollen, vermehren sich diese Echos der Demi-Monde fortwährend; sie stimmen den herrschenden Ton immer tiefer herab und verfälschen sogar die Gesellschaftssprache mit dem Kauderwelsch (argot) der pariser Tanzböden. Ein Franzose aber, der die Reinheit und Eleganz seiner Sprache vernachlässigt, steht, nach den Anschauungen seiner eigenen Landsleute, im Begriff, moralisch zu sinken. Wer die ästhetische Form preisgibt, der gibt auch den sittlichen Gehalt leichten Kaufs. Und wo immer die Summe der moralischen Ideen in einer Nation abnimmt, da verfällt auch der Geschmack.

Das moderne Frankreich macht keine Ausnahme von dieser Regel. Wurde in alter Zeit vielfach über die starre Herrschaft der akademischen Regeln geklagt, so ist jetzt vielmehr die Zerfahrenheit des französischen Geistes und Geschmacks zu bedauern. Die meisten Theater wetteifern in der Ausstellung von Nuditäten, und selbst manche Bühne, wo sonst noch manchmal Racine's Alexandriner ertönten, wird jetzt von zwei-

deutigen Possen überschwemmt. Von einer andern Seite bringen, namentlich vom Hofe protegirt, die Freuden und Sitten und Unsitten des Turf und Sport ein, aber ohne die gymnastische Ausbildung der Jugend wesentlich zu fördern; ja es ist Gefahr vorhanden, daß die spanischen Stiergefechte, mit denen im Süden Frankreichs längst schon der Anfang gemacht ist, sich auch weiter nordwärts einbürgern. Einstweilen pflegt man, statt das britische Selfgovernment, nur die Ascot- und Epsom-Rennen, mit dem ganzen Unfug des Wettens, nachzuahmen. Daß der „Gladiateur", ein zwar englischer Vollbluthengst, aber aus französischem Stalle, bei einigen Wettrennen diesseits und jenseits des Kanals die mit englischem Hafer gefütterten Pferde um etliche Nasenlängen geschlagen, dieser nationale Triumph über das immer noch „perfide Albion" konnte mit aller Anstrengung nicht zu einem solchen Freudenrausch aufgebauscht werden, daß darüber die mexicanischen Verlegenheiten und Demüthigungen ganz vergessen worden wären.

Ja, panem et circenses! Aber wo bleibt das panis? — Ob wirklich aus den Thatsachen, daß die Bevölkerung kaum zunimmt, und daß das Rekrutenmaß von Zeit zu Zeit herabgesetzt wird, auf eine allgemeine physische Erschlaffung geschlossen werden muß, ist schwer zu ermitteln; aber für die moralische und politische Erschlaffung sind die Symptome untrüglich. Von geheimen Gesellschaften ist, seit dem Untergang der an sich schon unbedeutenden „Marianne", nicht mehr die Spur zu finden, und was die öffentliche Opposition leistet, das sehen wir ja. Zwar mögen die Orleanisten sich für den entscheidenden Augenblick rüsten, da selbst Heinrich V. sich schon in einem Manifest bereit erklärt, die Erbschaft anzutreten; aber dieses Rüsten der alten royalistischen Parteien berührt die Massen kaum. Wohl mögen dabei die Generale im Preis steigen, — es handelt sich um Staatsstreiche, nicht um Revolutionen!

Die Kammeropposition der „Fünfe", die allmählich zu „Funfzehn" heranwuchs, geht noch sehr im alten Gleise. Weder neue Ideen, noch neue Menschen traten bisher auf. Die Depositare des Radicalismus ließen sich sogar zeitweise des ultramontanen Montalembert und des in allen seinen Anschauungen völlig veralteten Thiers compromittirende Bundesgenossenschaft

gefallen. Thiers gemahnt heute den unbefangenen Beobachter wie das abschreckende Beispiel der systematischen Opposition jener parlamentarischen Epoche, in welcher für liberal galt, wer das Ministerium befehdete, und wenn er auch seine Fehde im Namen des Schutzzollsystems gegen die Handelsfreiheit oder im Namen des europäischen Gleichgewichts gegen die Befreiung der Nationalitäten führte. Garnier-Pagès II., Mitglied der provisorischen Regierung und Finanzminister der Republik von 1848, Mitglied des Corps Legislatif erst seit 1864, hat niemals die Bedeutung erreicht, welche man seinem schon 1841 gestorbenen Stiefbruder als Haupt der demokratischen Partei zugestand. Seine Uhr ist vor neunzehn Jahren stehen geblieben, sie zeigt immer noch auf den Februar 1848. Seine Phrase rollt noch so voll- und hohltönend dahin, als ob das souveräne Volk in seiner vielgepriesenen Vollkommenheit und Allweisheit niemals die Männer des allgemeinen Stimmrechts im Stich gelassen hätte. Aber der alte Herr ist dabei ein gar braves Mitglied jener leider aussterbenden Schule der „humanitären" oder „kosmopolitischen" Demokratie. Jules Favre, der unter Ledru-Rollin eine republikanische Rolle gespielt, einer der größten Redner Frankreichs, und Picard, der einer etwas jüngern Generation angehört, sind Advocaten ihrer ganzen Natur nach, französische Advocaten, d. h. Advocaten auf der zweiten Potenz. Doch ist in Picard mehr demokratische Consequenz, als in seinem ältern Collegen, und hat er sich neuerdings, namentlich durch Kritik der pariser Stadtverwaltung, positive Verdienste erworben. Havin und Guéroult sind charakterisirt, wenn man die ihnen zugehörigen Zeitungen, den „Siècle" und die „Opinion nationale", nennt. Dann kommt Jules Simon, Professor der Philosophie bis zum Staatsstreich, Victor Cousin's Nachfolger als Haupt der eklektischen Schule, beredt und flach, auch bekannt durch Schriften über Arbeiterverhältnisse und Volksschulwesen; als Eklektiker ist er natürlich auch in der Politik kein Cato. Den Ruhm eines Cato ambitionirt eher sein College Eugène Pelletan, ein Protestant von althugenottischem Wesen, dabei von literarischem Talent, und zwar als Moralprediger gewandt genug, um die Leser durch Schilderung der sündigen Welt anzuziehen. Alle diese Männer haben in der Politik etwas

Dilettantisches. Bekanntlich wurde von Emile Ollivier, einem ehrgeizigen und begabten Advocaten von südfranzösischem Typus, in den letzten Sessionen der Versuch gemacht, eine sogenannte loyale Opposition zu bilden und, wie es ausgedrückt ward, „das Gute zu nehmen, wo man es fände". Ollivier wurde dabei von Darimon, dem frühern Unter-Redacteur Girardin's und einem absoluten Freihändler und „Nichts-als-Freihändler", unterstützt. Aber diese Herren waren rasch discreditirt und verloren auch durch den Mangel des Entgegenkommens von der Regierungsseite allen Boden. Doch hat sich die „loyale Opposition" bei einigen Anlässen bis zu 44 oder 46 Stimmen gesteigert, und soll in den Tuilerien mehr Erbitterung erregt haben, als die radicale Opposition jener ersten heiligen Schar.

Von einer Opposition im Senat ist seit dem Tode des „verrückten" Marquis de Boissy, des großen Anglophoben, nicht mehr die Rede. Der heutige Senat ist nicht besser und nicht schlechter als die gleichnamige Institution des ersten Kaiserreichs: eine Gesellschaft höchster Würdenträger, die für Luxus, Repräsentation und „Gesinnungstüchtigkeit" glänzend honorirt werden.

Wie wird nun die französische Jugend vom Staate erzogen, um den Stoff zum Senator zu liefern? Die Antwort auf diese Frage liegt darin, daß die ganze Erziehung im Geiste der administrativen Centralisation gestaltet ist. Was dem Fremden zunächst auffällt, das ist die Uniformirung des Collégien. In der Regel wird diese Einrichtung, wie manche andere, welche der freien Entfaltung des individuellen Lebens entgegentritt, auf das Princip der demokratischen Gleichheit zurückgeführt; in der That aber liegt in dem ganzen Schulleben schon der Vorgeschmack des Beamtenthums. Die jährlichen Concurse mit öffentlichen Preisvertheilungen, wo den besten Schülern — das sind selten die geistvollsten und gemüthreichsten — sehr bestimmte Vortheile (unentgeltlicher Eintritt in gewisse Staatsanstalten) in Aussicht stehen, enthalten eine viel schärfere Dressur, als selbst die dreifachen preußischen Staatsprüfungen, welche doch erst den fertigen Menschen treffen, wenn sie freilich auch schon indirect auf den unfertigen wirken. Von frühauf wird der französische Knabe der militärischen Dis-

ciplin größerer Pensionate unterworfen, und das Familienleben tritt ihm alsbald in den Hintergrund. Seine Jugenderinnerungen sind anderer Art als die unserigen: da ist weniger träumerisches Feld- und Waldleben, aber die socialen Beziehungen, welche bis ins Alter dauern, werden früher angeknüpft. Das Ideal des französischen Jünglings ist die Staatscarrière. Die Franzosen aller Lebenskreise, auch der industriellen, sind daran gewöhnt, überall die Bevormundung des Staats zu erdulden, bei jeder Widerwärtigkeit den Schutz des Staats anzurufen. Darum steht auch der Franzose hinter allen germanischen Rassen an Unternehmungsgeist, Auswanderungs- und Colonisationstrieb zurück.

Das große Princip der Staatseinheit, vielleicht das fruchtbringendste Princip der ganzen Neuzeit, hat in seiner extremen Ausbildung zu diesem Zerrbild administrativer Centralisation geführt, unter welcher die freie Individualität, das Associationswesen und selbst das Communalleben nicht aufkommen können. Die Folge ist, daß selbst die Garantien der Freiheit in Werkzeuge des Drucks ausarten. Allein die traurigen Erfahrungen dieser Resultate haben theilweise doch eine gewisse Vertiefung der politischen Gedanken veranlaßt, indem die wenigen unabhängigen Denker gründlicher als die frühern Anglomanen, die Zustände des Auslandes vergleichend studirten, sodaß selbst Deutschland, besonders seit Königgrätz, dabei zu Ehren kam.

Das „Programm von Nancy" für Decentralisation, das vor etwa zwei Jahren aufgestellt worden ist, faßt die Frage allerdings noch sehr unreif und einseitig auf, was sich schon daraus erklärt, daß es die Frucht eines Coalitionsprogramms sehr heterogener und darunter auch reactionärer Elemente war. Anfangs hatte ja selbst der Kaiser in seinen Verheißungen des Jahres 1852 von Decentralisation gesprochen; er wollte damit das Uebergewicht der Provinz über Paris bestätigen und die Eifersucht derselben, die sich schon unter den Orleans, namentlich in den ultramontanen Schichten, gezeigt hatte, für das Empire ausbeuten. Natürlich beschränkte sich sein Decentralisiren darauf, den Präfecten einige ministerielle Functionen zu übertragen. Denn die Centralisation ist eine Waffe,

deren Heft der jedesmalige Herrscher in Händen hat und auch klüglich darin festhält.

Was Gemeindefreiheit und Associationswesen sind, das lernt sich nur in der Praxis, und also haben beim besten Willen die Franzosen keinen Begriff davon. Doch sind einige schwache Anfänge für das Studium der friedlichen Selbsthülfe gemacht. Zunächst werden unsere Genossenschaften copirt und Schulze-Delitzsch's Meisterschaft darin neidlos anerkannt — nachdem sich die von der Regierung gestifteten und geleiteten gegenseitigen Hülfsgesellschaften, sowie die Arbeiterkasernirung als höchst ungenügend erwiesen haben. Auch auf dem Gebiet der allgemeinen Bildung wird mit freien Vorträgen (conférences) in das System des staatlich patentirten Unterrichts eine Bresche gebrochen.

Somit wachsen die freiheitlichen Kräfte gerade auf dem Felde, wo sie bisher am meisten brach lagen, nämlich dem der geistigen Selbstbestimmung und der Selbsterkenntniß. Aber die bescheidene Selbsterkenntniß ist auf gallischem Boden noch eine zarte Pflanze, welche schonender Pflege bedarf. Allzu früh ist sie durch Preußens rasche Erhebung im vorigen Jahr auf eine schwere Probe gestellt worden. Es ist natürlich viel leichter, den ewigen Frieden zu predigen und eine Aera der humanen Demokratie zu verkündigen, wenn man dennoch für das erste Kriegsvolk der Welt gilt, als wenn man in Gefahr geräth, einen Frieden einhalten zu müssen, den man nicht selbst dictirt hat, und eine Friedensliebe zu bekennen, die mit Schwäche verwechselt werden könnte. Der Chauvinismus erhob wieder sein Haupt und zeigte das alte bekannte, halb lächerliche, halb bedrohliche Gesicht, die Theorie der „natürlichen Grenzen" wurde von neuem auf die Tagesordnung gestellt, und selbst ein Louis Blanc schien in der Verbannung die neue Wendung der Dinge schmerzlicher zu empfinden, als der Imperator auf seinem Throne. Nun waren zwar endlich die verrufenen „Verträge von 1815" gründlich beseitigt, aber leider nicht durch Frankreichs Initiative und nicht zu Frankreichs unmittelbarem Vortheil. In allen Ländern gibt es ja so superkluge Leute, welche nicht aufhören, mit der Weltgeschichte zu schmollen, wenn es derselben nicht beliebt, den von

ihnen vorgezeichneten Weg genau einzuhalten. Die Orleanisten und die mit ihnen coalisirten Demokraten (letztere z. B. im „Temps") schürten aus Leibeskräften an der allgemeinen Unzufriedenheit, weil sie es dem Kaiser nicht verzeihen konnten, daß er ihnen nicht den Gefallen gethan, sich in einen europäischen Krieg zu stürzen, der wahrscheinlich seine Dynastie an den Rand des Abgrunds gebracht und ihnen vielleicht die Gelegenheit geboten hätte, in Frankreich die Fahne der Revolution aufzupflanzen.

Die diplomatischen Miserfolge hatten sich allerdings in letzter Zeit dergestalt gehäuft, daß sie selbst von den Regierungsorganen kaum mehr abgeleugnet werden konnten. In einem Lande aber, wo die Regierung selbst für Misernten und Ueberschwemmungen verantwortlich gemacht wird, muß ein Selbstherrscher stets „eine glückliche Hand" haben. Das persönliche Regiment darf sich über solche Ungerechtigkeit nicht beklagen, es hat es nicht anders gewollt. Es mochte nicht discutirt sein, es wuchs zu einer Art Vorsehung heran, — nun wohlan, so soll es auch die Dienste der Vorsehung verrichten! Die Widerlegung liegt in der Sache selbst. Bei jeder großen Calamität wird in homöopathischen Dosen etwas Freiheit zugelassen, gleichsam um die Wagschale, in welcher die Verantwortlichkeit lastet, emporzuschnellen; und der Schein-Constitutionalismus scheint ausdrücklich nur dafür erfunden zu sein, um im Nothfall die leeren Cadres des Verfassungswesens ausfüllen zu können. Darum wurde neuerdings eine ganz kleine Rednertribüne wieder aufgerichtet, nicht von echtem Marmor, wie die alte, sondern von marmorirt angestrichenem Holz, hoch genug, um den kleinen Thiers zu „schützen", nicht fest genug, um einem demokratischen Faustschlag zu trotzen. Etwas Interpellationsrecht, wohl verclausulirt, soll über die Abschaffung der Adreßdebatte täuschen, und gleich dazu werden die Befugnisse des Senats erweitert. — ER hatte auch hier keine „glückliche Hand"; das Volk verlangt nicht gar zu viel Freiheit, aber die Portion, welche es erhält, soll aus wirklicher Freiheitssubstanz bestehen. Unter diesen Umständen konnte, Frühjahr 1867, Emile de Girardin's an sich unbedeutender Zeitungsartikel, selbst vor der ungeschickten Verfolgung desselben,

Epoche machen, weil viele seit 1848 an Girardin's historisch-politischen Instinct glauben und ihn als eine Art weissagenden Todtenvogels für die Regierungen betrachten.

Frankreich ist das Land der plötzlichen Wendungen, der raschen Uebergänge, der unberechenbaren Impromptus; das französische Volk ist, nach Tocqueville, „ein Volk, das, wenn man es sich selbst überläßt, mehr als alle andern an seiner Scholle und seinen alten Gewohnheiten klebt und, wenn man es einmal dem allen entrissen hat, gleich bereit ist, bis ans Ende der Welt die äußersten Wagnisse zu treiben; ungelehrig von Natur, widerspenstig und doch unterwürfiger gegen die selbst gewaltsame Willkürherrschaft des Einzelnen, als gegen die freie und regelmäßige Regierung der ersten Bürger, heute der erklärte Feind jedes Gehorsams, morgen dienstbar mit Leidenschaft und serviler als die ans Dienen gewöhnten Völker, geführt an einem Fädchen, solange niemand widersteht, unmöglich zu regieren, sobald das Beispiel des Widerstandes einmal gegeben ist; es täuscht stets seine Herren, die es bald zu wenig, bald zu viel fürchten; nie so frei, daß man daran verzweifeln müßte, es zu unterwerfen, nie so unterworfen, daß es nicht noch sein Joch abschütteln könnte; voll Anbetung für den Erfolg, den Zufall, die Kraft, befähigter zum Heldenmuth als zur Tugend." Einige Jahre vor der Julirevolution nannte Paul Louis Courier seine Landsleute ein „Bedientenvolk"; leider traf eines Fanatikers Mordwaffe seine Brust, ehe er sein Urtheil zurücknehmen konnte. Uns und unsern Lesern wird es hoffentlich zutheil werden, manches harte Urtheil, welches das Studium der gegenwärtigen Zustände dem Kritiker aufnöthigte, bald zurücknehmen zu dürfen; und mit welcher Freude werden wir es thun! Denn die Freiheit in Frankreich, das ist die Freiheit der Welt und ist der Welt Friede!

VII.

Die pariser Journale: wer sie macht und wer sie liest.

Von

Arthur Levysohn.

Die schönen Tage der französischen Journalistik sind seit langem vorüber, und mit ihnen Ueberzeugungstreue, berechtigter Ehrgeiz und redliches Streben in den Reihen der Journalisten.

Vielleicht hieße es zu streng urtheilen, wenn man die Preßgesetzgebung des Jahres 1852 allein verantwortlich machen wollte dafür, daß aus der freien Kunst ein Metier geworden, und ebenso wenig kann es hier meines Amts sein, zu Gericht zu sitzen, und mit überzeugungstreuer Feder gegen alle diejenigen zu wüthen, die mit gleicher . . . Unerschrockenheit vorgestern den Orleans, gestern der Republik und heute dem Kaiserreich gedient haben, um vielleicht morgen oder übermorgen mit demselben Geschick den Kreislauf von vorn zu beginnen. Aber geleugnet kann nicht werden, daß die Geschäftsmäßigkeit des Standes und die bis zur Virtuosität getriebene Gesinnungslosigkeit der meisten seiner Vertreter die beiden großen Merkmale der französischen Tagespresse von heute sind. Ich spreche

hier nur im allgemeinen; daß es sehr ehrenwerthe Ausnahmen gibt, werde ich im Verlauf dieser Studie mit Genugthuung constatiren.

Bei den kaufmännischen Regeln, die sonst im Großen und Ganzen gerade in dieser Beziehung gäng und gebe sind, fällt dem an deutsche Verhältnisse gewöhnten Leser zunächst die anscheinend wenig entwickelte Industrie des Annoncenwesens auf. Freilich, die vierte Seite der gelesenen oder auch blos der einst gelesen gewesenen Journale ist fast immer mit Anzeigen gefüllt; aber bei näherer Prüfung ergibt sich, daß die Zahl der Inserenten allüberall auffallend gering ist, und daß die Namen der Betreffenden in ewigem Einerlei stets wiederkehren.

Es existirt nämlich eine aus etwa zehn Associés gebildete Gesellschaft, welche durch Verträge mit einzelnen Zeitungsbesitzern die vierte Seite von zehn verschiedenen Journalen derart an sich gebracht hat, daß sie den Eigenthümern eine jährliche Pauschalsumme als Ertrag dieses mit Inseraten zu füllenden Theils ihres Blattes garantirt, sich selbst aber dann vorbehält, die Einrückungsgebühren nach eigenem Ermessen festzusetzen. Diese Gesellschaft, bekannt unter der Firma: Faucher, Laffitte, Bullier & Cie., brachte auf diese Weise die gesammte Anzeigenpublicität der sogenannten „zehn großen Journale": „Le Siècle", „L'Opinion nationale", „Le Temps", „La France", „La Patrie", „Le Constitutionnel", „Le Pays", „Les Débats", „La Presse" und „L'Union", in ihren Besitz, indem sie beispielsweise dem Eigenthümer des gelesensten dieser Blätter, des „Siècle", die Summe von 500000 Frs. gewährleisteten; der „Patrie" garantirte man 300000 Frs., dem „Temps" 250000 Frs. und so fort, nach Maßgabe der Abonnentenzahl der Zeitungen. Auf diese Weise schuf sich die Gesellschaft ein Monopol der Publicität, wie es vorher noch nie existirt hat, und einen willkürlichen Tarifsatz von abschreckender Höhe.

Die weiter entwickelte Industrie aber begnügte sich mit der einfachen Anzeige im Annoncentheil des Blattes nicht. Die Lorbern Barnum's ließen Paris nicht schlafen und man erfand die Reclame, d. i. eine Anzeige, welche die Außen-

seite vom üblichen Zeitungsstil borgt, die aber mit dem Inhalt des Journals natürlich nichts weiter gemein hat. Ihr Platz ist gleich nach dem redactionellen Theil des Blattes, um dort weniger leicht übersehen zu werden, wird aber dafür auch im „Siècle" mit 6 Frs. per Zeile bezahlt. Nicht zufrieden mit den Wirkungen der Reclame hat sich die nimmermüde moderne Speculation auch noch weiterhin in den Text der Zeitungen hin Bahn gebrochen, und so kann denn jeder Parfumeriefabrikant, Malzextract-Brauer und Geheimmittel-Pharmaceut seine Seifen, Haarmittel, Brustmalzbonbons und Mundwasser mitten unter den herzbrechendsten Räubergeschichten, verlassenen Kindern, Meuchelmördern u. s. w., das ist: den „Faits divers" zur Anzeige bringen und im „Siècle" dafür die Kleinigkeit von 10 Frs. pro Zeile bezahlen. Die andern Zeitungen haben natürlich den Unterschied zwischen Annonce, Reclame und Fait divers gleichfalls eingeführt; da sie aber nicht die 42 — 45000 Abonnenten des Havin'schen Blattes besitzen, mußten sie sich auf die bescheidenere Stufenleiter von 1 Fr. 50 Cts. (pro Inseratenzeile), 4 Frs. (Reclame) und 7 Frs. (Fait divers) beschränken.

Wenden wir uns von der vierten Seite des pariser Blattes zur ersten. — Man ist in Deutschland seit undenklichen Zeiten übereingekommen, das Dogma von der Oberflächlichkeit französischer Journalisten für unumstößlich zu halten.

Aber wenn wir selbst nicht in den Fehler der Oberflächlichkeit verfallen wollen, so wird sich uns bei näherer Prüfung ergeben, daß trotz allem Mangel an allgemeiner Bildung tagtäglich eine Summe von Kenntnissen und Lebenserfahrung in der französischen Tagespresse sich offenbart, die unser gerechtes Erstaunen herausfordert. Denn ebenso, wie man das Umfassende, das Humanistische unserer deutschen Bildung vernachlässigt, ebenso sehr läßt man sich auch mit sehr sicherm praktischen Blick die Pflege der Specialitäten angelegen sein, und das ist es, worin die Franzosen ihresgleichen suchen.

Da hat jedes nur einigermaßen gut besetzte politische Blatt seine zwei, drei oder auch mehr politischen Publicisten, die sich in der Abfassung der Tagesübersicht („Bulletin") ablösen und deren jeder sich mit einer besondern politischen Staatengruppe

näher beschäftigt, um, je nach Bedarf, die sie betreffenden Vorgänge in leitenden Artikeln zu erläutern. Da gibt es Specialisten für die algerischen Fragen und die Angelegenheiten, welche ins Bereich der Nationalökonomie gehören, ein vierter beschäftigt sich nur mit kirchlichen, ein fünfter einzig mit ethnographischen Studien, während, wie sich von selbst versteht, literarische, dramatische und musikalische Kritik, ebenso wie die geistreich-plaudernde Chronik der Tagesereignisse aus dem Leben und der Gesellschaft, durchaus verschiedene Fächer bilden, die gleichfalls verschiedene Persönlichkeiten zu Vertretern haben. Ueber dem Ganzen aber schwebt als belebendes Princip der Redacteur en chef, dessen Hauptkunst einzig darin liegt, die ihm zu Gebote stehenden Kräfte am richtigen Platze, d. h. in ihrer Specialität, zu verwenden.

In auswärtigen Angelegenheiten allerdings ließen sich die Franzosen nicht selten größere oder kleinere Schnitzer zu Schulden kommen, und namentlich die Geographie Deutschlands — in den Tagen des sechsunddreißigfachen Vaterlandes — wollte nicht recht in ihr Gedächtniß. Allein wir haben ja neuerdings selbst dazu beigetragen, diese mnemotechnische Schwierigkeit in etwas zu beseitigen.

In frühern Zeiten war das bei uns in Deutschland, ganz besonders aber in England so sehr ausgebildete System der Originalcorrespondenzen aus fremden Ländern und Städten arg vernachlässigt. Alle Welt behalf sich mit den sehr wenig originalen Mittheilungen und Briefen, welche die für telegraphische Depeschen und politische Berichterstattung allein monopolisirte Agentur Havas den Zeitungen autographirt und frei ins Haus zu liefern pflegte. Außer der „Times" und etwa einem turiner oder madrider Blatte ward damals auf einem pariser Redactionsbureau kaum ein auswärtiges Blatt gefunden. Herr Havas schrieb alles, übersetzte alles, kurz lieferte alles . . . . was dem Gouvernement angenehm war. Die Welt hätte können aus ihren Fugen gehen, und kein pariser Publicist erfuhr etwas davon, — wenn die Agentur Havas es für gesinnungstüchtig erachtete, das Ereigniß ihren Abonnenten zu verschweigen. Telegraph, Uebersetzer und die Correspondenten aus der verschiedensten Herren Länder, die

meist wohlbehalten und bei kärglichem Lohn ihr Dasein in Paris selbst fristeten, mochten sie ihre Briefe aus Peking oder Neuyork, Konstantinopel oder Altona datiren, alles, alles machte in kaiserlich privilegirter bonapartistischer Gesinnung, und die gemeinschaftliche Quelle von allem, was sich auf Politik bezog, waren die „blauen Havas'schen Blätter".

Das ist nun auch etwas anders und besser geworden, Seit dem italienischen, mehr aber noch seit dem schleswig-holsteinischen und deutschen Kriege ist der alleinseligmachenden Gewalt der monopolisirten Agentur bedeutend Abbruch geschehen. Fast jedes der hervorragendern Organe der politischen Tagespresse hat seine eigenen Berichterstatter in Rom oder Florenz, in Madrid oder Barcelona, London, Wien und ganz besonders jetzt in Berlin, dessen hervorragende Wichtigkeit als künftige Capitale des geeinigten Deutschland selbst von Herrn Veuillot nicht mehr in Abrede gestellt wird.

Neben dem Chefredacteur, welcher alle hierhergehörigen Angelegenheiten regelt und den gesammten Inhalt des Blatts leitet, beschäftigt sich der „Directeur" einzig mit dem Betriebe des Journals, indeß der „Gerant" als der dem Gesetz allein Verantwortliche die Stellung der Zeitung den Behörden gegenüber vertritt. Um Gerant zu sein, brauchte man das Pulver nicht erfunden zu haben. Die Regierung autorisirte den, dessen „gute Gesinnung" sich fleckenlos präsentiren konnte. So kam es, daß z. B. der frühere Gerant der „Patrie" den Stand der Unschuld so weit trieb, mit den zur Unterzeichnung seines Namens nothwendigen kabbalistischen Schriftzeichen niemals auch nur den geringsten vertrauten Umgang gepflogen zu haben. Der damalige Besitzer der „Patrie", der durch seine spiritistischen Schrullen bekannte Herr Delamarre, hatte ob dieser Unwissenheit doch eines Tags Gewissensbisse, und so ließ er denn Freund Garat in eins der kleinen Bureaux der Redaction mit einer Fünfhundertfrancnote und der Weisung einsperren, die auf derselben befindliche Unterschrift des Bankdirectors Garat so lange nachzumalen, bis die Züge sich dem Gedächtniß des Geranten der „Patrie" unverlöschlich eingegraben. — Vierzehntägige mühevolle Arbeit! — Darauf Befreiung aus der Clausur und die traurige

Gewißheit, daß der Gerant in dieser Zeit statt seines Namens sich den — des andern Bankdirectors, Soleil, genau genug eingeprägt, um ihn mit unverkennbarer Mühe aus dem Gedächtniß nachzuschreiben!!

Verantwortlich der Behörde gegenüber sind in Frankreich außer dem Geranten auch noch der Drucker und die Verfasser der einzelnen Artikel, weshalb das Gesetz deren Namensunterschrift am Fuß jedes Aufsatzes erheischt. Für gewisse Fälle, in denen die Gesammtredaction die Vertretung der betreffenden Mittheilungen zu übernehmen gewillt ist, hat man die Unterzeichnung derselben durch den „Secretär der Redaction" eingeführt; meistentheils eine mythische Persönlichkeit, die dem Geschlecht der obengedachten Garats gewöhnlich sehr nahe verwandt ist.

Man kennt bei uns in Deutschland die sogenannten „Prämien" als Reiz- und Lockmittel für Abonnenten nur bei Blättern belletristischen Inhalts, und auch da nur bei denen untergeordnetern Ranges; hier in Paris ist die Sitte allgemein, sowol für die großen Revuen als auch für die großen politischen Zeitungen. Die Prämien variiren in den mannichfachsten Abarten und fangen mit ramponirten Exemplaren Doré'scher Illustrationswerke an, um über mehr oder weniger romantischem Lesefutter aus Michel Lévy's Romanbibliothek bis zur Gratislieferung noch eines andern Journals, oder zu der von Leinen-, Baumwollen- und Wollenwaaren zu gelangen, und endlich gar mit Kistchen voll halbvertrockneter Orangen zu enden.

Die Prämie, welche Alexander Dumas Vater beispielsweise in diesem Jahre gab, war einer seiner alten Romane mit — einer eigenhändigen Dedication an die betreffenden Abonnenten seines „Mousquetaire".

A tout seigneur tout honneur! Beginnen wir unsere Rundschau mit den beiden „Moniteurs", von denen der ältere des Morgens, der nachgeborene des Abends erscheint, und welche noch ganz und gar die Stellung jener mit Privilegien überbürdeten Seigneurs einnehmen, denen für alle übrigen Gebiete des Staatslebens durch das reinigende Ge-

witter des Jahres 1789 der Garaus gemacht worden. Aber dieses Jahr, so gefährlich für die andern, war es, welches dem officiellsten aller officiellen Organe das Leben gab. Am 24. Nov. 1789 erschien es zum ersten mal als „La Gazette nationale ou le Moniteur universel", und seit dieser Zeit, obgleich immer Privateigenthum, ist es doch stets das bevorzugte Organ aller der verschiedenen Regierungen geblieben, welche Frankreich seit den Tagen der großen Revolution bis heute von sich Besitz ergreifen sah.

Der Morgen- wie der Abendmoniteur, Eigenthum des Herrn Dalloz, sind — noch niemand hat erfahren, mit welchem Schein des Rechts — von der Verpflichtung befreit, sich als politische Blätter dem Stempel zu unterwerfen. Ein Jahresabonnement auf den großen Moniteur kostet 40, ein solches für den kleinen nur 15 Frs. Der letztere aber ist namentlich für den Einzelverkauf in Paris à 5 Cts. die Nummer berechnet, weshalb er nie verfehlt, auf der vierten Seite ein vollständiges Theaterverzeichniß u. s. w. zu veröffentlichen. Des Stempels wegen (ich schreibe das im Februar 1867 und vor der Debatte über den neuen Preßentwurf, der übrigens im großen und ganzen wenig zum Guten verändern wird) ist es den andern politischen Blättern — da derselbe sich allein schon auf 6 Cts. beläuft — völlig unmöglich, mit diesem Regierungsjournal zu concurriren. Der „Moniteur" zerfällt in zwei Theile, den officiellen und nichtofficiellen. Der erstere enthält alle Decrete, Ernennungen und alle jene Briefe des Kaisers an seine Minister und seiner Minister an ihn, welche in neuigkeitsarmer Zeit federkauenden Journalisten Stoff in Hülle und Fülle für seitenlange Artikel und Correspondenzen zu liefern pflegen. Der nichtofficielle Theil wird gewöhnlich zu kleinern Entrefilets benutzt, durch welche das Publikum in mehr oder weniger aphoristischer Form über gewisse Ab- und Ansichten der Regierung aufzuklären ist. Darauf folgt dann das „Bulletin", das in sorgfältiger Sichtung eine Aneinanderreihung des Zuverlässigsten bringt, was die Havas'sche Depeschenanstalt in den letzten 24 Stunden der staunenden Welt kund und zu wissen gethan. Hieran schließen sich nicht selten auch Originalmittheilungen, die, Gesandtschaftsberichten entnom-

men, nicht Stoff genug darboten, um zu längern Correspondenzen ausgesponnen zu werden. Man kann im allgemeinen annehmen, daß, was das Moniteur-Bulletin enthält, als thatsächlich richtig anzusehen ist. Nach dem Bulletin, das der Abendmoniteur gewöhnlich auszugsweise wiedergibt und das nur Mittwochs in ihm durch einen längern orientirenden Artikel über den Stand der auswärtigen Politik ersetzt wird, den die Redaction direct aus dem Ministerium des Aeußern empfängt, nach dem Bulletin veröffentlicht der „Moniteur" noch eine große Anzahl sogenannter Originalcorrespondenzen, die, obwol sie fast alle — die florentiner Briefe sind z. B. ausgenommen — in Paris angefertigt werden, eine ungemeine Fülle des Wissenswerthesten aus dem Gebiet der Volkswirthschaft, Statistik u. s. w. über die Länder, die sie behandeln, enthalten, da ihren Verfassern die gesammte eingehende Consular- und Gesandtschaftscorrespondenz, sobald sie zur Veröffentlichung geeignete Gegenstände behandelt, zur Verfügung gestellt wird. Durch das in diesen Briefen zusammengetragene Material wird der „Moniteur" unstreitig eins der interessantesten Journale, dem aber namentlich in Deutschland in dieser Beziehung noch bei weitem nicht die rechte Würdigung zutheil geworden. Die literarische, dramatische und Kunstkritik des Morgen-Moniteur liefert in wöchentlichen, gewöhnlich Montags erscheinenden Artikeln, Théophile Gautier. Es muß eine eigene Sache sein, um die officielle Kritik! Jedenfalls ist Gautier's „Milde" sprichwörtlich geworden, und ein beispielsweise selbst von ihm nicht gelobtes Stück (zum wirklichen Tadel bringt er es selten) ist sicher schon am ersten Abend seiner Aufführung durchgefallen!

Die Chefredaction des „Moniteur" liegt seit einiger Zeit in den Händen des von der Regierung Herrn Dalloz octroyirten Advocaten Norbert Billiart, eines Mannes, der sich bisher nur als Herausgeber eines monatlich erscheinenden gerichtlichen Anekdoten- und Plauderalmanachs, der „Monde justiciaire", bekannt gemacht hat.

Den beiden Moniteurs am nächsten im Vertrauen des Gouvernements und vornehmlich zu geheimnißvollen Offenbarungen benutzt sind die Geschwisterjournale „Constitutionnel" und „Pays". Letzteres, auch „Journal de l'Empire" ge-

tauft, hat in der neuesten Zeit freilich viel von seinem frühern hochofficiösen Charakter verloren — wurde es doch eine Zeit lang, am Ende der funfziger Jahre, von Drouyn de Lhuys höchsteigenhändig redigirt —, und dient jetzt dazu, der Welt zu zeigen, wie sich die kaiserliche Politik im Gehirn der Ergebensten der Ergebenen, der bonapartistischsten Bonapartisten widerspiegelt, die in dem Führer der äußersten Rechten der allergetreusten Majorität des Gesetzgebenden Körpers, Herrn Granier aus Cassagnac (oder de Cassagnac, wie er sich verschämt zu nennen liebt) ihren treffendsten Repräsentanten gefunden haben. Der „Constitutionnel" gehört zusammen mit dem „Pays" einer Actiengesellschaft an, die seit mehr als drei Jahren schon unter Sequester steht und aus den Tagen von Mirès und Grandguillot noch die schmachvollsten Erinnerungen journalistisch-speculativer Tripotage mit sich herumschleppt. Redacteur en chef dieses Regierungsorgans par préférence ist der Typus eines officiellen Journalisten, Herr Paulin Limeyrac, ein Meister im Erfinden lobender Phrasen und Schlagwörter, ein Mann der aller Welt nacheinander — ich meine natürlich hier nur Leute aus der napoleonischen Welt — Schmeichelhaftes zu sagen verstand, und der in seiner Jugend goldenen Tagen liberal, ja mehr als das gewesen, bis er mit kühnem Sprung von der damals Girardin'schen „Presse" über die „Patrie" hinweg sich zum vergoldeten Ruhesessel des „Constitutionnel" hinüberschwang, von dem ihn nur die längstersehnte Ernennung zum Staatsrath oder gar zum Senator befreit, für welch letztere Würde ihm das Schicksal seines glücklichern Collegen Laguerronnière als noch immer unerreichtes Ideal vor Augen schwebt. Die Wahrheit zu sagen, ist Herr Limeyrac ein sehr talentvoller Schriftsteller, ja selbst ein höchst begabter und tiefgebildeter Mann, dessen Fähigkeiten aber im Joch officiöser Publicistik und leisetretenden, feierlichen Orakeltones nach und nach zu verkümmern drohen.

Und in der That, Herr Limeyrac empfängt Orakel, und hat er sie empfangen, dann werden sie in zwanzig- und mehrzeilige Artikel umgesetzt und auf der ersten Seite des Blattes in durchschossenen, halbfetten Lettern zum Abdruck gebracht. Ist aber der Herr Chefredacteur einmal übler Laune, oder

paßt es ihm nicht, seine wichtige Unterschrift für Offenbarungen geringern Grades oder zweifelhaftern Werthes herzugeben, so setzt er, wie noch neulich, entweder den Orakelspruch selbst an Stelle eines daraus zu spinnenden Artikels in seiner ursprünglichen und abgerissen-delphischen Form auf die erste Seite des Blattes, gewöhnlich zum Entsetzen aufmerksamer und zeichenkundiger Börsenmänner, oder er beruft seinen Untergott, Herrn Boniface, und der muß dann zeichnen.

Herr Boniface ist der Alterspräsident der pariser Journalistik, der, da er den „Constitutionnel" nie verlassen, in zwei Jahren sein funfzigjähriges Jubiläum in dessen Bureaux feiern wird. Gewöhnlich besorgt er die „Küche" des Journals, vertheilt den Stoff, plündert die Provinz- und auswärtigen Journale, setzt die „Faits divers" zusammen und ist durch diese vielseitige Thätigkeit als „chef de cuisine" dergestalt ein Prototyp geworden, daß im journalistischen Jargon ein „Boniface" eine Person bedeutet, welche die gedachten Obllegenheiten erfüllt und die natürlich für jede Zeitung durchaus unentbehrlich ist. Herr Boniface gehört nicht zu den bevorzugten Geistern, aber er darf sicher sein, seinen Namen so der Nachwelt überliefert zu sehen. Er also unterzeichnet die fertig vorliegenden Orakel zweiten Grades, die zwar auch sehr zuverlässig, aber noch bei weitem mysteriöser gehalten sind als die Offenbarungen Limeyrac's. Sie verhalten sich zueinander etwa wie das Rauschen des heiligen Hains zu Dodona zum hysterisch abgebrochenen Schrei der delphischen Jungfrau. Seit neuerer Zeit taucht hier und da noch ein Prophet gar dritten Ranges auf, Herr C. Piel, der aber im Grunde ebenso wenig zu sagen weiß, als zu sagen hat.

Das politische Bulletin des „Constitutionnel" wird abwechselnd von den Herren Simon, Chauveau und Joncières geschrieben. Als dreimonatlicher Secretär Kaiser Maximilian's I., dem er nach Mexico gefolgt war, ist Herr Chauveau namentlich in transatlantischen Dingen zu Hause, während Herr Eduard Simon, ein geborener Berliner und ehemaliger Mitarbeiter der „Nationalzeitung", als jetzt naturalisirter Franzose namentlich die deutschen und österreichischen Angelegenheiten, letztere besonders mit großem Glück, behandelt.

Das kritische Feuilleton des besprochenen Journals schreibt der anekdotenreiche Nestor Roqueplan, ehemals Director der großen Oper, eine der bekanntesten Persönlichkeiten des leichtlebigen, journalistischen Paris. Einen besondern Glanz verschafften aber dem sonst im ganzen recht inhaltsleeren halbofficiellen Organ die „literarischen Montagsbriefe" des mit Recht gefeierten Akademikers und Senators Sainte-Beuve, der als der Großmeister der modernen französischen Kritik betrachtet werden muß. Die Schärfe seines Urtheils ist ebenso bewundernswerth als die Feinheit seiner Ausdrucksweise und die Anmuth seines Stils, die zusammen von einer maßvollen und dennoch energisch Partei ergreifenden Anschauung getragen werden.

Ueber die Gesammthaltung des Blattes läßt sich nur sagen, daß es abhängig ist und allüberall der Windrose der kaiserlichen Staatskunst folgt; nur will man in den deutschen Angelegenheiten seit längerer Zeit eine Hinneigung zu depossedirten Fürsten bemerkt haben, die nicht ganz im Einklang steht mit der officiellen Politik. . . .

Wie schon erwähnt, hat das „Pays" unter Herrn Granier de Cassagnac viel von seiner officiösen Bedeutung und noch mehr von seinen Abonnenten verloren. Während der „Constitutionnel" von seinen frühern 22000 Abnehmern doch noch an 10000 zu erhalten wußte, besitzt das „Pays", die Gratisexemplare miteingerechnet, deren kaum noch 1200. Auch Zahlen haben ihre Beredsamkeit. Herr Granier ergreift nur selten das Wort, desto vorlauter ist sein Sohn Paul de Cassagnac, der aus lauter Wonne, endlich ein Journal zu seiner Verfügung zu haben, nicht aufhört, literarische Purzelbäume zu schlagen und recht in seinem Herrn vergnügt, aber in wenig gehobelter Weise, rechts und links anzustoßen. Der junge Mann nimmt Grobheit für Kraft, Ungeberdigkeit für Würde und tolles Schreien für das Kennzeichen eines moralischen Standpunkts; kurz durch ihn wurde dem Journal der Charakter eines Skandalblattes in optima forma aufgedrückt. Seine und seines würdigen Genossen Ulysse Pic traurige Polemik gegen Belgien ist auch in Deutschland bekannt, bekannter selbst als sie es verdient. Endlich zeichnete sich auch in der Luxemburger Frage dieses Blatt durch ein Betragen,

aus, welches die französische Regierung zwang, es förmlich — zu desavouiren.

Eine der bevorzugtesten Zeitungen, das eigentliche Nachrichtenblatt ist die „Patrie", deren durchaus gouvernementale Gesinnung sich nur äußerst selten zu einem leisen Schmollen herbeiläßt, obgleich ihr Redacteur en chef in jeder Polemik es sich höflichst, aber entschieden verbittet, als „Officiöser" behandelt zu werden. Dieser Mann, Ernest Dréolle, verdankt seine Stellung der Kritik, die er als Herausgeber eines kleinen Provinzblattes in St.-Quentin über eins der chauvinistischen Spectakeldramen des verstorbenen Cabinetssecretärs des Kaisers, Mocquard, geschrieben. Auch hatte er in jener Stadt das Kaiserreich — wenigstens im Theater — schon vor dem 2. December proclamiren lassen. Dergleichen Großthaten durften nicht unbelohnt bleiben, und so kam Herr Dréolle nach Paris. Erst vor kurzer Zeit ist die „Patrie" von ihrem bisherigen Besitzer Delamarre, der sie im Jahre 1846 für 1500 Frs. erstanden, an den Crédit foncier für 1,500000 Frs. verkauft worden. So bewährte sich an Herrn Delamarre, dem Spiritisten, das nicht vorhergesehene Wort der Schrift: „Etliches trug tausendfältige Frucht."

Ich nannte die „Patrie" das Nachrichtenblatt par excellence, und in Wahrheit, sie besitzt die ausgezeichnetsten Verbindungen in den hohen und höchsten Regionen. Zunächst steht sie noch aus den Zeiten Mocquard's her in lebhaftem Zusammenhang mit dem Privatcabinet des Kaisers; sodann wird ihr Chefredacteur Herr Dréolle fast allmorgendlich vom Staatsminister Rouher, dem Großvezier Frankreichs, in besonderer Audienz empfangen und in eingehendem Gespräch über alle Fluctuationen der innern wie äußern Politik auf dem Laufenden erhalten. Ferner ist einer der Redacteure, Herr Outrebon, tagtäglich ein Gast des Auswärtigen Amts, wo er das zur Veröffentlichung bestimmte Material dieses Departements in Empfang nimmt, während der ehrwürdige Père Launoy die Ministerien des Kriegs und der Marine abgrasen und dort von den wichtigsten eingehenden Schriftstücken Copie nehmen darf. Schließlich aber läßt der Chef des Crédit foncier, Herr Fremy, in allen finanziellen Fragen seinem Blatt die nöthigen In-

formationen natürlich zuerst zugehen. Die „Patrie" vertritt mit ihren 18000 Abonnenten den Standpunkt des friedliebenden, gemäßigt chauvinistischen Bourgeois, der das Kaiserthum gern acceptirt, weil es ihm Ruhe und Ordnung gebracht hat. Das Feuilleton leitet Eduard Fournier, ein gewissenhafter Mann, der namentlich genauer Kenner der Geschichte von Paris (eines seiner Werke: „Chronique et légendes des rues de Paris" wurde öfters in diesem Buche erwähnt), übrigens auch Verfasser mehrerer von der Akademie preisgekrönter Schriften ist, die vielleicht nur darum wenig gekannt werden. Eine Specialität der „Patrie" sind die wissenschaftlichen Causerien von „Sam", die allwöchentlich in sehr geistreicher Weise Mannichfaltiges aus technischem und scientifischem Gebiet besprechen.

Diesem Regierungsorgan sehr nahe steht der jugendliche „Etendard", der, obwol zur Zeit das einzige politische Blatt, dessen Einzelnummer nur 10 Cts. kostet, dennoch danach strebt, ein gut kaiserliches „Journal des Débats" zu werden und mithin seine Leser in den höhern Schichten der Gesellschaft sucht. Des „Etendard" beste Verbindung dürfte im Ministerium des Innern zu suchen sein, von welchem das Blatt, wie behauptet wird, dieselbe Summe als Unterstützung bezieht, die vorher der „Revue Contemporaine" aus Staatsmitteln gewährt gewesen sein soll. Die journalistisch geschickte Leitung des Herrn Vitu, der sich in seinen Mußestunden, außer mit der Herausgabe eines einträglichen Finanzjournals, auch noch mit einer auf die Quellen basirten „Geschichte der französischen Heeresentwickelung" beschäftigt, hat dem „Etendard" bereits zu 6500 Abonnenten verholfen, unter denen sich, wie neulich eine pomphafte Annonce besagte, 9 Monarchen, 27 Minister und 30 Gesandte befinden, eine Ankündigung, die bei den zumeist inserirenden Apothekern und Geheimmittelfabrikanten nur eine sehr mittelmäßige Anerkennung fand.

Eine Nuance weiter nach links, das richtige Blatt der Mitte, ist das patentirte, feinbehandschuhte Hofjournal „La France", das Journal der „Impuissants", dessen Opposition — wenn sie überhaupt kundgegeben wird — nur in dem Misvergnügen wurzelt, seine Patrone nicht eben als active Theilhaber der Gewalt im Rathe des Kaisers zu sehen. Der

unsichtbare Chefredacteur des Blattes ist der Senator Laguerronnière, der durch die ihm vom Kaiser dictirte Broschüre: „Le Pape et le Congrès" (1860) zu Ruhm und Ansehen gekommen. In neuerer Zeit ist der Redaction als ständiges Mitglied der bekannte dänische Preßagent Hansen beigetreten, der bei den ausgesprochen österreichischen Tendenzen des Blattes die 8300 Abonnenten zuweilen durch eine preußisch gefärbte Nachricht nicht wenig in Erstaunen setzte. Die Theaterkritik dieses eckenlosen oder nach dem Ausdruck des Prinzen Napoleon: „enguirlandirten" Journals liefert der bekannte erste pariser Correspondent der „Indépendanc belge" und Schwager Victor Hugo's, Paul Foucher, ein Mann, der keiner Fliege etwas zu Leide thun, aber der für eine „gute Nachricht" seinen eigenen Bruder verkaufen würde. Die „France" stellt sich gern als das Lieblingsorgan der Kaiserin und der ihr anhängenden Kreise hin, und es ist nicht zu leugnen, daß dies Blatt in jenen Regionen eines Ansehens genießt, das nicht selten auch sehr vortheilhaft auf die ihm zugehenden Informationen zurückwirkt.

Einer ganz anderen Gattung der Journalistik gehört das in literarischer Beziehung am höchsten stehende politische Blatt Frankreichs, das „Journal des Débats" an. Man könnte sagen, es sei das akademischste Journal Frankreichs. Obwol sein Chefredacteur Bertin, der Enkel des Gründers, es selbst ein „Journal des principes" getauft, obgleich es seiner Ansicht nach nur für 500 Personen in Europa geschrieben wird, so hat doch dies frühere Hauptorgan des Orleanismus sich äußerlich wenigstens zum Kaiserthum bekannt und sich auf einer Abonnentenhöhe von etwa 8000 zu erhalten gewußt. Seine Redacteure, durchgängig Zöglinge der Ecole normale und mit wenigen Ausnahmen Professoren der Universität, sind meist individuell ausgeprägte Charaktere und daher schwer unter Einen Hut zu bringen. Man darf deshalb hier nicht jene Einheit des redactionellen Gedankens suchen, die für andere Zeitungen Lebensbedingung zu sein pflegt. So kann man mit Leichtigkeit unter den ständigen Mitarbeitern des Blattes vier verschiedene politische Gruppen unterscheiden. Zunächst sind da die Imperialisten, mit liberal-parlamentarischem Anstrich; zu ihnen gehören die Herren Bertin, Sylvestre de Sacy, jetzt

formationen natürlich zuerst zugehen. Die „Patrie" vertritt mit ihren 18000 Abonnenten den Standpunkt des friedliebenden, gemäßigt chauvinistischen Bourgeois, der das Kaiserthum gern acceptirt, weil es ihm Ruhe und Ordnung gebracht hat. Das Feuilleton leitet Eduard Fournier, ein gewissenhafter Mann, der namentlich genauer Kenner der Geschichte von Paris (eines seiner Werke: „Chronique et légendes des rues de Paris" wurde öfters in diesem Buche erwähnt), übrigens auch Verfasser mehrerer von der Akademie preisgekrönter Schriften ist, die vielleicht nur darum wenig gekannt werden. Eine Specialität der „Patrie" sind die wissenschaftlichen Causerien von „Sam", die allwöchentlich in sehr geistreicher Weise Mannichfaltiges aus technischem und scientifischem Gebiet besprechen.

Diesem Regierungsorgan sehr nahe steht der jugendliche „Etendard", der, obwol zur Zeit das einzige politische Blatt, dessen Einzelnummer nur 10 Cts. kostet, dennoch danach strebt, ein gut kaiserliches „Journal des Débats" zu werden und mithin seine Leser in den höhern Schichten der Gesellschaft sucht. Des „Etendard" beste Verbindung dürfte im Ministerium des Innern zu suchen sein, von welchem das Blatt, wie behauptet wird, dieselbe Summe als Unterstützung bezieht, die vorher der „Revue Contemporaine" aus Staatsmitteln gewährt gewesen sein soll. Die journalistisch geschickte Leitung des Herrn Vitu, der sich in seinen Mußestunden, außer mit der Herausgabe eines einträglichen Finanzjournals, auch noch mit einer auf die Quellen basirten „Geschichte der französischen Heeresentwickelung" beschäftigt, hat dem „Etendard" bereits zu 6500 Abonnenten verholfen, unter denen sich, wie neulich eine pomphafte Annonce besagte, 9 Monarchen, 27 Minister und 30 Gesandte befinden, eine Ankündigung, die bei den zumeist inserirenden Apothekern und Geheimmittelfabrikanten nur eine sehr mittelmäßige Anerkennung fand.

Eine Nuance weiter nach links, das richtige Blatt der Mitte, ist das patentirte, feinbehandschuhte Hofjournal „La France", das Journal der „Impuissants", dessen Opposition — wenn sie überhaupt kundgegeben wird — nur in dem Misvergnügen wurzelt, seine Patrone nicht eben als active Theilhaber der Gewalt im Rathe des Kaisers zu sehen. Der

unsichtbare Chefredacteur des Blattes ist der Senator Laguerronnière, der durch die ihm vom Kaiser dictirte Broschüre: „Le Pape et le Congrès" (1860) zu Ruhm und Ansehen gekommen. In neuerer Zeit ist der Redaction als ständiges Mitglied der bekannte dänische Preßagent Hansen beigetreten, der bei den ausgesprochen österreichischen Tendenzen des Blattes die 8300 Abonnenten zuweilen durch eine preußisch gefärbte Nachricht nicht wenig in Erstaunen setzte. Die Theaterkritik dieses eckenlosen oder nach dem Ausdruck des Prinzen Napoleon: „enguirlandirten" Journals liefert der bekannte erste pariser Correspondent der „Indépendanc belge" und Schwager Victor Hugo's, Paul Foucher, ein Mann, der keiner Fliege etwas zu Leide thun, aber der für eine „gute Nachricht" seinen eigenen Bruder verkaufen würde. Die „France" stellt sich gern als das Lieblingsorgan der Kaiserin und der ihr anhängenden Kreise hin, und es ist nicht zu leugnen, daß dies Blatt in jenen Regionen eines Ansehens genießt, das nicht selten auch sehr vortheilhaft auf die ihm zugehenden Informationen zurückwirkt.

Einer ganz anderen Gattung der Journalistik gehört das in literarischer Beziehung am höchsten stehende politische Blatt Frankreichs, das „Journal des Débats" an. Man könnte sagen, es sei das akademischste Journal Frankreichs. Obwol sein Chefredacteur Bertin, der Enkel des Gründers, es selbst ein „Journal des principes" getauft, obgleich es seiner Ansicht nach nur für 500 Personen in Europa geschrieben wird, so hat doch dies frühere Hauptorgan des Orleanismus sich äußerlich wenigstens zum Kaiserthum bekannt und sich auf einer Abonnentenhöhe von etwa 8000 zu erhalten gewußt. Seine Redacteure, durchgängig Zöglinge der Ecole normale und mit wenigen Ausnahmen Professoren der Universität, sind meist individuell ausgeprägte Charaktere und daher schwer unter Einen Hut zu bringen. Man darf deshalb hier nicht jene Einheit des redactionellen Gedankens suchen, die für andere Zeitungen Lebensbedingung zu sein pflegt. So kann man mit Leichtigkeit unter den ständigen Mitarbeitern des Blattes vier verschiedene politische Gruppen unterscheiden. Zunächst sind da die Imperialisten, mit liberal-parlamentarischem Anstrich; zu ihnen gehören die Herren Bertin, Sylvestre de Sacy, jetzt

kaiserlicher Senator, Baudrillart, Dottain und Albert Petit. Ihnen folgen die Orleanisten, als: St.-Marc Girardin, nebenbei begeisterter Philhellene, Eugène Yung, und Prevost Paradol, die gefürchtetste Feder der Julidynastie, dessen parlamentarische Ansichten nach englischem Muster dem Kaiserthum so gefährlich erscheinen, daß es ihm das Wort abschneidet, wo es kann; wurde doch seinetwegen der „Courier du Dimanche" unterdrückt. Prevost Paradol, der jugendliche Akademiker, ist eine der elegantesten Federn des jetzigen Frankreich; er hört sich gern den modernen Juvenal nennen und hat allerdings bei scheinbarer Mäßigung dem herrschenden Régime weit tödlichere Wunden beizubringen gewußt, als die turbulentesten und rothesten Schreier. Als Quasi-Demokraten der alten Schule gelten der aus dem „Charivari" übergetretene Caraguel, der gewöhnlich das Bulletin schreibt, welches gerade bei den „Débats" am meisten individuelle Färbung zeigt, und Edouard Laboulaye, der auch in Deutschland berühmte Verfasser von „Paris en Amérique", einer vernichtenden Darstellung der heutigen Zustände der Capitale von Frankreich. Eine vierte Gruppe endlich bilden die Nationalökonomen, die sich entweder wie John Lemoinne mit vielem Geist in politischen Sachen stets auf den Nützlichkeitsstandpunkt stellen, einen Horizont, den sich auch Xavier Raymond zu eigen gemacht, oder die, wie der Senator Michel Chevalier, die großen volkswirthschaftlichen Fragen behandelnd, vor allem das in Frankreich noch viel angefochtene Banner des Freihandels hochhalten und in dieser Beziehung wiederum mit dem Kaiser selbst und mit Rouher an einem Strange ziehen. Von Zeit zu Zeit finden auch diplomatische Briefe über auswärtige Angelegenheiten durch die „Débats" Veröffentlichung, die dann meist auf Grund inedirter Actenstücke verfaßt wurden. Ihre gewöhnlichen Autoren sind Herr Génie, ein ehemaliger Secretär Guizot's und der preußische Consul Dr. Bamberg, welch letzterer namentlich seit Jahren auf diese Weise nicht wenig zur rechten Würdigung deutscher Angelegenheiten beigetragen hat. Außerdem bringt diese Zeitung fast täglich literarisch-kritische Aufsätze von bleibendem Werth, während der alte König des Feuilletons, Jules Janin, die dramatische Kritik in einer Weise handhabt, die, seit ihn die Lust angewan-

delt, Akademiker zu werden, in sehr augenscheinlicher Form mit einem aufdringlichem Classicismus kokettirt, welcher dem einst so leichtfüßigen und geistsprühenden Feuilletonisten ziemlich schlecht zu Gesicht steht.

Bei weitem dynastischer, aber mit kohlschwarz ultramontaner Farbe ist die jetzt dem viel verleumdeten Speculanten Mirès gehörige „Presse", deren Chefredacteur Herr Cucheval-Clarigny es verstanden, sie von 22000 auf wenig über 9000 Abnehmer herunterzuredigiren. In der That ist die „Presse" mit ihren Redacteuren de la Ponterie und Baragnon zur Zeit eins der langweiligsten Journale von Paris. Die finanziellen Renseignements der „Presse" sind stets nur mit höchster Vorsicht aufzunehmen. Den Glanzpunkt bilden dagegen die theatralischen Kritiken Paul de Saint-Victor's, der noch aus der frühern Girardin'schen Periode des Blattes demselben treu geblieben ist.

In demselben Hause mit der „Presse" hat ihr früherer Eigenthümer Emile de Girardin, jetzt Herausgeber der „Liberté", sein Quartier aufgeschlagen. Wie Girardin einer der eigenthümlichsten Charaktere unserer Zeit, so ist auch die „Liberté" eines der seltsamsten journalistischen Erzeugnisse der Gegenwart. Der Glückliche, der eine Zeit lang seine Leser täglich mit einer „Idee" zu überraschen vermochte, die gewöhnlich durch eine zu weit getriebene Consequenz paradox und somit unpraktisch wurde, wollte in der „Liberté" sein Ideal eines modernen Journals verwirklichen und suchte dasselbe in einer Verschmelzung des sogenannten „kleinen, literarischen, oder unpolitischen" Journals mit einer politischen Zeitung zu erreichen. Mit jener rastlosen Energie, die Girardin kennzeichnet und die, wie die Kraft seiner Initiative, von seinen Landsleuten, denen er nicht in die Chablone paßt, fast niemals entsprechend gewürdigt worden, ging er ans Werk. So theilte er sein Blatt in unzählige Unterabtheilungen, die, mit möglichst pikanten Ueberschriften versehen — wobei etwas Bänkelsängerton gern mitunterlief —, die Leser orientiren und ihre Aufmerksamkeit fesseln sollten. So besteht denn sein Blatt aus den „Questions du jour" und einer Anzahl von „Mondes", die von der Monde politique, commercial, financier, religieux, scolaire, théâtral, scientifique u. s. w. bis zur Monde gastronomique reichen,

in welcher der famose Baron de Brisse tagtäglich einen Küchenzettel servirt, der den Appetit reizt, wie Caviar. Heute energischer Freund des Friedens à la Elihu Burrit, ist Emile de Girardin morgen mit gleichem Aplomb der Verfechter des Kriegs, natürlich nur um dem Kriege den Krieg zu erklären, „la guerre à la guerre", und so das Princip durch dessen Verleugnung zu retten. Die „Liberté", welche, solange sie zu 10 Cts. pro Nummer verkauft wurde, einen Leserkreis von fast 40000 besaß, ist jetzt bei dem Preise von 3 Sous (15 Cts.) auf den Stand von 13500 Exemplaren herabgesunken. Girardin, der „der Actualitiät" wegen die Montagskritiken unterdrückt hat, läßt jetzt Theater- und Musikberichte gleich am Tage nach den betreffenden Aufführungen veröffentlichen. Sein dramatischer Referent, Castagnany, ist ein etwas stelzbeiniger Gesell, und sein Musikkritiker, der feurige Gasperini, einer der wenigen pariser Wagnerianer „aus Ueberzeugung".

Der unabhängig-liberalen Färbung der „Liberté" am nächsten steht der „Temps", ein wirklich freisinniges Blatt, für welches das Bankhaus Erlanger gemeinsam mit den mühlhauser Industriellen Dollfuß und Koechlin das Grundkapital hergegeben, dem aber später, wie man sagt, auch durch orleanistisches Geld unter die Arme gegriffen worden ist. Festgestellt scheint es, daß der „Temps" bisjetzt schon ein Kapital von 900000 Frs. verschlungen und noch heute trotz seiner 7800 Abonnenten und der bekannten Inseratenerträge kaum die Kosten deckt. Dies Journal muß seiner unbestrittenen politischen Ehrenhaftigkeit und Ueberzeugungstreue wegen an die Spitze der pariser Presse gestellt werden, wiewol es jetzt in deutschen Angelegenheiten kaum für zurechnungsfähig gelten darf. Der Chefredacteur Nefftzer, ein Elsasser, hat dem Blatt jene eigentlich deutsche Gediegenheit zu verleihen gewußt, die freilich oft gegenüber französischer Elasticität sich wie doctrinäre Schwerfälligkeit ausnimmt. Die religiösen und literarischen Fragen in diesem Blatt behandelt mit Würde und selbst einem fast hofräthlichen Tone, doch stets mit Talent und Sachkenntniß, Herr Scherer, ehemals Professor an der protestantischen Facultät in Genf. Louis Ulbach, der sogenannten Victor Hugo'schen Coterie angehörend, behandelt nach dem Losungs-

wort dieser literarischen Gruppe die neuere dramatische Literatur in einem etwas sehr behäbigen Tone, dem sein musikalischer College, Weber, noch ein mürrisches Ingrediens hinzufügt, das seine Referate wenig genießbar und wenig beliebt macht. Allsonnabendlich dagegen taucht im Erdgeschoß des „Temps" ein lebhafteres Element auf, wenn August Villemot unter dem Titel „La Comédie contemporaine" die Ereignisse der Woche im Geiste eines voltairianischen Bourgeois bespricht, während die geistvollen, wenn auch etwas einseitigen Briefe Louis Blanc's über englische Verhältnisse dieselben zuerst in Frankreich ziemlich vorurtheilsfrei beurtheilen gelehrt haben.

Das eigentliche und vielgelesenste Volksblatt Frankreichs ist der imperial-demokratische „Siècle" des Herrn Havin, der es für seine 42000 Leser nie vergißt, daß die starken Farben der trägen Phantasie des Volks von nöthen sind. Das imperialistische Element herrscht innerhalb der demokratischen Neigungen dieses Journals dergestalt vor, daß es sich wohl hütet, in wichtigen Fragen dem Kaiserthum irgendeine unbequeme Opposition zu machen. Dies zeigte sich ebenso wie bei den Abstimmungen des Herrn Havin als Deputirter in der Kammer, der sich dort nie scheut, bei solchen Angelegenheiten die Reihen seiner Freunde von der wirklichen Opposition zu verlassen und mit der Regierungsmajorität zu stimmen; dies zeigte sich namentlich, als durch die Coalition von Nancy im Jahre 1865 sich Orleanisten, Legitimisten, Ultramontane, Republikaner und Demokraten von reinstem Wasser über ein Programm der Decentralisation einigten, das der Regierung die größten Verlegenheiten bereitete. Der „Siècle", leise unterstützt von der „Opinion nationale", war damals das einzige der sogenannten unabhängigen Organe, welches energisch gegen diese gefährliche Verbrüderung Front machte und das noch heute in allen ähnlichen Fällen die gleiche Richtung verfolgt. Dies zeigte sich ebenso noch im vergangenen Sommer, als das Blatt seine bisherige chauvinistische, Rheinufer-lüsterne Haltung sogar aufgab, um gegenüber dem Kriegsgeschrei der orleanistischen Journale die Regierung in ihrer dem Werk deutscher Einigung nicht feindlichen und jedenfalls ausgesprochen friedlichen Politik nach Kräften zu unterstützen. Herr Havin, der behäbige Volks-

mann, pflegt in den Bureaux seines Journals als unumschränkter Autokrat zu herrschen. Nur selten ergreift er die Feder, um mit gewichtiger Miene feierliche Trivialitäten der ringsaufhorchenden Abonnentenschar zu verkünden; so erst neuerdings, als er für die Errichtung eines Nationaldenkmals für Voltaire das Wort nahm und zu diesem Zweck den Philosophen von Ferney zu einem „Mann des Volks" machte! In politischer Beziehung streng imperialistisch, gehört dieses populärste Organ der französischen Journalistik in kirchlicher zu der „alleräußersten Fortschrittspartei"; es besitzt in der Person des Herrn Louis Jourdan, der ein sonst ehrenwerther, aber im Punkte des literarischen Eigenthums nicht gerade zu scrupulöser Mann ist, einen Redacteur, dessen einziges Geschäft es ist, früh, mittags und abends einen Jesuiten, Priester oder sonst mit Rom in Verbindung Stehenden, roh oder am Spieß gebraten, zu verzehren.

Die elegantere Ausgabe des „Siècle", auf Velinpapier gleichsam, findet sich in der „Opinion nationale" verkörpert, deren talentvoller Haupttredacteur, Adolphe Guéroult, ein ehemaliger St.-Simonist, die große Trommel zu rühren versteht, wie kaum sonst einer. Dies Journal, anfänglich vom Bankhause Audiffret zur Bekämpfung des Crédit mobilier ins Leben gerufen, wußte sich später der Unterstützung des Prinzen Jerôme zu erfreuen, eine Erbschaft, die der gegenwärtige Prinz Napoleon getrosten Muthes angetreten. Die „Opinion nationale" folgt in großen Zügen derselben Richtung wie der „Siècle", enthusiasmirt sich leicht für „unterdrückte Völkerschaften", speit Feuer und Flamme gegen jegliche Priesterwirthschaft, eine Specialität, die hier Herrn Sauvestre, einem frühern Schullehrer, zugefallen, beschäftigt sich durch Herrn Labbé mit der Arbeiterfrage, aber vorsichtig und mehr phrasenreich als wirklich eingehend, und ist endlich Freund des Fortschritts in jeglicher Gestalt, weshalb sie Herrn Alexander Bonneau, den Entdecker der von den Franzosen gewonnenen Schlacht bei Leipzig, namentlich für die indische Leichenverbrennung energisch Propaganda machen läßt. Der Meister selbst, Herr Guéroult, intimer Freund des Prinzen Napoleon, weiß vorzüglich Sensationsartikel im Sinne der Hofdemagogie des Palais-Royal zu schreiben, die durch inneres

Feuer kräftig zu packen verstehen, sich aber nie über die Doctrinen jenes seichten Demokratismus hinauswagen, wie er seit 1789 patentirtes Eigenthum des revolutionsbegnadigten, freidenkerischen französischen Bürgers geworden. Ernste volkswirthschaftliche Artikel von Werth schreibt der „Opinion nationale" sehr häufig der Nationalökonom Ducoing; das Feuilleton über das Theater liefert Sarcey, oft scherzhaft „la bordure d'About" genannt, ein heller Kopf und scharfer Beurtheiler, auch als „Conférencier" des „Athenée" ausgezeichnet, während der schwarzgallichte Azevedo zur Verzweiflung strebsamer Musiker mit unerbittlicher Launenhaftigkeit und großem Geschick, wenn auch ohne tiefere musikalische Bildung, alldienstäglich darin die Opern- und Concertreferate publicirt. Die „Opinione nationale" hat jetzt 14000 Abonnenten.

Den Standpunkt endlich der reinen, fleckenlosen, unduldsamen Demokratie, des modernen Jakobinismus, vertritt das Organ des Comptoir d'Escompte, das „Avenir national", dessen Chefredacteur Peyrat, wie Robespierre, aus einem Priesterseminar hervorgegangen ist, während ein anderer seiner Redacteure, Gaïffe, sich aus einem Mitglied der „Gesellschaft des 10. December", die bekanntlich kaiserlicher war als das Kaiserthum, zu einem ganz angemessenen Aspiranten eines künftigen Clubs der Cordeliers umgewandelt hat. Der ehemalige Postdirector der Republik, Etienne Arago, handhabt die Theaterkritik in einem zuweilen etwas weinerlichen Tone, der ihn nicht verhindert neben Ulbach als eins der tönendsten Mundstücke der Victor Hugo'schen Literatur-Clique zu glänzen. Dem „Avenir national" verleihen seine spanischen, mexicanischen und holländischen Correspondenzen, die meistens den tendenziös gefärbten Mittheilungen des Comptoir d'Escompte entnommen sind, einen gewissen Werth; auch sind die Tageschroniken von Jules Claretie mit feinem Humor und nur selten allzu überströmender Sentimentalität geschrieben. Die im „Avenir national" erscheinenden volkswirthschaftlichen Artikel des Deutsch-Ungarn J. E. Horn erfreuen sich mit gutem Grund der anerkennendsten Beachtung der Fachkreise, wenn sie auch nicht von allen den 7500 Lesern des Blattes nach Verdienst gewürdigt werden.

Einen vielleicht noch unversöhnlichern Gegner als das Blatt

der revolutionären Demokratie besitzt die kaiserliche Regierung in dem ältesten Journal von Paris, der „Gazette de France", deren mit liberalen Spitzen verbrämte legitimistische Principien das an der Spitze des Blattes stehende Motto: „Tout pour le peuple et par le peuple" nur als eine grobe Ironie erscheinen lassen. Ihre Anstrengungen für den Enkel Karl's X. werden vielleicht auch schon von den Redacteuren in ihrer Fruchtlosigkeit erkannt, aber sie halten es trotz alledem und alledem für Ehrenpflicht, dem Sohne des heiligen Ludwig wenigstens im Journalismus bis an sein Lebensende ein Plätzchen offen zu halten. Die „Gazette" zählt, namentlich im Faubourg St.-Germain, noch viele hoffnungsselige, der Heimkehr des Legitimen harrende Leser, etwa 5000 an der Zahl. Sie ist mit viel publicistischer Gewandtheit redigirt, und die literarischen Kritiken, welche Herr de Pontmartin in der „Gazette" veröffentlicht, finden trotz ihrer oft beißenden Schärfe und trotz der Fülle aristokratischer Vorurtheile, die ihnen anhaften, in allen Lagern, namentlich ihres feinen Taktes und ihrer anmuthreichen Form wegen, die lebhafteste Anerkennung.

Dieses ein wenig liberalisirende legitimistische Blatt, dem natürlich auch die ultramontane Sache warm am Herzen liegt, wird in dieser Beziehung erst recht ergänzt durch den offen-reactionär-klerikalen „Monde", der aus dem vom Gouvernement unterdrückten „Univers" hervorgegangen. Durch diese Maßregel wurde die ultraklerikale Partei Frankreichs einer ihrer tapfersten Federn beraubt, da es dem Chefredacteur, dem ebenso geist- und kenntnißreichen als cynischen Louis Veuillot, von da an unmöglich gemacht war, seine modernen Kreuzzüge im Kapuzinerton gegen die civilisatorischen Errungenschaften der Gegenwart noch fernerhin fortzusetzen. Er wird es aber, unter dem Schutze des neuen Preßgesetzes, zur Erbauung aller Gläubigen und zum Amusement aller Ungläubigen wol bald wieder aufs neue beginnen. Der „Monde", ein von fast sämmtlichen Pfarrern Frankreichs gelesenes Blatt, erscheint in zwei Ausgaben, von denen die eine täglich, die andere nur dreimal wöchentlich den etwa 10000 Lesern der Zeitung zugesandt wird, um sie mit den Weltereignissen, soweit sie sich auf Rom und den Klerus beziehen lassen, vertraut zu halten. Dies Blatt besaß außer

seinen gutunterrichteten römischen und syrischen Correspondenzen, für welche nicht selten auch die päpstliche Nuntiatur in Paris den Stoff liefert, auch noch in Berlin einen Berichterstatter in der Person eines Herrn Hermann Kuhn, der die staatlichen, moralischen und kirchlichen Zustände Norddeutschlands in so geschickter Verzerrung darzustellen verstand, daß man ihn in gerechter Anerkennung seiner Verdienste vor kurzem — seine Pässe gegeben hat. Er lebt jetzt in Paris.

Zwischen dem „Monde" endlich und der „Gazette de France" steht noch die „Union", welche das ultramontane Programm der erstern Zeitung und die reactionären Grundsätze der letztern mit einem noch viel strengern Legitimismus versetzt hat und sich dabei aber doch etwas weltlicher gibt, als der ausschließlich-kirchliche „Monde". Diese drei Journale bilden mit dem „Avenir national" den Hauptherd der antidynastischen Opposition, soweit eine solche sich unter dem gegenwärtigen Preßrégime überhaupt an das Tageslicht wagen mag. Die 7500 Abonnenten der „Union" sind ausschließlich in klerikalen und aristokratischen Kreisen zu suchen; einer ihrer Hauptcorrespondenten lebt in — Graz. Der Chefredacteur der „Union" Herr de Riancey, ist ein besonders in der Führung einschneidender Polemik sehr gewandter Publicist, der den Priesterfressern vom „Siècle" und der „Opinion nationale", die seiner feinen Dialektik bei weitem nicht gewachsen sind, das Leben sauer genug macht.

Wir haben von dem Baron Brisse gesprochen, dem genialen Erfinder der „Speisezettel". Da die Presse von Paris einen solchen Kenner zu ihren Mitgliedern zählt, so würde es gegen den Geist derselben verstoßen, wollten wir mit einem so schwer verdaulichen Gericht schließen, als wir zuletzt genannt haben.

Hier unser Dessert.

Als vor etwa fünf Jahren, bald nach den ersten Erfolgen der berühmten Novemberdecrete, ein frischer geistiger Zugwind die erschlafften Geistesfacultäten der französischen Gesellschaft etwas aufzurütteln begann, traf sich's zufällig, daß ein Kind

des Glücks, ein Heros der Börse und ein Mann ingeniöser Einfälle zum dritten mal aus einem Krösus ein Bettler geworden war. Der bankrotte Börsenfürst Millaud, „Polydore" Millaud, ein Sohn des Volks, sah sich kaum wieder am Bettelstabe, als er aus dessen Berührung, wie der Riese in der Fabel, wenn er im Kampfe mit höhern Gewalten die Erde, seine Heimat, wiederberührte, neue Kraft, neue Ideen schöpfte. Herr Millaud war, ehe er Bankier und Speculant geworden, unter anderm auch einmal — ich glaube in Bordeaux — Journalist gewesen. Es ist indeß möglich, daß ich mich hierbei eines vielleicht zu euphemistischen Ausdrucks bediene, da ich eigentlich nur behaupten kann, daß er sich durch die Feder seinen Lebensunterhalt verdiente.

Damals gründete er ein kleines Journal, in welchem er mit einer, wie sich erwies, sehr glücklichen Idee debutirte. Er veröffentlichte nämlich darin regelmäßig nach Art der kleinen deutschen Wochen- und Kreisblätter eine wöchentliche Liste der Gestorbenen der Stadt und verfehlte nie, gewissenhaft den Namen des Arztes hinzuzusetzen, welcher dem verschiedenen Erdenbürger zur Reise ins bessere Jenseits verholfen. Es war natürlich, daß bald jeder der prakticirenden Jünger Aesculap's von dieser Liste gestrichen werden wollte, eine Begünstigung, die der speculative Publicist sich ebenso natürlich theuer bezahlen ließ.

Als er sich daher von der treulosen Göttin des Börsenspiels zum andern mal verlassen sah, erinnerte er sich seiner journalistischen Jugend, und beschloß abermals ein publicistisches Unternehmen. Mit dem sichern Blick, der ihm in solchen Dingen eigen, hatte er bald erkannt, daß die durch Stempel und Cautionen arg belastete politische Presse dem immer mehr zu Tage tretenden Lesebedürfnisse des Volks, eben des hohen Preises wegen, der sie unzugänglich machte, nicht zu genügen vermöge. Gleichzeitig aber sah er ein, daß ein billiges unpolitisches Blatt, sobald es einen großen Leserkreis sich errungen, in den Augen der Regierung sehr wohlgefällig erscheinen müßte. Millaud also machte eine Entdeckung à deux mains. Den Volksmännern durfte er sagen: Unterstützt mich, denn ich wirke mit der billigen Lektüre civilisatorisch für die Veredlung der Massen! Der Regierung aber flüsterte er zu:

Unterstütze mich, denn ich halte Tausende und Abertausende ab, politische Blätter zu lesen!

Und so geschah es. Millaud fand in beiden Lagern bereitwilligstes Entgegenkommen, als er am 1. Febr. 1862 mit der ersten Nummer seines „Petit-Journal" vor die Oeffentlichkeit trat.

Nicht als ob nicht auch schon vorher unpolitische oder, wie die Franzosen uneigentlich sagen, „literarische" Journale bestanden hätten; aber diese Blätter, wie der damalige „Figaro", der „Nain jaune" u. s. w. waren vermöge ihres Preises auch mehr für die begüterten Klassen der Gesellschaft berechnet. Sie lieferten Marzipan und literarisches Zuckerwerk — Millaud's „Petit-Journal" à 5 Cts. oder 1 Sou sollte dafür Kleienbrot darbieten.

Das war der Unterschied; aber es war ein großer. Das „Petit-Journal" war auch bald nicht nur von der Regierung (in Bezug auf den Postversandt), sondern auch vom Glück so sehr begünstigt, daß sein Unternehmer zunächst einen Palast, Place St.-George, beziehen konnte, mit vergoldeten Gittern und vergoldetem Dach, in welchen „Polydore" Millaud gegenwärtig von Gold ißt, aus Gold trinkt und — in Gold schläft.

Aber trotz Glück und Regierung war und blieb die Hauptursache des Erfolgs doch außer der zeitgemäßen Idee des Eigenthümers, die für den Leserkreis des Blattes, der bald auf 60000, auf 100000, auf 200000, ja zuletzt auf 300000 Abnehmer anwuchs, geschickt zugestutzte Redaction. Freilich sollte man Herrn Millaud glauben, wenn er, mit vier bis fünf goldenen Uhrketten geschmückt, seinem Redactionspersonal lehrreiche Vorträge hält über die Kunst zu reussiren, so wäre der Erfolg einzig und allein den genialen Annoncen und Placaten zuzuschreiben, deren unbestritten alleiniger Autor der ci-devant Publicist von Bordeaux selbst ist. In der That, diese Inserate und Affichen leisten das Unglaubliche im grobkörnigen Humbug; aber ihr Verfasser ist so verwachsen mit seinem „eigensten Werke", daß er selbst alles glaubt, was er verspricht — und das ist wahrhaftig nicht wenig.

Der Kaiser und König für die gegenwärtig (Februar 1867)

etwa 260000 Abonnenten des „Petit-Journal", der Plauderer und „Chroniqueur", wie der Kunstausdruck lautet, par excellence ist Thimothée Trimm, der berühmte, der unter diesem populären Pseudonym seinen wahren Namen Leo Lespès verbirgt. Ihm gehört die erste Seite dieses Volksblattes im weitesten Sinne des Wortes, die er Tag für Tag mit Hülfe eines guten Conversations-Lexikons, gegen ein Honorar von jährlich 36000 Frs., sehr geschickt zu füllen versteht. Herr Thimothée, der früher als Leo Lespès einer der tüchtigsten Mitarbeiter des „Figaro" war, besitzt die Kunst, nach dem Herzen des niedern französischen Volks klar und verständlich zu schreiben, und wird darin von keinem seiner Collegen erreicht. Was ihm dabei an absolutem Unsinn, an Gemeinplätzen, Plagiaten u. s. w. durch die Feder läuft, ist nicht auf Dächern zu beschreiben; zu welch niedriger Schmeichelei er den Lesern gegenüber nur zu oft seine Zuflucht nimmt, übersteigt alles Dagewesene, und trotz alledem und alledem ist ihm eine geistige Beweglichkeit, eine sich selten verleugnende spirituelle Eleganz und selbst Anmuth derart eigen, daß einzelne seiner von heute auf morgen geschriebenen Plaudereien wahre Kleinode in ihrer Gattung sind. Ein anderer hätte sich bei diesem Metier schon längst aus- und abgeschrieben — Thimothée ist heute noch derselbe, der er vor fünf Jahren gewesen. Und wie er im Leben noch immer, wie einst als Zuave, die grellen und brennenden Farben liebt, wie er sich von Anfang an bis auf den heutigen Tag durch seine Vorliebe für großcarrirte Westen und kolossale Busennadeln ausgezeichnet, so ist er auch auf seiner literarischen Domäne ganz der alte, gesundheitstrotzende, rothbäckige und doch sentimental-sammtpfotige Publicist geblieben, der es allmonatlich seinen Lesern ins Gedächtniß zurückruft, daß er nie im „Petit-Journal" jemand wissentlich zu nahe getreten. Sein Programm handelt natürlich de omnibus rebus et quibusdam aliis, und mit demselben heitern Ernst, mit dem er gestern die Bereitung der Limburgerkäse dem Verständniß seiner Bewunderer nahe geführt, mit derselben hüpfenden Feierlichkeit weiht er heute sie ein in die Geheimnisse der preußischen Heeresorganisation, fordert er sie morgen auf, sich bei der Subscription auf das Voltaire-Denkmal, Kopf für

Kopf 50 Cts., zu betheiligen, wobei er es nie unterläßt, ihnen die Worte: Civilisation, Gleichheit, Brüderlichkeit und dergleichen mehr, wohlemballirt an den Kopf zu werfen — kurz, er ist „le grand propagateur des lumières", wie ihn Sarcey jüngst in einer seiner „Conférences" spöttisch, aber richtig bezeichnet hat. Im übrigen ist das Blatt, das auf der vierten Seite eine Börsenübersicht gibt, nur noch mit „Faits divers", jenem „Mannichfaltigen" angefüllt, das die innere Geschichte der Weltstadt, nach der Seite der Theater- und Ehestandale, Mordthaten, Unglücksfälle u. s. w. hin zur Darstellung bringt, wobei schließlich noch den Gerichtsverhandlungen, die meist recht pikant vorgeführt werden, ein bedeutender Raum zur Verfügung gelassen wird.

Ein anderer und vielleicht nebst Thimothée Trimm der Hauptfactor für das rasche Emporblühen des „Petit-Journal" war der Feuilletonroman, welcher hier in den Erzeugnissen des Vicomte Ponson du Terrail verkörpert erschien.

Der Roman, wie er namentlich sich in dem nie endenden Lebensgange des berüchtigten Roccambole darstellt, war eine Aneinanderreihung des Undenkbarsten, was je das fiebernde Gehirn eines phantastischen Romantikers ausgeheckt. Der Vicomte, der seine Leser zu packen und zu fesseln versteht wie keiner seiner Mitstrebenden, weiß genau, was er dem Straußenmagen derselben bieten muß, um ihn in angenehme Erregung zu versetzen, und so macht er denn, gleichzeitig mit beiden Händen schreibend, in allen möglichen und unmöglichen romantischen Verschlingungen, in nie dagewesenen Todesarten und Wiederbelebungsversuchen mit einer glücklichen Seelenruhe, die alltäglich gerade da abzubrechen versteht, wo „es" eben erst recht interessant zu werden anfängt.

Zuerst „zog" der „Roccambole" nicht recht, und Monsieur Millaud — wir haben diese Nachricht aus erster Hand — schickte einen Abgesandten an den Vicomte mit dem Auftrag, er möge sich beeilen, seinen „Roccambole" abzuthun, das Publikum sei desselben müde. Gesagt, gethan: „Roccambole" war todt. Aber die Art, wie er starb, machte solch kolossale Sensation, daß die Haufen, die sich allabendlich um die Zeitungsstunde um das Verkaufsfenster des „Petit-Journal" auf dem Boulevard

Montmartre (neben dem Aquarium des Bouillon-Duval) sammelten, mit gewaltiger Stimme schrien: „Roccambole! Roccambole!" Monsieur Millaud war in Verzweiflung; wieder ging ein Abgesandter an den Vicomte mit dem Auftrag: der Roman müsse fortgesetzt werden.

„Aber wie? Der Held ist todt!"

„So lassen Sie ihn wieder aufleben!"

Gesagt gethan: der Held lebte wieder auf, am dritten Morgen erschien im „Petit-Journal": „die Wiederauferstehung Roccambole's" (La résurrection du Roccambole).

Das war die Zeit der höchsten Vogue für das „kleine Journal". Aber ein harter Schlag war es für Herrn Millaud, als Roccambole ihm eines Tags doch untreu wurde! Roccambole war todt gemacht, Roccambole war wieder auferstanden im „Petit-Journal"; aber Roccambole hatte noch ein letztes Wort zu sagen: „Le dernier mot de Roccambole", und dieses Wort sagte er in einem Concurrenzblatt: der „Petite Presse". An jenem Unglückstage hatte der Verkauf des „Petit-Journal" um wenigstens 80000 Exemplare abgenommen; ja die „Petite Presse", die bis dahin als „Presse illustrée" ein klägliches Dasein gefristet und vermöge ihrer Illustrirung à 1 Sou die Nummer, binnen vier Monaten ein Kapital von 450000 Frs. verschlungen hatte, brachte es nun bald auf 120000 Abnehmer!

Aber auch hinter mir sehe ich — nicht Herrn Millaud, sondern den Herausgeber dieses Buchs stehen und mich um mein letztes Wort bitten!

Und wie viel hätte ich noch zu sagen; denn die „Journale von Paris" — gibt es ein unerschöpflicheres Thema? Greifen wir zum Schluß noch dasjenige Blatt heraus, welches als Zeichner des pariser Lebens „von Tag zu Tag" sich durch eine Fülle von Geist und Witz vor seinen Concurrenten auf diesem Gebiet auszeichnet, wiewol es ihre Sünden treulich theilt: den „Figaro" der Herren Villemessant und Jouvin. Denn auch in ihm, wie in dieser ganzen Literatur, spielt die höhere Demi-Monde in Wort und Witz eine so überaus große Rolle, daß

dadurch nothwendigerweise das Prestige dieser Welt weit über Gebühr erhöht wird, obgleich sie im „pariser Leben" schon an und für sich einen räumlich ziemlich bedeutenden Platz beanspruchen darf.

In Plaudereien, mögen sie sich nun „Gazette de Paris" oder „Figaro çi — Figaro là" oder sonst irgendwie betiteln, werden die flüchtigen Tagesereignisse zu geistreichem Schaum geschlagen und mit mehr oder minder ironischer Zuthat der harrenden Abonnentenzahl credenzt. Hier tummelt sich vor allem ein Landsmann von uns, der Kölner Albert Wolff, der Erfinder der „Müller- und Schultze"-Reiseliteratur, der, seit 1857 in Paris, durch Alexander Dumas Père in die französische leichte Literatur eingeführt, sich in dieser Gattung so hervorgethan hat, daß man seine Verdienste seitdem durch ein fixes Jahrgehalt von 24000 Frs. belohnt hat. Unter der Rubrik „Hier — Aujourd'hui — Demain" sammelt Georges Maillard die tausendundein Gerüchte und Nachrichten des Tages; eine andere Rubrik „Au jour le jour", die sich in den andern Blättern zu gleichem Preise als der „Esprit du voisin", oder als „Echo de partout" u. s. w. wiederfindet, liefert eine geschmackvolle Auswahl des Lesenswerthesten und Pikantesten der übrigen pariser Journale, soweit es in den Rahmen des Blattes paßt. Criminalberichte und Theater- und Coulissenplaudereien, in denen die Reclame heimisch, bilden den Rest, während ein spannender Feuilletonroman, der vor keiner Unwahrscheinlichkeit zurückschreckt, die Abonnentenwelt in einträglicher Aufregung erhält. In Deutschland wäre ein Organ, wie dieser „Figaro" mit seinen 55000 Abonnenten, der natürlich auch Theater- und Musikkritiken bringt, eine Unmöglichkeit, weil dort noch immer jener Mittelpunkt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens fehlt, welcher Paris eben für ganz Frankreich seit Jahrhunderten ist. Auf diese Weise hat man im „Figaro" ein Register, ein vollständiges Register des gesammten nichtpolitischen Tageslebens von Paris, das selbst von den bedeutendsten Männern mit ängstlicher Sorgfalt durchflogen wird, um gegen etwaige Angriffe oder ungenaue Angaben u. s. w. sofort in den Spalten desselben zu repliciren; woraus wiederum dem Villemessant'schen Organ eine

Lebendigkeit und ein Interesse erwächst, das den meisten der Concurrenzjournale völlig abgeht.

Doch nun wirklich mein letztes Wort.

Wie in der „großen" so in der „kleinen Presse" von Paris wird eine Summe von Geschicklichkeit, sprühendem Witz und zündendem Geist verbraucht, von denen einige Funken den Federn, welche viel besser und ehrenwerther sind als die französischen, nichts schaden könnten; und alles zusammen bietet der französische Journalismus, trotz seiner Abhängigkeit vom Kapital und Geldmarkt, von Regierungsgewalt und hartem Preßrégime, dennoch eine Fülle der verschiedensten Eigenthümlichkeiten und Individualitäten dar, wie sie das Kaleidoskop der öffentlichen Meinung anderer Länder nicht bunter, lebhafter, leichtbeweglicher widerspiegeln könnte.

Nachwort beim Lesen der Correctur.

Ach, hier sind' ich viele Lücken —
Manches, ach, erkenn' ich kaum! —
Doch der Autor muß sich schicken
In des Buches knappen Raum.
Was da alles fehlt am Bilde,
Namen, Zahlen, — ich beschwör's,
Würgte mitleidlos der wilde
Rothstift meines Redacteurs!

A. L.

VIII.

Das pariser Feuilleton.

Von

Eugène Laur.

Dies sind die Tage des Feuilletons. — Vor einem Jahrhundert hätte man diejenige Gattung der Literatur, welche zunächst nur auf die Unterhaltung des Lesers berechnet ist, einfach als „schöne" Literatur bezeichnet; aber der Name ist so wenig genau wie der des schönen oder des schwachen Geschlechts. Auch leichte, Unterhaltungs-, Roman-Literatur läßt sich nicht wol sagen, weil die Lektüre oft schwer, langweilig ist, und namentlich der Deutsche mit dem Wort Roman einen erhabenern Begriff verbindet. Dagegen paßt die Verbindung mit Feuilleton ganz vortrefflich, denn es gibt — mit den allerseltensten und überdies unfreiwilligen Ausnahmen — kein einziges erzählendes Buch, das nicht aus der untern Hälfte eines Journals oder den Spalten einer Revue abgedruckt wäre. Hat man sich doch seit einigen Jahren genöthigt gesehen, für die Schriften, welche noch nicht als Feuilleton erschienen waren, bevor sie in den Buchhandel kamen, das lockende Beiwort „inédit" auf den Titel zu setzen! Mit dieser Gewohnheit, die

schriftstellerischen Arbeiten jeder Art, wissenschaftliche wie nicht-wissenschaftliche, zuerst für periodische Blätter zu benutzen und zu verwerthen, hängt es zusammen, daß die französischen Bücher, abgesehen davon, daß ihr Markt*) größer ist als der deutsche, im Vergleich zu unserer heimischen Literatur so wohlfeil sind. Ein irgendwie lesenswerther Roman wird zunächst an eine pariser Zeitung verkauft, geht von dort in die Feuilletons der Provinz-Journale, die belgischen miteingeschlossen, kommt dann als Buch à 3 Frs. in den Buchhandel, wird noch einmal durch rein-belletristische Sou-Blätter, deren es wol 40 gibt, in den Volkskreisen verbreitet, wieder in weniger eleganter Ausstattung als Band à 1 Fr. feilgeboten, und verkauft sich schließlich in großem Format mit Illustrationen, die nicht gerade von illustren Zeichnern herrühren, zu noch wohlfeilerm Preise. Unter solchen Umständen können Verleger wie Schriftsteller mit geringerm Nutzen an dem einzelnen Exemplar sich begnügen, und haben doch im ganzen beträchtlichen Gewinn. Der Bedarf an Unterhaltungsliteratur hat solch eine enorme Höhe erreicht, daß die Qualität nothwendig darunter leiden muß. Man könnte fast von allen Arten geistigen und künstlerischen Schaffens sagen, was Herr Joubert von den pariser Neubauten gesagt: „Wir haben gute Maurermeister, aber uns fehlen die guten Architekten.“ Mag das zweite Kaiserreich in nationalökonomischer Hinsicht die großartigsten Erfolge erzielt haben — wie den Tuilerien nicht gelungen ist, neue Menschen für ihre Politik zu gewinnen, ebenso wenig hat die Literatur um große Namen sich bereichert. Die bedeutendern sind alt und die neuern sind nicht bedeutend; für die absterbenden zeigt sich nirgends Ersatz.

Trotz alledem läßt sich nicht leugnen, daß die Feuilleton-Literatur noch immer ein wesentliches Moment in der geistigen Strömung des pariser Lebens bildet und selbst weit über die

*) Uns liegt ein officieller Bericht vor, dem wir entnehmen, daß der Export französischer Bücher nach dem Auslande beständig im Zunehmen begriffen ist. In den drei Monaten Januar bis April 1861 betrug er: 4,577785 Frs., in derselben Zeit 1862: 4,653546 Frs. und 1863 in denselben drei Monaten: 5,324076 Frs.

Grenzen Frankreichs hinaus wirkt. Denn heute wie seit einer langen, langen Reihe von Jahren geht die Sonne der Mode am Strande der Seine auf, und schickt von hier aus ihre Boten in die andern Länder und Erdtheile. Wer dagegen, wenigstens was die Belletristik betrifft, Zweifel erheben wollte, braucht nur auf die deutschen Zeitungen gewiesen zu werden. Mit welcher Emsigkeit raffen sie die Notizen über das bevorstehende Erscheinen eines neuen Romans von Flaubert oder Feydeau auf, wie suchen sie einander den Rang abzulaufen mit feuilletonistischen Artikeln über ein neues Buch von Alexandre Dumas Fils oder Arsène Houssaye, ganz abgesehen von den Uebersetzungsfabriken, die in Wien, in Berlin, in Pesth, in Leipzig, in Stuttgart — kurz „so weit die deutsche Zunge klingt", thätig sind! Nun wird niemand mehr den Zufall den Vater der Mode nennen; sie ist ein Kind, so legitim wie irgendein anderes, hat unbestreitbar logischen Grund der Existenz und Recht des Bestehens, wie andere Thatsachen. Es muß sich also ermitteln lassen, weshalb Frankreich, trotz alles Tadels, den die hiesigen Producte erfahren, so ungeheuere Quantitäten der Romanwaare consumirt und exportirt, daß man des Sprichworts sich erinnert: Je mehr man dem Fuchse flucht, desto besser gedeiht er.

Klänge es nicht gar zu altmodisch, so wäre zu sagen, daß schon Goethe über diese Erscheinung und deren Ursachen sich vollkommen klar gewesen ist. Die französische Literatur trennt sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität. Hier herrscht nicht der Unterschied zwischen Studirstube und Plauderstube oder öffentlichem Leben wie anderwärts, die Romane spiegeln die wirkliche Gegenwart ab; ungeachtet aller einstigen Bestrebungen des jungen Frankreich hat das Ideal-Reale dem Gemein-Realen weichen müssen, und zwar ist dieses Reale für den Dichter so bequem und für den Leser so fesselnd, weil es eben das Leben des Tages ist.

Wer möchte leugnen, daß mit dem idealen Zuge die Ideen selbst immer mehr der französischen modernen Literatur entschwinden? Mögen die Autoren das Kaleidoskop noch so sehr schütteln: es ergeben sich wol neue Situationen, Gedanken aber bleiben fern. Vielleicht ist das eine Anziehung mehr für die

Menge, welche nicht blos gern, sondern auch gern mühelos genießt. Hierzu kommt der Reiz, welchen das pariser Leben immer auf die Fremden ausgeübt hat: nicht weniger in der Wirklichkeit, als in den Romanen, die es mit all seinen Sünden und Verführungen so bunt, so glänzend zu schildern verstehen. Nur zu sehr gleicht in dieser Beziehung der Fremde, sei er nun Zuschauer des pariser Lebens oder Leser der pariser Romane, jenem Bauer, welcher über die angedrohten Höllenstrafen lachte, weil — er nicht zur Gemeinde gehörte!

Man muß es den Franzosen lassen: sie besitzen ein überaus glückliches Darstellungstalent, welchem die Leichtigkeit ihrer Sprache trefflich zu statten kommt. Aber wer wird sich wundern, wenn er an Buffon's berühmtes Wort denkt, daß mit den Menschen sich auch der Stil verändere, jener correcte Stil voll Licht, Geist und Anmuth, welcher aus den Büchern und den Unterhaltungen des 18. Jahrhunderts klingt und mit welchem noch Charles Nodier andächtig lauschende Kreise hingerissen hat? Auch das Feuilleton ist eins von den Werkzeugen gewesen, welches an der Zertrümmerung des Salons in Paris mitgearbeitet hat.

Als letzter Zufluchtsort für die guten Stilisten stellt sich noch die „Revue des deux Mondes" dar, welche mit sorglicher Auswahl bei der Annahme von Mitarbeitern zu Werke geht. Sie genießt die Ehre, George Sand's Romane zuerst zu veröffentlichen, und deshalb wird von andern als hohe Gunst erstrebt, ebenfalls in der Halbmonatsschrift Feuilletons geben zu dürfen. Eugène Forcade liefert ihr die politischen Rundschauen, die durch Gewandtheit in der Form ersetzen, was ihnen an Genialität, Consequenz und staatsmännischer Voraussicht abgeht. Mitgliedern des Instituts verdankt die „Revue" Arbeiten über die neuesten Fortschritte der Wissenschaft, dem scharfen Griffel des misvergnügten Maxime du Camp die Zeichnung der „Salons", orleanistischen Prinzen Kritiken über die Marine. Ueber allem, was sie bringt, liegt aber ein anteachtundvierziger Hauch, ein starker Geruch nach der „zweiten Restauration" und eine Langweiligkeit, welche durch die ziemlich streng festgehaltene Wohlanständigkeit noch keineswegs erklärt oder gar entschuldigt wird. Indeß nimmt die „Revue des

deux Mondes" unter ihren Schwestern unbestritten den ersten Rang ein; sie zahlt die beträchtlichsten Honorare, erfreut sich der weitesten Verbreitung; natürlich bietet, wer etwas Gutes geleistet zu haben glaubt, zuerst Herrn Buloz die Arbeiten an, wie die bedeutendsten dramatischen Werke immer zunächst an die Thür des Théâtre-Français klopfen. Die „Revue Contemporaine" des Vicomte de Calonne, bis vor kurzem officiös und subventionirt, ist nächst der „Revue des deux Mondes" in Deutschland die bekannteste. Sie hat, dieser gegenüber, im vergangenen Jahre das Interesse der deutschen Einheitsbestrebungen wacker vertreten, und widmet der deutschen Literatur eine sorgfältige Beachtung, ebenso sehr und vielleicht noch geschickter als die „Revue moderne", welche, aus der „Revue germanique" hervorgegangen, ihren deutschen Charakter durch nicht gerade die angenehmsten Seiten bethätigt. Wir müßten, um vollständig zu sein, noch eine ganze Reihe von Revuen nennen, so die vor einem halben Jahr auf Anregung von Emile de Girardin gegründete und nicht politische „Revue du 19ème Siècle", den ultramontanen und anti-Napoleonischen „Correspondant", die „Revue pour Tous", aus der Fabrik der Gelehrten des „Petit-Journal"; aber sie und mehrere noch ungenannte sind jeder Bedeutung für die Literatur bar.

Eine eigenthümliche Erscheinung sind die „Entretiens" von Alphonse de Lamartine. Seit einer langen Reihe Jahren hat der Autor des „Jocelyn" alle poetische Gestaltungskraft verloren. Die Musen sind wie alle Frauen eifersüchtig und haben von dem Dichter sich abgewendet, seitdem er in kühner Selbstüberhebung zum Historiker oder gar Politiker sich geschaffen wähnte. Nun sitzt er in seinem Hotel der Rue de la Ville de l'Evêque und beschäftigt sich mit den Lebensbeschreibungen großer Männer und hervorragender Frauen aller Zeiten und Völker. In der von ihm allein geschriebenen und herausgegebenen Monatsschrift „Familier Cours de Littérature" werden diese Biographien (entretiens) zuerst veröffentlicht, finden dann einen Verleger für die Ausgabe in Bänden, jedoch ohne daß ihnen gelänge, in einer dieser Formen viel von sich reden zu machen. Leugnen läßt sich aber nicht, daß aus dem Stil noch immer der alte Zauber

weht, zarte Gedanken noch immer der weichen Feder entströmen. Beides sollte hinreichen, auch Lamartine's „Privatrevue" die Freundschaft der Leser zu gewinnen; aber Lamartine ist nicht mehr Mode. Er hat so oft geklagt und gebettelt, um Geld gebettelt, daß man ihm nicht mehr Aufmerksamkeit und Bewunderung schenken will. Der Invalide, solange er mit hölzernem Bein durch die Straßen sich schleppt, hat etwas Ehrwürdiges; aber er wird lästig, wenn er mit ohrenzerreißender Drehorgel uns ein Almosen abverlangt. Lamartine fühlt sich einsam auf der Höhe des Alters, nur „wenn wir die Alten bleiben, so sind wir ewig jung". Der alte ist er leider nicht mehr, aber das Geschäft, das Geldmachen betreibt er, gestützt auf dauernde Erfahrung, wenn auch nicht mehr mit dem frühern Erfolg. Ein Beauftragter der zum Reclame-Loslassen vereinigten „zehn großen Journale" hatte kürzlich von dem Sänger der „Harmonies" (die, beiläufig gesagt, heute unverstanden bleiben und Fiasco machen würden) den Auftrag erhalten, wegen Ankündigung der „Vie de Byron" in der Rue de la Ville de l'Evêque sich einzustellen. Der Mann kennt Lamartine seit lange und behandelt den „guten Kunden" gelind. Lamartine reichte ihm 2000 Francs in Billets; der andere meinte, 1000 Francs seien genug und wollte durchaus nicht mehr annehmen, bis der Dichter lachelnd sagte: „Prenez toujours, le bon Dieu même a besoin qu'on sonne pour lui!"

Ohne paradox oder gar Prudhomme sein zu wollen, kann man von Lamartine sagen: er gehört nur zur Literatur der Gegenwart, weil er noch lebt; er ist wie ein Ausgedinger, der in der literarischen Gemeinde keine Stimme mehr hat. Und doch sind diejenigen, welche selbst gegenwärtig den ersten Ton angeben, seine Zeit- und Altersgenossen, wenigstens sind ihre Namen zusammen in die Oeffentlichkeit gedrungen und haben eine neue Epoche eingeleitet und mit vorbereitet, und sind von den Epigonen nicht verdrängt worden.

Sträuben hilft nichts; es muß eingestanden werden und ist vielleicht eine sehr charakteristische Thatsache, daß an der Spitze der Romanciers, und zwar weitaus die andern überragend, eine Frau steht. Jeder hat den Namen George Sand auf der Zunge, der freilich kein weiblicher ist, und auch

das ist nicht zu übersehen. Ci-devant Fräulein Aurora Dupin, welche gewähnt, durch Leben und Schriften soviel für die Emancipation der Frauen gethan zu haben, hat gerade den schlagendsten Beweis geliefert, daß die Rechte der beiden Geschlechter niemals werden dieselben sein können, solange die Civilisation nicht zurückschreitet. Der begabteste Mann, wenn er nur die Hälfte soviel gegen die Mannesehre gefrevelt hätte, wie George Sand gegen die Ehre der Frau: er wäre perhorrescirt von aller Welt, nicht aber, wie die Marquise Dudevant, Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und mit einem gewissen Nimbus umkleidet, sodaß, was auf das Leben der großen Schriftstellerin Bezug hat, wie offen dieses auch dazuliegen scheint, mit wahrer Begierde erfaßt wird. Und wo von ihr die Rede ist, fällt gewiß die Frage: Wer war wol ihr erster Geliebter? Boshafte Zungen erwidern darauf: Elle n'en a jamais eu de premier. Komisch genug ist, daß jeder noch einen frühern zu kennen glaubt, bis man bei einem jungen Offizier anhält, der, von einem Freunde begleitet, des Nachts bis zu der Mauer ihres Parks reitet, dort vom Pferde springt, überklettert und . . . doch wir schreiben keine chronique scandaleuse. Aber wenn sie keinen ersten Geliebten hatte, wer war der letzte? Hierauf genügen drei Worte: Sie lebt noch. Sie wohnt auf ihrem Schlosse Nohant, wo in diesem Augenblick Gustave Flaubert, Verfasser der „Salammbô" dauernd verweilt, nachdem er durch den ebengenannten Roman seine Vorliebe für Alterthümer und Ruinen gezeigt hat.

George Sand ist jetzt bei ihrer vierten oder fünften Epoche oder Manier angelangt. Mit den Schriften der ersten — „Indiana", „Valentine", „Jacques", „Lélia", „Leone Leoni" u. s. w. — schien es ihr darauf anzukommen, ihre persönlichen Ansichten über die Ehe populär zu machen, indem sie die Mängel dieser Einrichtung aufzeigte und im voraus alle Schwächen und Fehltritte der Frauen entschuldigte; die armen Frauen sind ihr die unschuldigen Opfer der Gesellschaft. Aus der glühenden Atmosphäre, in welcher diese verschiedenen Magdalenen athmeten, führen „Les maîtres sonneurs", „La mare au diable", „La petite Fadette", „François le champs" in die frische Kühle der Idylle, und hier entfaltet George Sand eine Wahrheit und Klar-

heit, die zur reinsten Bewunderung hinreißen, weil „Kunst sich in Natur verwandelt". Weniger glücklich im socialen Roman, in den mystischen Erzählungen, den Märchen und Dramen, hat die Dichterin in der jüngsten Phase ihre eigentliche Höhe erreicht. Nichts mehr vom Schaumspritzen der Wogen, dem tobenden Sturm, der sengenden Hitze: Ruhe, Objectivität, Sicherheit in Zeichnung, Schärfe und Feinheit der Beobachtung, Zartheit der Behandlung, alles findet sich vereinigt in „Tamaris", „Marquis de Villemer", „La famille Germandre" u. s. w. So liefert sie den Beweis, daß die Hälfte größer sein kann als das Ganze, daß Sand mehr ist als Sandeau, der zum Mitglied der Académie-Française gemacht worden, während die Unsterblichen sich noch immer weigern, Frankreichs bester Feder ihre Stimmen zu geben. Und doch unter den Vierzigen brauchte mancher die Nachbarschaft nicht zu scheuen. Mérimée sitzt am Quai de Conti. Auch seiner gedenkt schon vor beinahe vierzig Jahren der alte Goethe mit Wohlwollen: „Er gehört", sagte der Nestor von Weimar (1828) „zu den jungen französischen Independenten, welche sich eigene Pfade suchen, wovon die seinen wol mit zu den anmuthigsten zu zählen sind". Mérimée trat 1844 als Nodier's Nachfolger in die Académie, belohnt für seine mit eigenthümlichem Reiz ausgestatteten „Théâtre de Clara Gazul", „La Guzla, choix de poésies illyriques", „Matteo Falcone", „Colomba", denen später „Carmen" würdig sich anschloß, von den wissenschaftlichen Arbeiten zu geschweigen. Mit Bezug auf die zahlreichen Reisen des jungen Romantikers sagte man von ihm, er sei der Mazeppa einer Armee, bei welcher Karl XII. von Victor Hugo dargestellt wurde. Das Bild ist etwas kühn und obendrein schief angelegt: wenigstens seit mehrern Jahren ist Mérimée der stete Gast des kaiserlichen Hofs, und zwar gehört er zu dem allervertrautesten Kreis; denn er wird stets eingeladen, wenn die alte Gräfin Montijo an das Hoflager gezogen wird. Er weiß durch Bescheidenheit und — Schweigen sich Achtung zu bewahren, während sein College und Altersgenosse Alexandre Dumas durch das Gegentheil das entgegengesetzte Resultat erzielte. Wenn irgendjemand große Erfolge gehabt, sie nur halb verdient und gar nicht zu benutzen verstanden hat, so ist es der Verfasser des „Monte-Christo". Er

spielt jetzt etwa die Rolle eines altgewordenen Clown im Circus: das Publikum thut noch so, als ob es seine Späße belache und die etwas steife Gelenkigkeit seiner Glieder bewundere, im Grunde aber empfindet es bei den Sprüngen und Capriolen des Alten Widerwillen, gemischt mit Verachtung und Mitleid. Dumas wird in Frankreich der Vater des historischen Romans genannt; mit Recht: denn er hat sogar die Historie gemacht, nicht nur die Romane. Als naher Verwandter so vieler Helden wurde er vor Jahren Commandant — der Nationalgarde in St.-Germain. Bei einem Manöver sollte er commandiren: „Par quatre!" er rief aber mit Stentorstimme, als ob eine Quadrille vor ihm stände: „En avant quatre!" Das Bataillon lachte und blieb stehen. Dumas merkte den Fehler und, der Fronte sich nähernd, rief er diesmal: „Comment! Français, je commande: en avant quatre et vous balancez?" Seit jenen Tagen hört Dumas sich gern Commandant nennen, wie er denn dreist Anspruch machen könnte, der eitelste Franzose zu sein, wenn nicht der freiwillig Verbannte auf dem britischen Inselchen ihm den Rang abliefe.

Als man Victor Hugo bemerkte, er habe unrecht, von Paris sich entfernt zu halten, wohin zurückzukehren ihn bekanntlich nichts hindert, erwiderte er: „Auf Männer wie mich passen nicht die Gesetze der Perspective; ich erscheine größer, wenn ich entfernt bin." Vielleicht hatte er nicht unrecht, als er in dieser Weise das Wort Rivarol's auf den Herzog von Orléans für sich parodirte: „Er verliert bedeutend in der Nähe." Deshalb sagte der Kaiser, nachdem er das Pamphlet, welches seinen Namen trägt, gelesen hatte: „*Napoléon le Petit* par Victor Hugo le Grand!" Allmählich werden aber die Stimmen, welche gegen die unleidliche Ueberhebung und lächerliche Manier des Verfassers der „Burgraves" laut zu werden wagen, viel zahlreicher. Ist es auch noch Stil der Feuilletonisten der sogenannten liberalen Blätter, wie „Temps", „Siècle", „Opinion nationale", den Exilirten nie anders als „notre maître" zu nennen, so haben doch seit dem Erscheinen der „Chansons des rues et des bois" und der „Travailleurs de la mer" die Gegner des „Enfant sublime" bedeutend die Oberhand erhalten. In den Gedichten geradezu komisch:

On doute,
La nuit . . .
J'écoute . . .
Tout fuit:
Tout passe,
L'espace
Efface
Le bruit . . . .

erinnert er in der Prosa durch seinen Stil an einen Knaben, der einen Maikäfer am Faden hält und dadurch sicher das Thierchen fliegen läßt, wohin es kann. Er zwingt seine Gedanken nicht bei dem Gegenstand zu bleiben, der gerade behandelt werden soll, in der festen Voraussetzung, daß ein neuer Absatz noch immer Gelegenheit bieten wird, zum Thema zurückzukehren und auf das eigentliche Ziel loszugehen. Bei alledem hat er noch Stellen von bewundernswerther Schönheit, Kraft und Tiefe; sein Fehler liegt nur darin, daß er, wie alle alten Komödianten, das Fach der jungen Rollen nicht aufgeben will, obgleich ihm die Poésie légère niemals gelungen ist. Wozu bedarf er ihrer? Hat er nicht „Notre-Dame de Paris" geschrieben? Seine „Collegen" Homer, Dante und Shakspeare sind auch nicht gerade wegen ihrer Wald- und Frühlingslieder auf die Nachwelt gekommen.

Was Victor Hugo an Weichheit und Innigkeit entbehrt, besitzt Octave Feuillet in hohem Grade: vielleicht kein anderer so sehr wie dieser verbindet mit echt französischem Geist deutsche Gefühlsweise und Sittenreinheit. „Le roman d'un jeune homme pauvre" wird sich des Beifalls der jungen Lesewelt stets erfreuen, und welcher Achtung Feuillet bei den Kennern genießt, geht wol zur Genüge hervor aus der Thatsache, daß George Sand sich bewogen fand, ihre „Mademoiselle de la Quintinie" der „Histoire de Sibylle" entgegenzusetzen.

Nach diesen „Unsterblichen" sind zu erwähnen solche, die es werden wollen, und ihr Streben durch eine gewisse Sorgfalt des Stils und bei der Wahl der behandelten Stoffe an den Tag legen. Träte Edmond About nicht die Politik hindernd in den Weg, er wäre der erste, dem die Pforten des akademischen Palastes sich öffnen müßten. „Les Mariages de Paris" und „La Grèce contemporaine" haben ihrem Verfasser sofort eine angesehene Stellung gesichert, und er hat sich angelegen sein lassen, die Aufmerksamkeit stets wach zu erhalten.

Aber weil ihn der Quai d'Orsay mehr interessirt als der Quai de Conti, läßt er sich von dem Gouvernement als Mitarbeiter des „Petit Moniteur" misbrauchen. Vor etwa sieben Jahren ging sein Ehrgeiz dahin, Maire in Zabern (Saverne) zu werden, in den Generalrath und von dort in das Palais-Bourbon zu gelangen; da er sich aber dem Prinzen Napoleon*) angeschlossen hatte, entzog ihm die Regierung ihre Protection, und der Milchkrug zerbrach in tausend Stücke. Jetzt hat About einen andern Weg eingeschlagen: er bekämpft den alten Adel, die ultramontane Geistlichkeit, die Congregationen und Klöster, und geht dabei von dem Gedanken aus: der Feind meines Feindes wird bald mein Freund werden. In der That haben auch die Tuilerien bereits angefangen, ihm zuzulächeln und nach Compiègne einzuladen. Nicht so glänzendes Los ist Amédée Achard zugefallen, der seit seinem Debut mit „Belle-Rose" stetig die Bahn des Fortschritts wandelt. „Miss Tempête", das von der „Revue des deux Mondes" gebracht wurde, ist eine der lieblichsten Erzählungen, welche die neuere Zeit entstehen sah; Achard pflegt den Stil, liefert verhältnißmäßig wenig, und hält auch im äußern sich so ernst und gemessen, als sollte er eben auf den Fauteuil berufen werden. Ebenso sehr im Namen wie in Talent und Art der Ausführung ähnelt ihm Mario Uchard, der einstige Gatte Madeleine Brohan's, der aus Erfahrung berichten kann, wie schweres Los den Drachen traf, der die Aepfel der Hesperiden zu beschützen hatte. Glücklicherweise ist durch häusliches Unglück die Feder Uchard's nicht erlahmt; im Drama hat er außer „Fiammina" keinen Erfolg gehabt, dagegen ist „Raymond" unter vielem guten Erzählenden besonders zu würdigen, zumal da es eine Mutter getrost der Tochter geben kann. Im geraden Gegensatz hierzu steht die ganze Reihe von Büchern, welche Vapereau als die „romans de la vie scabreuse" bezeichnet, darauf berechnet, nicht etwa den Geist an-, sondern

*) Und der Prinzessin Mathilde, bis zu einem Vorfall, welcher, wie man erzählt, Aehnlichkeit gehabt haben soll mit jener famosen Schlußscene zwischen dem „feinsten Gentleman in Europa" und Beau Brummel.

même? ist die Einleitung jeder Conversation, ohne daß irgendwem einfiele, die gewünschte Auskunft zu geben.

Nächst den frivolen Romanen erfreuen sich der meisten Verbreitung die Räuber-, Polizei- und Schreckensromane, welche ihre Entstehung Eugène Sue's „Mystères de Paris" verdanken. Das jetzige Haupt dieser Schule ist — die Leser kennen ihn schon aus einem vorhergehenden Kapitel — Monsieur le Vicomte Ponson du Terrail, welcher die Gabe besitzt, Todte wiederaufzuwecken und vernünftige Menschen einzuschläfern. Da die nichtpolitischen Blätter, wie „Petit-Journal", „Gazette des Tribunaux", „Droit", hauptsächlich nur wegen der „Faits divers" gelesen werden, hat Ponson den Einfall gehabt, mehrere Bände scheinbar oder doch lose zusammenhängender Einbrüche, Verhaftungen, Liebesscenen, Heirathen, Mordthaten u. dgl. m. unter einen gemeinsamen Titel zu vereinen und zieht hieraus die glänzendsten Vortheile. Ist schon an Uhren das Schnellgehen nicht so wichtig wie das Richtiggehen, so gewiß noch viel weniger die Fingerfertigkeit die Haupteigenschaft eines Schriftstellers; aber Ponson legt auf rasches Liefern den höchsten Werth. Wenn Théophile Gautier sich nicht genirt, von dem zweiköpfigen Janus zu sprechen, Ernest Feydeau bei der Hochzeit zu Kana viertausend Menschen mit sieben Broten und wenigen Fischen speisen läßt: so wird man hieraus einen Schluß ziehen können, welche Freiheiten die Herren Ponson und Genossen sich nehmen. Das Witzblatt „Tintamarre" gibt wöchentlich eine kleine Blumenlese aus ihren Schriften und füllt damit mehr als eine Spalte aus. Aber „Tintamarre" wird von hundert, Ponson du Terrail von hunderttausend gelesen, vor wie nach. Am Ende hat Emile de Girardin recht, daß die Presse keine Macht sei? Nein, im Gegentheil, und den Beweis hierfür zu finden, genügt eine pariser oder Departements-Zeitung aufzuschlagen; freilich muß man ihn zu suchen verstehen. Im Gespräch mit Franzosen hört man fast niemals von einem (erzählenden) Buche Gutes sagen, und selbst wenn es einmal ausnahmsweise geschieht, folgt sicher sofort eine boshafte Anekdote über den Verfasser. In den Journalen herrscht die entgegengesetzte Sitte: wer den gedruckten Urtheilen der französischen periodischen Presse Vertrauen schenkte, könnte glauben, die goldene Zeit der Lite-

ratur sei hereingebrochen, die Genies zählen sich nach Dutzenden, die hervorragenden Talente nach Hunderten, jedes Werk sei ein Meisterwerk. Zur Erklärung diene Folgendes: In Paris besteht die sogenannte Société des gens de lettres*), welche den Zweck hat, den Feuilleton-reproducirenden Journalen das Suchen nach geeignetem Stoff zu erleichtern, d. h. die Schriftsteller haben eine Association mit gemeinschaftlicher Kasse gebildet unter einer gewählten Direction, welche die Rechte der einzelnen wie der Gesellschaft wahrzunehmen hat. Kein Blatt ist im Stande oder willens, ein Feuilleton für sich allein zu haben; es kommt also früher oder später in den Fall, von der Gesellschaft zu kaufen oder an dieselbe zu verkaufen. Nun heißt es im Art. 40 der Statuten: „Das Comité hat jederzeit das Recht, auf Beschluß von zwei Dritteln seiner Mitglieder, jedem Blatt, sobald man es für angemessen findet, und namentlich wenn dies Blatt gegen die Gesellschaft eine feindliche Haltung annähme (se mettrait en état d'hostilité envers la Société), die Befugniß zu entziehen, andere Feuilletons abzudrucken." Ein Feuilleton, das in Buchform erscheint, tadeln, heißt sich gegen die Societät feindlich zeigen, denn der Tadel könnte vom Wiederabdruck abhalten und somit der Gesellschaftskasse Eintrag thun. Also wird immer flott gelobt; denn, recht überlegt, wäscht eine Hand die andere und — das Waschen kann den Händen der französischen Feuilletonisten durchaus nicht schaden.

*) Ihr Präsident ist gegenwärtig Paul Féval, ihr Buchhändler E. Dentu, Galérie d'Orléans, Palais-Royal.

IX.

Die Theater in Paris und Paris im Theater.

Von

Rudolf Gottschall.

Der Fremde, der sich in die Weltstadt begibt, um dort das Leben der Kunst und die Kunst des Lebens zu studiren, bringt in der Regel seine Abende in den Theatern zu, welche ein Versammlungsort des eleganten pariser Publikums und der aus ganz Europa herbeiströmenden Vergnügungsreisenden sind. Ohne Frage bilden die letztern die überwiegende Mehrheit der Zuschauer. Namentlich ist der kleinere pariser Bürgerstand durchaus nicht so theaterlustig wie die fashionable Welt. Das Theater gehört zu seinen seltensten Festtagsvergnügungen, und es sind nicht die ersten Schauspielhäuser, denen er seine Theilnahme zuwendet. Sein Herz befindet sich dabei im vollen Einklang mit seinem Budget, welches durch die hohen Preise der großen Theater zurückgeschreckt wird.

Die Habitués eines pariser Theaters bestehen aus den dramatischen Autoren, aus den Aerzten, aus allen denen, die infolge ihrer officiellen oder literarischen Stellung freien Eintritt haben. Die dramatischen Schriftsteller und die Compo-

nisten haben in allen Schauspielhäusern, nachdem sie der Bühne eine bestimmte Zahl von Acten oder Stücken geliefert, das Recht, über eins oder über mehrere lebenslängliche freie Entrées zu verfügen, die sie nach Belieben verkaufen können. Nach dem Tode des Käufers fällt das Entrée wieder an den Verkäufer zurück, der es so oft von neuem verkaufen kann, als sich Käufer finden. Einige dieser Entrées sollen eine wahrhaft mörderische Wirkung ausgeübt und so viele Cessionare getödtet haben, daß sich kein neuer Käufer mehr an sie wagte. Die schwarze Garde dieser Lebenslänglichen bildet ebenfalls einen Hauptbestandtheil der pariser Theaterhabitués.

Hierzu kommt die Claque, die sich unter dem Kronleuchter versammelt, die Claqueurs, Romains, oder Chevaliers de lustre. Die Führer derselben, die Entrepreneurs de succès dramatiques, gebieten über eine große Zahl ergebener und gehorsamer Leute, welche, gut gekleidet und disciplinirt, die Truppe der Claqueurs bilden. Die Instructionen, die sie erhalten, sind verschieden je nach den Stücken und nach den Theatern. Enthusiastisches Beifallklatschen muß den Lärm der Zischer übertäuben, oder die Explosionen lärmender Fröhlichkeit des Publikums in gute Laune versetzen und über die wahren Eindrücke des Stücks täuschen. Bisweilen gilt es auch Thränen zu vergießen, um Thränen hervorzurufen und so den sentimentalen Stücken den erwünschten Erfolg zu sichern. Das Geheimniß der Claque beruht auf der Ansteckungsfähigkeit des menschlichen Gemüths. Es bedarf schon einer der größten Anstrengungen, um sich gegen Eindrücke, von welchen sich eine große Menge beherrscht zeigt, zu verhärten. Gegen das Unwesen derselben, das in der Fälschung der öffentlichen Meinung liegt, haben sich oft die gewichtigsten Stimmen erhoben, die Tribunale sogar stets Klagen der Claquenchefs gegen die Directionen zurückgewiesen und derartige Verträge für null und nichtig erklärt, weil sie auf der Lüge beruhen, gegen die guten Sitten und die öffentliche Ordnung verstoßen. Aber weder die öffentliche Meinung, noch die Tribunale sind damit durchgedrungen: das Unwesen zeigt sich als unausrottbar, die neuen „Römer" behaupten nach wie vor ihren Platz unter dem Kronleuchter.

Außer diesen ständigen Bestandtheilen eines pariser Theaterpublikums, die ihm eine bestimmte Physiognomie aufdrücken, besteht dasselbe aus den flüssigen Elementen der Gesellschaft, die fast jeden Abend eine neue Mischung darbieten. Die premières représentations zeigen die Elite der pariser Bildung in den Theatern, besonders wenn die Werke namhafter Schriftsteller zur Aufführung kommen. Diese „ersten Aufführungen" haben in Paris eine in Deutschland unbekannte Bedeutung; es gibt Theaterbesucher, welche nur erste Aufführungen besuchen; andere, welche drei Napoleons für einen Orchestersitz und 200 Frs. für eine Loge bezahlen, um einer première représentation beizuwohnen, würden am nächsten Tage nicht den fünften Theil dieser Summe für dasselbe Stück ausgeben. Ja, man hat Beispiele, daß an einem solchen ersten Abend drei oder viertausend Personen von der Theaterkasse zurückgewiesen werden mußten, während tags darauf die Darsteller vor einem ganz leeren Hause spielten. Dieser Eifer, über ein neues Drama zu Gericht zu sitzen, mag er auch oft nur aus Neugierde hervorgehen oder aus der Lust am Hazardspiel, welche in erregter Spannung miterleben will, ob der Autor mit seinem geistigen Einsatz gewinnt oder verliert, oder aus jenem allgemein menschlichen und dabei specifisch französischen Triebe, bei Ereignissen, zu denen eine première représentation zählt, weil alle Blätter davon sprechen, gegenwärtig zu sein, hat doch immerhin einen für die Literatur förderlichen Einfluß, indem er dieselbe in den Brennpunkt der allgemeinen Theilnahme rückt, und steht im schärfsten Gegensatz zu der vorsichtigen Gleichgültigkeit, mit welcher man in Deutschland oft einer ersten Aufführung aus dem Wege geht, um nicht Geld und Zeit vergeblich einem Miserfolg zu opfern.

In der That ist es für den Fremden in Paris oft schwer, an wichtigen Theaterabenden Eintritt zu erhalten. Zu den officiellen Bureaux des Billetverkaufs zu gehen, ist dann in der Regel ein aussichtsloser Gang; eher noch kommt man auf Seitenwegen und durch Zwischenhändler zum Ziel. Wer ein besonders lebhaftes Interesse für eine erste Aufführung besitzt, der sucht sich den Weg ins Parterre zu bahnen, indem er vor den Pforten des Theaters Queue bilden hilft. Die „Queue"

ist ein Ausfluß des französischen Princips der Gleichheit. Hier gilt kein Vorrecht der Person; wer zuerst kommt, hat den Vorrang, kein Hintermann wagt es sich vorzuschieben. Es bedarf da keiner polizeilichen Ueberwachung; jeder Franzose trägt seinen Sergent de Ville in der Brust, oder vielmehr das Princip der egalité, welches allein ihm Ersatz für die verlorene Freiheit bietet, ist ihm eingeboren. Die deutsche Geduld wird viel gerühmt. Gleichwol zweifeln wir, daß ein Deutscher stundenlang in Wind und Wetter vor der verschlossenen Theaterkasse harren würde, um Einlaß zu erhalten. Noch dazu ist dieser Einlaß für die später Gekommenen sehr fraglich. Wenn das Parterre gefüllt ist, wird eine verhängnißvolle Demarcationslinie gezogen, welche einen großen Theil der geduldig harrenden Queue unerbittlich von dem heißersehnten Genuß absperrt. Für echte Theaterenthusiasten, denen die unsichern Hoffnungen der Queue nicht genügen, gibt es indeß noch ein verzweifeltes Mittel, zu dessen Anwendung Connexionen mit einflußreichen Männern gehören, nicht etwa mit Camille Doucet, dem Generaldirector der kaiserlichen Schauspiele, sondern mit dem Chef der Claque. Man läßt sich anwerben unter den Chevaliers du Lustre, genießt alle Privilegien der Bande, und kann dabei noch Studien machen über ihre innere Organisation und das taktvolle Anempfinden, mit welchem der Oberleiter den Intentionen des Dichters entgegenkommt.

Die Vertheilung des Publikums auf die verschiedenen Plätze ist fast in jedem Theater eine andere. Im Théâtre-Français und der Großen Oper z. B. gehören die Fauteuils d'Orchestre ausschließlich dem Herrenpublikum, den Junggesellen, den Fachmännern, den Fremden, die keine Hochzeitsreise machen. Das Damenpublikum ist in die Ränge und in die Baignoires verwiesen. In den offenen Logen sitzen die eleganten Damen der ganzen und halben Welt; denn die letztern tragen im Theater ihren vollen Glanz zur Schau. Ist doch das Feuilleton so artig, bei ersten Aufführungen stets unter den Notabilitäten, die denselben beiwohnten, den Prinzen und Prinzessinnen, den berühmten Schriftstellern und Schriftstellerinnen, auch eine oder die andere Dame der vornehmen Demi-Monde mit aufzu-

zählen und ihrer Toilette einige elegante Zeilen zu widmen, die den ganzen Parfum des pariser Feuilletonstils athmen.

Was man dagegen in Paris im Theater meist vergeblich suchen würde, das sind die — Töchter. Man hat in Deutschland von dem modernen Sodom und Gomorrha ganz falsche Begriffe, wenn man glaubt, „die Töchter" aus anständiger Familie besuchten die Schauspielhäuser so wie in Deutschland, wo man die züchtigen Jungfrauen „mit verschämten Wangen" regelmäßig im Vordertreffen der ersten Ränge erblickt. Freilich, von Benedix und Frau Birch-Pfeiffer droht keine Gefahr; in Paris, wo, ganz abgesehen von den Demi-Monde-Dramen des jüngern Dumas, ein Schauspiel ohne ein gewisses Ingrediens von Ehebruch zu den Seltenheiten gehört, ist das ganz etwas anderes. Kein vorsichtiger Familienvater verstattet dort „einer Tochter" den Besuch des Theaters, mindestens nicht, ehe er sich überzeugt hat, daß das aufgeführte Stück in moralischer Hinsicht keinerlei Anstoß darbietet. Dies ist aber eine seltene, gar nicht in Betracht kommende Ausnahme. Die Töchter dürfen die Früchte vom Lebens- und Erkenntnißbaum des Theaters nicht eher pflücken, als bis sie geheirathet haben. Ja, Vater und Mutter verstatten ihnen vorher nicht einmal die Lektüre der Zeitungsfeuilletons, in denen der Inhalt der neuen Stücke berichtet wird; sie verstehen es, ein solches Corpus delicti verschwinden zu machen, ehe es in die Hände der Töchter gerathen ist. Eine fast klösterliche Pädagogik, gegen welche die deutsche Mädchenerziehung als eine höchst emancipirte betrachtet werden muß, verbirgt sich in Paris hinter dem lärmend aufdringlichen Treiben der genußsüchtigen Weltfremden, der feilen Demi-Monde und der Theater, welche vorzugsweise dieser Welt, von der sie leben, den Spiegel vorhalten. Es ist dies ein Hauptpunkt, welcher bei der Uebersetzung und Aneignung der neufranzösischen Dramen beachtet werden muß. In Deutschland werden diese Stücke einem Publikum von jungen Mädchen vorgeführt, welche in Frankreich principiell von derartigen Aufführungen ausgeschlossen sind.

„Paris im Theater" unterscheidet sich von Berlin oder Wien im Theater besonders durch die größere Bewegung des

Zwischenacts. Sobald der Vorhang gefallen ist, verwandelt sich das Theater in eine Jahrmarktsbude; der laute Schrei der Ausrufer tönt aus allen Rängen wieder; körperliche und geistige Nahrung wird feilgeboten. Die zahllosen Theaterblätter: „L'Entr'acte", „Figaro", „Vert-Vert", „Orchestre" u. s. w., die außer den Annoncen und Personenverzeichnissen der abendlichen Aufführungen an allen pariser Theatern noch mancherlei Theaternotizen und Reclamen enthalten, werden neben dem „Moniteur du Soir" und andern Abendzeitungen verkauft. Paris lacht im Theater, aber es ißt auch im Theater, und zwar in der dritten und vierten Galerie gebratene Aepfel, in der zweiten Apfelsinen, in den ersten Ranglogen Bonbons, Trauben, verzuckerte Ananas und Orangen, die man kokett mit einem Blechzänglein an die Lippen führt. Je mehr sich eine Loge in einen Bazar verwandelt, je mehr sich auf ihrer Brüstung Bonbondüten, Fruchtbüchsen, Blumensträuße u. s. w. aufhäufen, desto schmeichelhafter für die Besitzerin; denn alle diese Gegenstände sind Beweise der Galanterie, mit der ihre Verehrer sie ausgezeichnet haben; es sind Visitenkarten, die vor aller Welt zur Schau liegen. So erzählt uns wenigstens Rénée Désarbres in seinen Plaudereien: „Paris partout."

Ein großer Theil des Publikums verläßt indeß im Zwischenact den Zuschauerraum, um in den Foyers zu lustwandeln. Auch in diesen eleganten Räumen hat die Bluse gleiches Recht mit dem Ordensfrack. Näheres Begegnen bietet hier willkommene Veranlassung, einen Roman fortzuspinnen, den man durch den Operngucker angeknüpft; oft indeß wird durch den nahen Anblick der Schönen der allzu schmeichlerische Vermittler Lügen gestraft. Auf eleganten Ottomanen sitzend, kann man den vorüberwandelnden Damenflor Revue passiren lassen. Einige dieser Foyers sind echt künstlerisch und sinnig ausgeschmückt. Neben den Büsten der berühmten dramatischen Dichter Frankreichs finden sich die Photographien der namhaftesten neuern Schriftsteller, der vorzüglichsten Schauspieler und Schauspielerinnen der Bühne. Man könnte diese pietätvolle Ausschmückung den oft so kahlen Foyers der deutschen Theater empfehlen.

Es gibt in Frankreich 193 stehende Theater und 59 wandernde Gesellschaften. Von den ersten gehören 104, also mehr

als die Hälfte, den Städten, von den zweiten 28. Frankreich besitzt wirkliche „Stadttheater", die in Deutschland noch immer mythisch bleiben, indem selbst die angesehensten Städte ihre großen, neuerbauten Theater wieder einem Pachter übergeben. Im Jahre 1864 ist die Theaterfreiheit im Gegensatz zu den frühern Beschränkungen proclamirt worden; die kaiserliche Regierung ist damit zur Praxis der Französischen Revolution zurückgekehrt. Doch sind in Paris seitdem nur kleinere und unbedeutende Theater neu erstanden. Von den pariser Theatern sind folgende „kaiserlich", d. h. durch Subventionen des Staats unterstützt, welche allerdings nur von Jahr zu Jahr laufen und alljährlich von den Kammern neu votirt werden: die Große Oper, das Théâtre-Italien, die Komische Oper, das Théâtre-Lyrique, das Théâtre-Français, das Odéon, das Théâtre-Impérial auf der Place du Châtelet. Während die Große Oper indeß z. B. im Jahre 1853: 680000 Frs. Subventionsgelder (jetzt erhält sie 800000 Frs.) erhielt, kam dem Théâtre-Français nur eine Unterstützung von 240000 Frs., dem Odéon eine von 110000 Frs. zu. Alle diese Theater stehen unter der Oberleitung der Direction générale des théâtres impériaux, welche im Ministerium des kaiserlichen Hauses im neuen Louvre ihre Bureaux hat. An die Spitze derselben ist gegenwärtig Camille Doucet gestellt, der bekannte Lustspieldichter und Akademiker, also ein Fachmann, nicht wie es in Deutschland allzu oft Brauch ist, ein Hofmann, bei dem die Hofcharge in erster, die dramatische Kunst in zweiter Linie steht. Hier werden alle aufzuführenden Dramen zur Beurtheilung eingereicht, um etwaigen Competenzconflicten vorzubeugen, welche daraus entstehen könnten, daß das eine Theater in das gesetzlich fixirte Genre des andern hinübergreift. Die Genres der einzelnen Theater sind durch das kaiserliche Decret vom 8. Juni 1806 zuerst festgesetzt, durch einen Erlaß des Ministers des Innern vom 25. April 1807 näher bestimmt worden. Obgleich dies Reglement noch immer Gültigkeit hat, so haben doch die einzelnen pariser Theater durch ihre Praxis dasselbe längst illusorisch gemacht; es hat sich eine Art von Gewohnheitsrecht gebildet, das durch die Zugeständnisse des Ministeriums sanctionirt worden ist. So sollte z. B. das

Odéon nach jenem ministeriellen Erlaß nur Lustspiele zur Aufführung bringen, während jetzt dort mehr Tragödien dargestellt werden, als selbst am Théâtre-Français.

Die in Frankreich herrschende Centralisation erstreckt sich auch auf das Theaterwesen. Die pariser Theater sind maßgebend für ganz Frankreich; kein Provinztheater hat jemals eine dichterische Berühmtheit creirt oder überhaupt eine Initiative ergriffen, die von folgenreicher Bedeutung gewesen wäre. Die Stücke, die in der Hauptstadt mit Erfolg gegeben werden, bilden das Repertoire sämmtlicher französischer Bühnen. Wesentlich trägt hierzu die Centralisation des dramatischen Schriftstellerthums in der Société des auteurs dramatiques bei, die ihren Sitz in Paris und in den Provinzen nur ihre Agenten hat.*) Diese Gesellschaft ist in ihrer Geschlossenheit eine Macht, welche der französischen Bühne Gesetze dictirt. Ein Director, der sich nicht diesen Gesetzen fügen will, wird in die Acht erklärt und erhält von den namhaftesten Autoren Frankreichs kein Stück mehr zur Aufführung. Dadurch wird ihm seine Bühnenleitung unmöglich gemacht; denn die französischen Dichter beweisen durch die That, daß allein die dramatische Production das Schwungrad ist, welches das ganze Räderwerk der Bühne in Bewegung setzt und erhält. Die Société selbst ist noch nicht von altem Datum, obgleich schon Beaumarchais den Versuch gemacht hatte, die Schriftsteller, deren Dramen die Comédie-Française zur Aufführung gebracht hatte, zu einem Schutz- und Trutzbündniß gegenüber diesem Theater zu vereinigen. Die jetzige Gesellschaft wurde am 9. Dec. 1837 gebildet, zunächst auf 25 Jahre, mit dem Recht der Erneuerung auf ebenso lange Frist, wenn nach dem Ablauf der ersten nicht zwei Drittheile der Gesellschaft die Auflösung derselben verlangten. Gegenwärtig ist sie bereits in ihr zweites fünfundzwanzigjähriges Stadium getreten. Der Zweck der Gesellschaft ist, nach den Statuten, die Vertheidigung der Rechte ihrer Mitglieder gegenüber den Verwaltungen der Theater und allen andern, die in irgendwelche Beziehungen des Interesses zu

*) Gegenwärtiger Präsident der Gesellschaft, als Nachfolger Léon Gozlan's, ist Lockroy.

als die Hälfte, den Städten, von den zweiten 28. Frankreich besitzt wirkliche „Stadttheater", die in Deutschland noch immer mythisch bleiben, indem selbst die angesehensten Städte ihre großen, neuerbauten Theater wieder einem Pachter übergeben. Im Jahre 1864 ist die Theaterfreiheit im Gegensatz zu den frühern Beschränkungen proclamirt worden; die kaiserliche Regierung ist damit zur Praxis der Französischen Revolution zurückgekehrt. Doch sind in Paris seitdem nur kleinere und unbedeutende Theater neu erstanden. Von den pariser Theatern sind folgende „kaiserlich", d. h. durch Subventionen des Staats unterstützt, welche allerdings nur von Jahr zu Jahr laufen und alljährlich von den Kammern neu votirt werden: die Große Oper, das Théâtre-Italien, die Komische Oper, das Théâtre-Lyrique, das Théâtre-Français, das Odéon, das Théâtre-Impérial auf der Place du Châtelet. Während die Große Oper indeß z. B. im Jahre 1853: 680000 Frs. Subventionsgelder (jetzt erhält sie 800000 Frs.) erhielt, kam dem Théâtre-Français nur eine Unterstützung von 240000 Frs., dem Odéon eine von 110000 Frs. zu. Alle diese Theater stehen unter der Oberleitung der Direction générale des théâtres impériaux, welche im Ministerium des kaiserlichen Hauses im neuen Louvre ihre Bureaux hat. An die Spitze derselben ist gegenwärtig Camille Doucet gestellt, der bekannte Lustspieldichter und Akademiker, also ein Fachmann, nicht wie es in Deutschland allzu oft Brauch ist, ein Hofmann, bei dem die Hofcharge in erster, die dramatische Kunst in zweiter Linie steht. Hier werden alle aufzuführenden Dramen zur Beurtheilung eingereicht, um etwaigen Competenzconflicten vorzubeugen, welche daraus entstehen könnten, daß das eine Theater in das gesetzlich fixirte Genre des andern hinübergreift. Die Genres der einzelnen Theater sind durch das kaiserliche Decret vom 8. Juni 1806 zuerst festgesetzt, durch einen Erlaß des Ministers des Innern vom 25. April 1807 näher bestimmt worden. Obgleich dies Reglement noch immer Gültigkeit hat, so haben doch die einzelnen pariser Theater durch ihre Praxis dasselbe längst illusorisch gemacht; es hat sich eine Art von Gewohnheitsrecht gebildet, das durch die Zugeständnisse des Ministeriums sanctionirt worden ist. So sollte z. B. das

Odéon nach jenem ministeriellen Erlaß nur Lustspiele zur Aufführung bringen, während jetzt dort mehr Tragödien dargestellt werden, als selbst am Théâtre-Français.

Die in Frankreich herrschende Centralisation erstreckt sich auch auf das Theaterwesen. Die pariser Theater sind maßgebend für ganz Frankreich; kein Provinztheater hat jemals eine dichterische Berühmtheit creirt oder überhaupt eine Initiative ergriffen, die von folgenreicher Bedeutung gewesen wäre. Die Stücke, die in der Hauptstadt mit Erfolg gegeben werden, bilden das Repertoire sämmtlicher französischer Bühnen. Wesentlich trägt hierzu die Centralisation des dramatischen Schriftstellerthums in der Société des auteurs dramatiques bei, die ihren Sitz in Paris und in den Provinzen nur ihre Agenten hat. *) Diese Gesellschaft ist in ihrer Geschlossenheit eine Macht, welche der französischen Bühne Gesetze dictirt. Ein Director, der sich nicht diesen Gesetzen fügen will, wird in die Acht erklärt und erhält von den namhaftesten Autoren Frankreichs kein Stück mehr zur Aufführung. Dadurch wird ihm seine Bühnenleitung unmöglich gemacht; denn die französischen Dichter beweisen durch die That, daß allein die dramatische Production das Schwungrad ist, welches das ganze Räderwerk der Bühne in Bewegung setzt und erhält. Die Société selbst ist noch nicht von altem Datum, obgleich schon Beaumarchais den Versuch gemacht hatte, die Schriftsteller, deren Dramen die Comédie-Française zur Aufführung gebracht hatte, zu einem Schutz- und Trutzbündniß gegenüber diesem Theater zu vereinigen. Die jetzige Gesellschaft wurde am 9. Dec. 1837 gebildet, zunächst auf 25 Jahre, mit dem Recht der Erneuerung auf ebenso lange Frist, wenn nach dem Ablauf der ersten nicht zwei Drittheile der Gesellschaft die Auflösung derselben verlangten. Gegenwärtig ist sie bereits in ihr zweites fünfundzwanzigjähriges Stadium getreten. Der Zweck der Gesellschaft ist, nach den Statuten, die Vertheidigung der Rechte ihrer Mitglieder gegenüber den Verwaltungen der Theater und allen andern, die in irgendwelche Beziehungen des Interesses zu

*) Gegenwärtiger Präsident der Gesellschaft, als Nachfolger Léon Gozlan's, ist Lockroy.

den Autoren treten; die mit den möglichst geringen Kosten verknüpfte Wahrnehmung der Rechte der Autoren in Paris und den Departements, und die Gründung einer Unterstützungskasse zum Besten der Mitglieder, ihrer Witwen, Erben und Verwandten. Der 18. Artikel der Statuten untersagt den Mitgliedern der Genossenschaft, irgendein älteres oder neues Werk auf einem Theater darstellen zu lassen, welches mit der Gesellschaft der Autoren keinen Vertrag abgeschlossen hat; er verbietet überdies den Schriftstellern, mit den Theatern besondere Verträge abzuschließen gegen minder günstige Bedingungen, als diejenigen, welche jene allgemeinen Verträge oder provisorisch anerkannte Usancen festgestellt haben. Auf Uebertretung dieses Artikels steht eine Geldstrafe von 6000 Frs. Ein mächtiger, fast terroristischer Gemeinsinn und Corpsgeist prägt sich in allen diesen Bestimmungen aus, welche namentlich für die schwächern und minder berühmten Autoren eine gewaltige Schutzwehr bilden. Das geistige Eigenthumsrecht der Dramatiker selbst beruht auf dem Gesetz vom 19. Juli bis 6. August 1791, welches nicht gestattet, daß die Werke der lebenden Schriftsteller auf irgendeinem öffentlichen Theater in ganz Frankreich zur Aufführung gebracht werden ohne die förmliche und schriftliche Zustimmung der Autoren oder ohne die ihrer Erben und Cessionare. Den Autoren ist es freigestellt, ihre Zustimmung an Bedingungen zu knüpfen, wie sie ihnen gut scheinen. Diese Organisation des dramatischen Schriftstellerthums hat sich in Frankreich glänzend bewährt; beliebte Dramatiker können sich ein beträchtliches Vermögen erwerben, wie dies das Beispiel Scribe's und neuerdings Victorien Sardou's beweist, der sich ein prächtiges Schloß bei Marly bauen konnte, obgleich seine Bühnenerfolge noch von ziemlich neuem Datum sind.

Unter den pariser Theatern nimmt die Comédie-Française, das Théâtre-Français den ersten Rang ein. In dem Ministerialerlaß vom 25. April 1807, welcher die hierarchische Stufenfolge der pariser Theater festsetzte, steht es als das Theater Sr. Majestät des Kaisers in erster Linie, selbst noch vor der Großen Oper. Napoleon liebte gerade die Tragödie der französischen Classiker, seine Aeußerungen über Corneille

sind bekannt. Der eigentliche Ursprung des Théâtre-Français reicht zurück bis auf das Jahr 1680, auf die Zeit Ludwig's XIV., welcher am 21. Oct. die Vereinigung der beiden Schauspielgesellschaften befahl, die damals im Hotel de Bourgogne und in der Rue Guénégaud spielten. Der vereinigten Gesellschaft wurde das ausschließliche Schauspielmonopol für Paris anvertraut. Von Haus aus war ihre Verfassung eine demokratische und beruhte auf dem Princip der Selbstregierung und Selbstverwaltung unter Aufsicht der Hofbeamten. Die Einnahmen wurden in 24 Theile getheilt, aus denen verhältnißmäßige Quoten, nach Abzug der andern Bedürfnisse des Budgets, das Gehalt der einzelnen Darsteller bildeten. Ein Comité von sechs Mitgliedern vertrat den leitenden Ausschuß; in Generalversammlungen wurde das Repertoire festgestellt und andere Angelegenheiten besprochen. Die Gesetzgebung des Théâtre-Français zeigt seitdem fortwährende Schwankungen, welche das Hauptgewicht des Einflusses bald in die Wagschale der Gesellschaft, bald in die der Aufsichtsbehörden legten. Die Sociétaires waren Rebellen von Haus aus und protestirten stets gegen die Eingriffe der Staatsgewalt in ihre Rechte. Ein Decret vom 15. Oct. 1812, das „Decret von Moskau" genannt, regelte die ganze Organisation des Theaters meistens auf den frühern Grundlagen. In seinen Hauptbestimmungen besteht es noch gegenwärtig in Kraft, nur daß der Präsident der Republik durch ein Decret vom 27. April 1850 die Befugnisse der Sociétaires zur Selbstregierung wesentlich einschränkte, indem er einem „Administrateur" die artistische Oberleitung und Initiative anvertraute, der selbst wieder unter dem Ministerium des Innern, gegenwärtig unter dem Ministerium des kaiserlichen Hauses steht. Gleichwol besteht noch das Verwaltungscomité der Gesellschaft, welches das Budget des Theaters aufstellt, fort, ebenso die berathende Generalversammlung. Auch darf der Administrateur kein neues Stück zur Aufführung bringen, welches nicht durch das Lesecomité des Théâtre-Français angenommen worden ist. Die Erlaubniß zur Aufführung wird indeß nach dem Decret vom 6. Juli 1853 vom Staatsministerium ertheilt. Zu den frühern, nicht aufgehobenen Bestimmungen gehört die Verpflichtung, alle Monate ein neues

oder neu einstudirtes Trauer- oder Lustspiel in fünf Acten und ein neues oder neu einstudirtes Lustspiel in drei Acten oder in einem Act zur Aufführung zu bringen.

Das Théâtre-Français ist die classische Bühne Frankreichs, welche die alten Traditionen wahrt, aus den Trauerspielen Corneille's und Racine's, aus den Lustspielen Molière's den Hauptstock ihres Repertoire bildet und neuen Richtungen der Literatur nur schwer ihre Pforten öffnet. Sie besitzt die vornehme Exclusivität des Instituts. Irgendein Schimmer von Classicität muß das Haupt eines nachgeborenen Poeten umleuchten, dessen Dramen von den Schauspielern und Schauspielerinnen der Aufführung würdig befunden werden sollen. Der Aufruhr der Romantiker störte das Lesecomité des Théâtre-Français lange Zeit nicht aus seiner classischen Ruhe auf. Erst Victor Hugo's „Hernani" brach sich die Bahn in diese geweihten Räume, nicht ohne eine tumultuarische Opposition hervorzurufen. Dem Siege der romantischen Richtung trat indeß das classische Talent der Rachel entgegen, welche noch einmal die heilige Schar der altclassischen Heldinnen mit einem Feuer beseelte, das ihr neue Triumphe sicherte. Seit dem Tode der Rachel lebt die alte Tragödie nur noch ein Scheinleben auf den Bretern des Théâtre-Français; Corneille und Racine werden applaudirt; aber dieser Applaus klingt nur wie ein schuldiger Zoll der Ehrfurcht. Die Tragoedia togata ist eine Sache der Convenienz, der Ueberlieferung; das hohle declamatorische Pathos, das sie verlangt, steht im offenbarsten Widerspruch mit der fein charakterisirenden Spielweise, mit welcher die Comédiens ordinaires de l'Empereur die Rollen der modernen Conversationsstücke darstellen. Man empfindet dies als eine Anomalie. Früher oder später wird ein anderer Genius den Angriff auf diese Unsterblichen erneuern, der Victor Hugo mislungen ist — und die Stunde der Corneille und Racine hat geschlagen. Die neue Richtung, die jetzt am Théâtre-Français am Ruder ist, paciscirt mit der dramatischen Classicität, wenn sie auch aus ihren Bahnen herauslenkt. Hat dies Theater doch auch ein unsterbliches Muster für die Darstellung lebenswahrer Charaktere und Situationen in den Lustspielen des noch immer wahrhaft erfolgreichen Molière.

Als das Haupt der neuen Dramatiker des Théâtre-Français muß Ponsard gelten. Er begann als echter Classiker mit seiner „Lucrèce", welche die gewaltige Rachel zum Siege führte. Doch schon sein zweites Stück „Agnes de Méranie" hatte einen Mißerfolg, der Ponsard von weiterer Verfolgung seiner neuclassischen Tendenzen abschreckte. Mit richtigem Instinct betrat er in seiner „Charlotte Corday" diejenige Bahn, die allein zu einer zukunftvollen Erneuerung des französischen Theaters führen konnte, die Bahn des modern-historischen Dramas. Nachdem er in den Stücken „L'honneur et l'argent" und „La Bourse" das moderne sociale Leben und die Geldfrage zum Gegenstand scharf ins Leben eingreifender Sittenkomödien gewählt, kehrte er in seinen neuesten Stücken: „Le lion amoureux" und „Galilée" zum historischen Drama zurück, soweit es von modernen Principienkämpfen bewegt wird, und kann als der Vorkämpfer des gesunden Idealismus betrachtet werden, der auf der Bühne die großen geistigen Gegensätze des Jahrhunderts spiegelt. Man hat Ponsard oft als das Haupt einer Schule des Bon sens bezeichnet. Jedenfalls finden die Ausschreitungen der romantischen Schule in seinen Dramen eine willkommene Correctur, ohne daß er die ganze Nüchternheit des modernen Realismus zur Schau trägt. Seine Phantasie ist nicht reich; der Wurf seiner Dramen ist nicht kühn und grandios; doch hat er Verstand und Geschmack und eine unleugbare Präcision und Energie des dramatischen Stils.

Nächst ihm ist Emile Augier der Hauptbeherrscher des Théâtre-Français; er besitzt ein wärmeres, glänzenderes Talent als Ponsard. Auch er debutirte mit einer antiken Studie „La Ciguë", und zwar auf dem Gebiet des Lustspiels, dem er auch treu geblieben ist. Sein bestes Drama ist „Gabrielle", noch immer ein Lieblingsstück des Théâtre-Français, eine Verherrlichung des Familienlebens im Gegensatz zu den Demi-Monde-Dramen, zu denen übrigens auch Augier in seinem Stück „Le mariage d'Olympe" einen Beitrag gab. In dem Lustspiel „La pierre de la touche" behandelte er die Geldfrage; der Reichthum wird darin als ein Prüfstein der Charaktere hingestellt; in dem Stück „La ceinture dorée" stellt er einen Edelmann und einen reichgewordenen Bürgerlichen einander gegenüber.

Einen glänzenden Erfolg errangen Augier's Dramen: „Les effrontés" und „Le fils de Giboyer", in welchen nicht nur der alte Giboyer eine aus auffallenden Contrasten gemischte Persönlichkeit ist, die Interesse einflößt, sondern auch das Hereinziehen der politischen und socialen Strömungen in die Handlung des Lustspiels für bedeutsam gelten muß. In andern neuen Dramen Augier's wie „Maître Guerin" und „La contagion" zeigte die Composition große Mängel.

Das Haupt der „Précieux", der rührenden, loyalen Dramatik, welche sich besonders des Schutzes der Kaiserin erfreut, ist Octave Feuillet, der in seinen Dramen das Laster malt, aber „den Teufel dazu"; doch ist er nur mit kleinern Stücken auf das Théâtre-Français gedrungen. Das Demi-Monde-Drama dieses Theaters ist vorzugsweise durch die beiden Stücke von Mario Uchard: „La Fiammina" und „Le retour d'un mari" vertreten, die ihren Stoff unmittelbar aus nächsten persönlichen Beziehungen und der Wahrheit des Coulissenlebens schöpften. Den Gegensatz zwischen „Sacs et parchemins" behandelte Jules Sandeau, der Jugendfreund der George Sand und Hauptmitarbeiter Augier's, in seinem noch immer als Repertoirestück sich bewährenden Drama: „Mademoiselle de la Seiglière." Das Lustspiel in akademisch gefeilter Form pflegte Camille Doucet, dessen Dramen: „Chasse aux fripons", „Le fruit defendu", „La considération" glücklichen Erfolg hatten. Ein erfolgreiches Repertoirestück des Théâtre-Français ist ferner der „Duc Job" von Léon Laya. Neuerdings hat das Werk eines Poeten der Victor Hugo'schen Schule, Jacques Vacquerie: „Le fils", durch die Kraft seines dramatischen Stils bei aller Verzwicktheit der Fabel einen günstigen Erfolg davongetragen.

Victor Hugo und mit ihm die romantische Muse ist aus Staatsrücksichten vom Théâtre Français verbannt worden. Die Aufführung von Alfred de Musset's: „Fantasio", eines Dramas, das mehr noch an die deutsche als an die französische Romantik erinnert, kann kaum als ein Zugeständniß an diese Richtung betrachtet werden. Eher dürfte das zweiactige Drama Theodor's de Banville: „Gringoire", das einen französischen Narciß zum Helden hat, der romantischen Schule beizuzählen sein.

Die festen Grenzen des Repertoire des Théâtre-Français scheinen in jüngster Zeit ins Schwanken gekommen zu sein. Einige der beliebtesten Schriftsteller, wie Victorien Sardou, sind von demselben ausgeschlossen; nur eins seiner Dramen: „Le papillon", kam zur Aufführung und hatte einen Miserfolg. Rücksichten auf die Moral veranlassen ebenso wenig eine hermetische Absperrung, sonst würden Bacquerie's „Le fils" und andere Stücke von den Sociétaires nicht zur Aufnahme angenommen worden sein. Jedenfalls paßt das Neue, welches das Theater bringt, nicht zu seinem classischen Stammrepertoire in Trauer- und Lustspiel, und bildet mit ihm zusammen eine befremdliche Musterkarte.

Die alte Garde der Darsteller des Théâtre-Français lichtet sich ähnlich wie bei dem wiener Burgtheater. Samson, vorzüglich in den Charakterrollen des Lustspiels, hat sich vom Theater seit 1863 zurückgezogen. Am 26. Dec. 1865 ist Jean Baptiste François Provost gestorben, zu dessen Hauptrollen der Marquis de Prime in „Le duc Job", der Bankier Charrier in „Les effrontés" und der Deputirte Maréchal in „Le fils de Giboyer" gehörten, ein Darsteller voll großer Lebenswahrheit und feinen Tons in alten und neuen Dramen. Tapfer behauptet sich noch François Regnier (geb. 1807). Zur alten Garde muß man nach deutschen Begriffen auch die stets schlagfertige Molière'sche Soubrette, Augustine Brohan (geb. 1824), eine originelle geistsprühende Darstellerin, rechnen, welche im alten und neuen Repertoire gleichmäßig zu Hause ist, auch mehrere kleine Dramen und allzu scharfe Feuilletonartikel verfaßt hat. Ein bedeutender Charakterdarsteller ist François Jules Edmond Got (geb. 1822), trefflich als der Figaro von Beaumarchais, aber auch ein Hauptträger der neuen socialen Komödie. Seine Glanzleistung war Augier's Giboyer, in welcher Rolle er für Paris typisch geworden ist. Jean Baptiste Prosper Bressant (geb. 1815) ist der feine Bonvivant des ersten pariser Theaters, distinguirt in seinem Auftreten, nur vielleicht etwas zu conventionell in den Formen desselben. Seine Hauptrolle ist Bolingbroke in Scribe's „Verre d'eau". Ein junges vielversprechendes Talent ist Benoit Constant Coquelin (geb. 1841), seit 1864 Sociétaire der Comédie-Française. Seine

Darstellungen, wie neuerdings sein Gringoire, zeigen ein kecks Colorit. Die Tragödin, Madame Goyon, gehört mehr der alten declamatorischen Schule an und bringt ihren Corneille mit Feuer und Pathos zur Geltung. Es sind noch tüchtige Talente unter den jüngern Kräften dieses durch sein meisterhaftes Ensemble für ganz Europa mustergültigen Théâtre-Français, wie z. B. Mlle. Favart.

Das zweite kaiserliche Schauspielhaus, das Théâtre de l'Odéon, auch „Théâtre de l'Impératrice" in dem Decret von 1806 genannt, liegt mitten im Quartier-Latin, eine Lage, die auf die ganze Physiognomie des Theaters den größten Einfluß ausüben mußte. Anfangs als eine Filiale des Théâtre-Français betrachtet und nur für das Lustspiel bestimmt, hat das Theater, ganz im Widerspruch mit seinem durch das erste Kaiserthum festgestellten Genre, besonders und mehr als das Théâtre-Français die Tragödie gepflegt, welche ja auch bei den jungen Akademikern auf ein vorwiegendes Interesse rechnen darf. Das Publikum dieses Theaters besteht in erster Linie aus den Studenten und ihren „Frauen", aus den jungen Gelehrten des Quartier-Latin, denen sich, bei neuen Erscheinungen von Bedeutung, die großen Namen des Instituts und die fashionable Welt des jenseitigen Paris anschließt. Das Publikum hat seine akademischen Unarten, so gut wie das Publikum einer deutschen Universitätsstadt; es macht politische Fronde, wo es irgendmöglich ist, hebt Anspielungen durch Applaus hervor, oder drückt einzelnen Stellen durch diesen Applaus das Gepräge von Anspielungen auf. Namentlich wird die Anwesenheit des Kaisers zu lebhaften Demonstrationen benutzt, wie an jenem Theaterabend, wo das Parterre des Odéon zu Gunsten des Luxembourg-Gartens gegen den Präfecten Haußmann opponirte, der den alten Park mit einer jetzt in Angriff genommenen Vivisection bedrohte. Das jugendliche, nicht an Hergebrachtem hängende Publikum, das auch für dramatische Neuerungen empfänglich ist, läßt diesem Theater die Möglichkeit, allerlei Versuche und Experimente zu machen, welche jenseit der Seine allzu gewagt wären. Das Odéon ist das Theater der Studien, das dramaturgische Versuchsfeld — und zwar in jeder Hinsicht; es pflegt vorzukosten für das Théâtre-

Français. Nicht nur viele Dichter machen von hier aus den Sprung auf die classische Bühne, auch einzelne Stücke, die hier Erfolg hatten, sind später im Theater der Rue Richelieu acceptirt worden, wie z. B. „La Ciguë" von Augier, „Les ennemis de la maison" von Camille Doucet und viele andere. Auch für die Schauspieler ist das Odéon die nächste Vorstufe zum Théâtre-Français. Gleichwol hat das Odéon auch seine selbständige Bedeutung. Die poetische Richtung des Dramas, die jenseit der Seine kaum noch durch Ponsard vertreten ist, treibt hier oft neue Blüten. So hat z. B. Louis Bouilhet, ein Anhänger der romantischen Schule, neuerdings mit seinem Drama in Versen: „La conjuration d'Amboise", auf dem Odéon einen großen Erfolg errungen, nachdem er schon früher dort seine „Madame de Montarcy" und „Hélène Peyron" zur Aufführung brachte. Diese Stücke sind schwunghaft und oft bizarr; die Sprache geschmackvoll und schön; aber es fehlt ihnen Einheit der Composition, dramatisches Genie und Bedeutung für die Zeit. Einen großen Namen hat das Odéon in Paris fast allein auf seinem Repertoire — den Namen der George Sand, welche von ihrer Idylle „François le Champi" ab bis zu ihrem erfolgreichsten Drama: „Le Marquis de Villemer" ihre Stücke diesem Theater der jungen Akademiker anvertraut hat. Das eigentliche Demi-Monde- und Lorettendrama hat sich auf dieser Bühne nie einzubürgern vermocht; es gehört den Bankier- und Fremdencirkeln an und gemahnt fremdartig in einer Welt, welche dem Grisettenthum huldigt und das Leben „de la Bohème" führt. Die Schauspieler des Odéon sind tüchtige Kräfte, wie namentlich Berton, der Darsteller des Marquis de Villemer, die Inscenirung ist trefflich unter der neuen Direction des Herrn Cheri.

Die beiden Theater des socialen Lustspiels, welches die Runde über die europäischen Bühnen gemacht und auch auf das deutsche Theater einen nicht zu billigenden Einfluß ausgeübt hat, sind das Théâtre du Vaudeville, gegenüber dem großen Börsentempel, und des Gymnase auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle. Das erstere ist begründet 1792 und sollte nach den ministeriellen Bestimmungen von 1807 nur kleinere Stücke mit Couplets und Parodien in sein Repertoire auf-

nehmen; das Gymnase-Theater besteht erst seit der Zeit der Restauration und nahm bald den Titel eines „Théâtre de Madame" an. Das Gebäude des Vaudeville-Theaters fällt jetzt den verschönernden Tendenzen des Stadtpräfecten zum Opfer, der eine seiner geraden Verbindungslinien von der Großen Oper bis zur Börse zieht. Dafür erhebt sich ein neues Schauspielhaus an der Ecke des Boulevard des Capucines und der Rue d'Antin. Während das Vaudevilletheater auch kleine Bluetten und Singspiele nach seinem ursprünglichen officiellen Programm und seinem Namen gibt, pflegt das Gymnase ausschließlich den Cultus der socialen Komödie. Bald nach seiner Begründung schloß es einen Vertrag mit Scribe ab, den es gegen eine lebenslängliche Rente von 6000 Frs. verpflichtete, keinem andern Theater als dem Gymnase Stücke irgendwelcher Art zu geben, das Théâtre-Français, die Große Oper und die Komische Oper ausgenommen. Scribe begründete den Ruhm und die Erfolge des Gymnase durch eine Reihe von Stücken, welche treffende Sittengemälde des Restaurationszeitalters waren. Im Vaudeville- und Gymnasetheater ließ der jüngere Dumas seine edeln und schwindsüchtigen Loretten in den Demi-Monde-Dramen zuerst über die weltbedeutenden Breter wandeln. „La Dame aux camélias" eröffnete 1852 den Reigen im Vaudevilletheater; ihr folgten im Gymnase „La Dame aux perles", „Demi-monde", „La question d'argent", „Le fils naturel", „Le père prodigue". Auch der glücklichste Nachfolger Scribe's, Victorien Sardou, alternirt mit beiden Theatern. Am Vaudeville erlebte er seinen ersten großen Erfolg mit „Nos Intimes", später mit der „Famille Benoîton", neuerdings mit „Maison neuve"; am Gymnase mit „Les vieux garçons", und vor kurzem mit „Nos bons villageois". Auch Octave Feuillet's Hauptdramen, wie: „La Crise", „Le Roman d'un jeune homme pauvre", „La rédemption", „La biche en bois dormant", sind am Vaudeville oder, wie „Montjoye", am Gymnase zur Aufführung gekommen.

Die Darsteller dieser beiden Bühnen besitzen eine hervorragende Gewandtheit in dem feinsten Zusammenspiel des Conversationsstücks. Die Gesellschaftsgemälde des neuen Paris,

welche der jüngere Dumas, Sardou und Feuillet geschaffen, erfordern diese Feinheit der Conversation und Darstellung im höchsten Grade, weil ihre Helden und Heldinnen zum großen Theil einer zweideutigen Welt angehören und in den verfänglichsten Situationen auftreten. Von diesen Darstellern erwähnen wir besonders Pierre-Chéri-Lafont (geb. 1801), ein Meister in der Darstellung von Bonvivants und militärisch gehaltenen Charakteren, wie z. B. de la Rivonnière's in „Le père prodigue", Raoul's in „Montjoye" und neuerdings des Barons in „Nos bons villageois"; ferner den Charakterdarsteller François Louis Lesueur, einen Hauptträger des Repertoire („Mercadet" und „Le père prodigue"); Mme. Doche (geb. 1821), die treffliche Darstellerin der Camelliendame; Mlle. Fargueil (geb. 1819), bei ihrem Auftreten eine glänzende Schönheit, seit 1852 am Vaudeville engagirt, die zu ihren Hauptrollen die Olympe in der „Mariage d'Olympe", Madeleine in „Rédemption", Thérèse in „Les Lionnes pauvres" zählt; und Marie Delaporte (geb. 1838), eine liebenswürdig frische Darstellerin (Cecile in „Montjoye", Jave in „L'ami des femmes", Geneviève in „Nos bons villageois"). Von den Darstellern des Vaudeville ist besonders Delannoy hervorzuheben.

Eine Stufe tiefer als diese Bühnen in Bezug auf den künstlerischen Kreis, den sie umschreiben, stehen die Théâtres de la Gaîté, L'Ambigu comique und das Théâtre de la Porte Saint-Martin, einst die Arena, auf welcher die Muse der Romantiker ihre Triumphe feierte, und Lemaître, der Talma der Boulevards, Buffo und Tragöde zugleich, die seltsam gemischten Charaktere dieser Schule zum Siege führte. Das Theater, auf dem gleichnamigen Boulevard gelegen, ist durch den Ministerialerlaß von 1807 ausdrücklich für das melodramatische Genre, für die großen Schaustücke bestimmt; doch sollen hier wie in allen Theatern zweiten Ranges bei dem Gesang nur bekannte Melodien benutzt werden. Ebenso sind alle „ballets dans le genre historique et noble" der Großen Oper ausschließlich verstattet. Das Théâtre de la Gaîté, früher in der Nähe des Chateâu d'Eau, jetzt eine Zierde des Square des Arts-et-Métiers in der Nähe des Boulevard de Sebastopol, besteht seit 1760. Seine

Specialität waren Pantomimen jeden Genres, Harlekinaden und andere Possen. Dasselbe gilt von seinem Filialtheater l'Ambigu comique (gegründet 1772). In allen diesen Theatern, in denen die Bluse in den obern Rängen und im Parterre vorherrscht, werden jetzt vorzugsweise packende Criminaldramen gespielt. Das Théâtre de la Porte Saint-Martin gibt vorzüglich große Ausstattungsposſen und wagt sich sogar bisweilen an große deutsche Dichtungen. So haben Dennery und Marc Fournier den Goethe'schen „Faust" für diese Bühne eingerichtet; eine Aufführung, bei der die glänzende Ausstattung die Hauptrolle spielte. Dies Theater gibt auch die brillantesten „Féeries" und „Revues", bei denen die weibliche, halbnackte Plastik und das elektrische Licht nächst massenhafter Statisterie und eleganten Costümen die meiste Anziehungskraft ausüben. Die Féerie hat sich aus den Revues entwickelt, welche man früher nur in den ersten vierzehn Tagen des neuen Jahrs spielte und welche eine Art von plastisch-mimischer Jahresschau bildeten, fleischgewordene Kalenderillustrationen. Hiervon emancipirten sich die selbständigen Feenstücke, „La biche au bois," „Le déluge" u. a., welche die Poesie der Scene auf das freieste entfalteten, oft aber allzu sehr in ihren Gruppirungen an die Drehscheiben der umherziehenden Meßkünstler erinnerten.

Dem Théâtre de la Porte-Saint-Martin ist ein mächtiger Rival erwachsen in dem zum Ressort des kaiserlichen Ministeriums gehörigen Théâtre Imperial du Chatelet, welches früher auf dem Boulevard du Temple die hochpatriotischen Spectakelstücke Mocquard's und Dennery's aufführte und die Franzosen in allen Welttheilen, in Peking und Algier, nebenbei auch die syrischen Metzeleien und den Knaben Mortara auf die Bühne brachte. Dieser chauvinistische Eifer ist inzwischen etwas erkaltet; das sehr geschmackvolle Theater führt jetzt lieber dramatische Märchen auf, wie „Cendrillon" und zwar in einer Ausstattung, mit welcher die Porte-Saint-Martin kaum Schritt zu halten vermag.

Diese vier Bühnen sind die eigentlichen Volksbühnen für größere Stücke ernsten und heitern Genres, für Schau- und Spektakelstücke voll Mord und Todtschlag, Kriegslärm, nackter

Schönen, im Stil der Freske oder des Holzschnitts. Für diese Bühnen sind nun die Volksdramatiker thätig, der frühere Schauspieler Clairville, der mehr als 250 Stücke geschrieben hat, Dennery, der ungefähr 200 Dramen allein und mit andern zusammen verfaßte und die Zauberstücke nur aus dem Aermel schüttelt, Anicet-Bourgeois, der in vieler Hinsicht als der Schöpfer dieser Sensationsdramatik betrachtet werden kann, Théodore Barrière, Dumanoir u. a. Was die Darsteller dieser Volksbühnen betrifft, so befinden sie sich in der Regel auf der Wanderschaft von einer zur andern und werden auch von den Directionen gegenseitig geborgt für Aufführung bestimmter Stücke. Der schöne Fechter (geb. 1824), der bei seinen Gastspielen in London die Robert Macaires für den englischen Geschmack zu „englisiren" versteht, Mélingué (geb. 1812), der zugleich Bildhauer ist und im „Benvenuto Cellini" seine eigenen Statuetten mitspielen läßt, Lacressonnière (geb. 1819), früher der Hauptdarsteller der Rollen von Dumas und Soulié im Theatre historique, gegenwärtig am Ambigu comique engagirt, Dumaine (geb. 1831), gegenwärtig an dem Gaîté-Theater, Laferrière, anfangs am Théâtre-Français, später am Odéon und den Boulevardtheatern, ein Wanderschauspieler, auch in dem übrigen Frankreich und Deutschland bekannt — das sind die Namen, die hier verdienen hervorgehoben zu werden.

Das dramatische Dessert wird von einer beträchtlichen Zahl von Bühnen dargeboten, welche den Kleinhandel mit Vaudevilles, Bluetten, Operetten erfolgreich betreiben. Das Théâtre des Variétés auf dem Boulevard Montmartre wetteifert bisweilen in Ausstattungsstücken mit der Porte Saint-Martin, wie neuerdings in der Posse „Le royaume des femmes". Doch ist die Pracht der Ausstattung hier auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt; die Hauptwirkung beruht auf der Grazie und dem Talent der Soubretten, von denen Mlle. Alphonsine namentlich die Herzen des Publikums im Sturm erobert hat. Noch mehr auf der Macht des ewig Weiblichen beruhen die Erfolge der Délassements-Comiques, eines Theaters, dessen Zettel bei der Darstellung des Feenmärchen „Ric-Din Ric-Don" sechzehn weibliche und nur zwei männliche Mitwirkende aufwies. Von den kleinern Theatern, welche durch die sorgsame

Pflege von Specialitäten einen gewissen künstlerischen Werth beanspruchen können, ist das Théâtre du Palais-Royal, das seit 1830 besteht, die Stätte, wo die altfranzösische Munterkeit noch am meisten heimisch blieb, und wo Schauspieler wie Hyacinthe, Arnal, Levassor, Brasseur die Traditionen derselben noch in der Gegenwart mit Glück aufrecht halten. Die übrigen Theater, das Théâtre-Beaumarchais, das Théâtre des Nouveautés, das Théâtre des Folies Saint-Germain, das Théâtre des Funambules, das Théâtre du Prince Imperial, welches schon den Uebergang zum Circus bildet, sowie die Theater der jetzt annectirten Banlieue, welche wie das Theater von Belleville zum Theil der geschichtlichen Tragödie huldigen, genügt es hier erwähnt zu haben. Alle diese Bühnen beziehen ihren literarischen Proviant von denselben Autoren wie die größern Volkstheater, von den Clairville, Dennery und Thiboult, und befriedigen die Schaulust nach besten Kräften. Hier findet man die Blouse und das eigentliche Volk von Paris häufiger als in den großen Theatern.

Es ist der Strom der frischen Lebensluft, den man in diese Kanäle zu leiten sucht, damit er nicht etwa im politischen Freiheitsrausch über die Ufer trete.

X.

Oper, Concert und — Théâtre.

Von

Heinrich Ehrlich und **Julius Rodenberg.**

Ueber das pariser Musikleben herrschen in Deutschland verschiedene Meinungen, die aber alle darin übereinzustimmen scheinen, daß sie eben — keine große Meinung von Paris in dieser Beziehung haben. Die Anhänger der classischen Musik weisen darauf hin, daß von Bach und Händel nur die kleinern Klavierstücke bekannt sind, die allenfalls auch im Salon einen gewissen angenehmen Eindruck hervorbringen, wenn sie recht fein und elegant nuancirt, also ihrem Charakter nicht entsprechend vorgetragen werden, daß aber die größern Werke dieser Meister, namentlich die Oratorien, gegen welche die Franzosen eine gewisse Abneigung hegen, niemals Aufnahme gefunden haben. Die Romantiker der Schumann'schen Schule blicken mit Geringschätzung auf eine Stadt, die den Componisten, dem sie höchsten Cultus weihen, nur in manchen seiner Schöpfungen, z. B. im Quintett und in der B-dur-Symphonie, so hoch stelle wie Mendelssohn, dagegen an seinen Trios, seinen Liedern, seiner

dritten Symphonie nicht unbedingtes Gefallen finde. Den Zukunftsmusikern, oder „Neudeutschen", ist Paris die sittenverdorbene Stadt, in welcher „Tannhäuser" den Machinationen einer Clique geopfert wurde, die keine Aufführung der Großen Oper ohne Ballet dulden will; alle Parteien sind auch darin einig, daß von Paris aus jene Gattung Opernmusik sich verbreitet hat, bei welcher die Musik nur leichtfertigen, oft lasciven Texten als Folie dient, und daß selbst die sogenannten hochdramatischen Opern nur große Parade-, Schau- und Tanzstücke sind, bei welchen die Musik öfters eine secundäre Rolle spielt.

Alle diese Urtheile haben ihre unleugbare Berechtigung, sie sind auf Thatsachen gegründet .... Und dennoch welche Gegensätze zu den aufgezählten Thatsachen bieten sich dem Forscher der Culturgeschichte dar!

Von diesem leichtfertigen Paris begannen die Opern Gluck's ihren Triumphzug durch die Welt, und die unermeßlichen Reformen der dramatischen Musik, welche dieser große Componist unternahm, wurden zuerst von den Parisern geprüft, gewürdigt, in einer ganzen Literatur von Streitschriften erläutert, bekämpft — dem allgemeinen Verständniß nahe gebracht, und dies alles zu einer Zeit, wo das öffentliche Leben ein noch viel leichtfertigeres war als jetzt; wo in den höchsten und in den sie nachäffenden Kreisen nur die Sucht nach frivolstem Zeitvertreib vorherrschte. Fünfundzwanzig Jahre später, als Frankreich sich kaum von der furchtbarsten Revolution erholt hatte, die jemals über den Erdkreis geschritten, vereinigen sich die Musiker von Paris, um Haydn's „Schöpfung" im Théâtre des Arts aufzuführen, und senden ihm eine goldene Medaille; zwei Jahre später (1802) sendet ihm das Institut national des Arts et Sciences eine zweite; im nächsten Jahre nach dieser Auszeichnung erhält Haydn eine dritte goldene Medaille aus Paris. Im Jahre 1807, als das Kaiserreich die pomphaften Feste, das Pathos und die Declamation auf die Opernbühne pflanzt, versammeln sich die „enfants d'Apollon", führen unter immensem Andrang des Publikums die „Schöpfung" auf, und wieder ist es Paris, das den betagten Meister mit einer vierten goldenen Medaille

ehrt und den kurzen Weg, den der Greis noch zu wandeln hat, mit Blumen bestreut.*)

Zwanzig Jahre später, als Beethoven in Wien, wo er gelebt und gewirkt hatte, fast vergessen war, und die einschmeichelnden Weisen Rossini's jede andere Musik übertönten, als nur noch wenige edle Geister in Deutschland dem großen deutschen Tondichter stillen Cultus weihten, erscholl mit einem mal die Nachricht aus Paris: die C-moll-Symphonie von Beethoven ist im Conservatorium aufgeführt worden, bei dem Finale hat ein nie erlebter Jubel jene Räume durchbraust; das Publikum erhob sich von den Sitzen, Menschen, die einander nicht kannten, umarmten sich, und ein alter General des großen Kaisers hat mit Donnerstimme: „Vive l'Empereur!" gerufen, um seinem Enthusiasmus Worte zu verleihen! Wenige Jahre später wird durch die „Hugenotten" die historische Oper gegründet. Dazwischen kommt (1832) ein ganz junger deutscher Musiker nach Paris, eine recht tiefinnerliche Natur, dem dies ganze Treiben, die Kunstanschauungen, ja selbst die beliebten Operntexte der Seinestadt ein Greuel sind; er glaubt nicht, daß er daselbst länger als wenige Wochen aushalten wird — nach und nach sieht er zu seinem eigenen großen Erstaunen, wie viele sehr tüchtige Künstler dort leben; sie spielen ihm seine Compositionen vor, fast besser, als er sie in Deutschland gehört, die Gesellschaft der Conservatoriumsconcerte führt eine seiner Symphonien, dann seine Ouverture zum „Sommernachtstraum" (brauchen wir dem Leser noch den Namen des Componisten zu nennen?) in unvergleichlicher Vollendung auf, das Publikum ist entzückt, er spielt das G-dur-Concert von Beethoven, die königliche Familie, der er gar nicht empfohlen ist, kommt und zeichnet ihn aus — und Felix Mendelssohn-Bartholdy verläßt die Stadt mit ganz andern Ideen und Eindrücken, als er selbst eingestehen möchte!

Diese eigenthümlichen Erscheinungen, diese Gegensätze leichtfertigster Oberflächlichkeit und verständnißvoller Empfänglichkeit, die man bis auf den gegenwärtigen Moment verfolgen kann,

*) So lauten die Worte Haydn's in seinem Dankbrief an die Gesellschaft. Ein Jahr darauf starb er.

wo sich in dem Ueberwuchern der niedrig-komischen Oper auf der einen und dem idealsten Kunststreben in den „Concerts populaires" auf der andern Seite dieselbe Thatsache wiederholt: sie lassen sich nur erklären, wenn man die französischen Kunstanschauungen prüft, wie sie sich durch die Concentrirung aller künstlerischen Kräfte in der einen Stadt nach und nach entwickelt und festgestellt haben. Der celtisch-romanische Geist des Franzosen erfaßt mit größerer Leichtigkeit und Vorliebe als der irgendeiner andern Nation das, was sich ihm in ausgeprägter Form bietet; dagegen war es nie sein Streben, einen Kunstgegenstand bis zur Idee zu durchdringen, sich darein zu vertiefen. Das Geistvolle muß geistreich werden, wenn er es schätzen soll: er verlangt auch vom Höchsten, daß es in angenehmer und schöner Faßlichkeit ihm entgegenkomme. Beethoven's C-moll-Symphonie ist ihm die größte von allen, denn in ihr treten alle Motive in prägnanten, markigen Rhythmen auf, die Durchführung ist überall klar und bei einiger Aufmerksamkeit leicht verständlich; die neunte Symphonie steht ihm fern — und nicht etwa das Chorfinale, über welches bekanntlich auch in Deutschland die Ansichten getheilt sind, sondern ebenso sehr die drei ersten Sätze, welche als Gemeingut unsers musikalischen Publikums betrachtet werden können. Es widerstrebt der Natur des Franzosen, eine Handlung erzählen zu hören, ohne sie dargestellt zu sehen; Händel's Oratorien und nun gar die auf streng-protestantischen Grundlagen ruhenden großen Passionsmusiken und Motetten von Bach werden in Paris, in Frankreich niemals verstanden werden.

Ein anderes Moment noch kommt in Betracht, wenn man das musikalische Leben von Paris richtig würdigen will: nämlich die Gesellschaft, welche hier stärker als irgendwo sonst auf jedes Gebiet des künstlerischen und literarischen Schaffens einwirkt. Ehedem hieß es von Paris, daß sich dort alles im Salon mache, selbst die Politik. Und dies ist wahr genug, wenn man an die Salons der Madame Roland, der Staël, Tallien, Récamier, der Fürstin Lieven und Prinzessin de Vaudemont denkt, dieser stolzen Tochter der Montmorencys, gar nicht zu reden von den goldenen Tagen des Salons im 18. Jahrhundert, welcher alles repräsentirte, was Frankreich damals an

Namen, Geist und Schönheit besaß. Aber es gibt keinen Salon mehr, es hilft nichts, sich gegen diese Thatsachen zu verschließen. „Ceci tuera cela", hat Victor Hugo gesagt; das Kaffeehaus, das Ballet, das Wettrennen, das Börsenspiel: alles dieses zusammen hat den Salon getödtet, und an die Stelle desselben ist die „Gesellschaft" getreten, „le Monde" und — dank den Franzosen, die uns dieses Wort gegeben, das man sprechen und schreiben darf: „le Demi-monde".

In den Salons hatte die Musik ihre wohlberechtigte Stelle, sie war dort zu Hause, und der Salon wiederum war der Beschützer der Concertmusik, der Concerte. Die „Gesellschaft" dagegen gibt sumptuöse Diners und läßt in den Soiréen, welche sich regelmäßig an solche Staats-Diners anschließen (ohne das Diner würde niemand zur Soirée kommen!), gemiethete Künstlerinnen singen; die Patti z. B. erhält 1000 Frs. für den Abend. Daß diese Gesellschaft ebenso wenig Gefallen an wirklicher Musik als Geschmack an ernsten Concerten findet, ist nur zu begreiflich. Welcher echte Pariser soll noch zehn Francs ausgeben, um einen Pianisten oder Geiger mehr oder weniger Kunststücke ausführen zu hören, wenn er für denselben Preis einen sehr guten Platz in der Académie Imperiale de Musique erhält! Dort kann er die größten Stimmen bewundern, die schönsten Tänzerinnen in ihrem schönsten (d. h. fast gar keinem) Costüm sehen; die prächtigsten Aufzüge geben ihm Kunde von vergangenen Zeiten, die herrlichsten Decorationen versetzen ihn nach fernen Gegenden; Seestürme, Wasserfälle, Sonn- und Mondaufgänge, Vulkanausbrüche, Eisbahnen mit Schlittschuhläufern ersetzen ihm die Natur, und — alles für zehn Francs. Dabei sieht er die schimmerndsten Toiletten, die berühmtesten Frauen aller Schichten, von der Fürstin Metternich bis zur Rotte Kora (Pearl), neben der Oper entfaltet sich die Komödie der eleganten Welt — und er soll noch ein Concertbillet bezahlen, um eine Sonate von Beethoven zu hören? Ja vor fünfundzwanzig Jahren war das alles noch anders! Damals, wenn auch schon im Entschwinden, konnte man noch die letzten Salons sehen, und bis zuletzt blieben die großen Virtuosen ihnen und sie den großen Virtuosen treu. Von dieser Stätte der Geselligkeit und des feinen Tons, wie einst aus den Salons der

Espinasse und Du Deffand durch die literarische Correspondenz des Baron Grimm, erklang der Ruf ihrer künstlerischen Leistungen und — ihrer galanten Abenteuer durch alle Lande; immer etwas Neues wußten die Zeitungen von ihnen zu erzählen. Bald war Liszt, das himmelstürmende Genie, am Genfersee und trieb socialistische Studien mit seinen Freunden; oder er brachte Wien und Berlin in den Aufruhr des Enthusiasmus; oder er war in Bonn in Begleitung von „la Blonde et la Brune", oder er hatte sich von der Gräfin d'Agoult getrennt, er sollte die Fürstin Wittgenstein heirathen . . . Oder Thalberg, der vollendete „Gentleman-Pianiste", der Sohn eines Fürsten, hatte eine neue Fantasie vollendet, die an Wohlklang und Brillanz alles übertraf, was Herz und Consorten in der Gattung geschaffen; oder Chopin, dieser geist- und gemüthvollste aller Salonpoeten, der schmerzensreiche Sänger Polens, ging mit seiner Freundin George Sand nach einem südlichen Klima — dort trennte er sich wieder von ihr, kehrte nach Paris zurück kranken Herzens, siechen Leibes, von edeln Frauen bis an sein Ende gepflegt. Und hat nicht sein Tod selbst etwas Elegisches, etwas — wir möchten sagen: Symbolisches für das Leben und die Kunst, von denen er Abschied nahm? „Ich möchte dem Instrument Lebewohl sagen", rief er, „welchem ich alles verdanke." Man brachte ein Piano an sein Bett. Mit eisigen Händen und schon umwölkten Gedanken versuchte er die Tasten anzuschlagen. Eine liebliche und rührende Melodie, welche tiefen Schmerz ausdrückte, flüsterte durch die Saiten. Aber der Sterbende war nicht im Stande, seine Improvisation zu vollenden. Die Kraft versagte ihm. Er sank rückwärts in die Kissen und war nach einigen Secunden todt.

Man kann sagen, daß mit Chopin der eigentlich musikalische Salon von Paris sich geschlossen hat. Er starb 1849. Solange er lebte, standen auch die Salons der Fürstin Czartoryska, der Gräfin Kalergi nnd anderer Damen noch in voller Blüte, gleich diesen Damen selbst. Dort empfangen zu werden, gehörte zum guten Ton, und was dort gepriesen und protegirt ward, gelangte gar bald zur Berühmtheit. Allerdings muß zur Steuer der Wahrheit gesagt werden, daß jene Salons eine vortreffliche Schule waren für die Gattung des feinern Lebens,

bei welcher die Kunstfragen, auch die höchsten philosophischen und politischen, im geistreichen Gespräch zwischen zwei Tassen Thee gelöst werden. Hierbei können allerdings rohe, sinnliche Naturen bessern Eindrücken zugänglich gemacht worden, auch an Anregungen für den Künstler fehlt es nicht; aber im ganzen geht die Wahrheit, die höhere Anschauung des Lebens dabei verloren, und die glänzendste Manier, welche es versteht, auch das Höchste der allgemeinen Unterhaltung anzupassen und unterzuordnen, behält die Oberhand über die Bescheidenheit, welche nur das Wahre anstrebt, und welche sich scheut, die Früchte ernster und tiefer Studien auf dem Salon-Präsentirteller herumzureichen. Jetzt ist das freilich anders geworden, mehr vielleicht noch zum Schaden für die Gesellschaft als für die Musik. Der Salon existirt nicht mehr, und auch die ihn illustrirenden Künstler sind vom Schauplatz abgetreten. Chopin ist todt, Thalberg verschollen, und Liszt — Abbé. Die glänzenden Damen der Jetztzeit bekümmern sich vor allem um die Bälle der Tuilerien, die neueste Form der Keilroben, Stadt- und Hofklatsch — der Luxus ist an die Stelle der Eleganz gesetzt. Es wird allerdings noch Musik gemacht in jedem Hause, das einigermaßen zur sogenannten guten Gesellschaft gehören will; aber neben den sehr wenigen berühmten Sängerinnen, deren Arien mit Gold aufgewogen, als Luxusartikel servirt werden, hört man jetzt in den Salons eine solche Masse von unbedeutenden Virtuosen, die sich vordrängen, um nur gesehen, oder vielmehr nur erblickt zu werden, daß es dem Besucher der Salons gar nicht zu verargen ist, wenn er unter dem Wust von Klavierspielern und Geigern, denen er alle Abende ausgesetzt ist, einen wirklich bedeutenden übersieht. Kaum wird er sich desselben noch erinnern, wenn er später seinen Namen auf einer der Concert-Ankündigungen liest, die vom Anfang December bis Anfang Mai, oft vier bis fünf für einen Abend, an den Straßenecken prangen. Concerte sind heute nur eine Visitenkarte der Virtuosen, die sie beim Publikum abgeben; ein Mittel, ihre Compositionen öffentlich hören zu lassen und Verleger dafür zu finden.

Der geneigte Leser darf die Virtuosen-Concerte und deren Publikum nicht verwechseln mit den drei großen Orchester-

Concertunternehmen, welche in Paris bestehen, und welche sich die Pflege der guten Musik zur Aufgabe gemacht haben. Obenan unter diesen steht das berühmte Conservatoire, das Faubourg St.-Germain der Musik. Im Jahre 1828 mit dem ausgesprochenen Zweck begründet, „der Musik und dem Verständniß Beethoven's in Paris Eingang zu verschaffen", ist es seitdem diesem Programm und der exclusiv classischen Richtung treu geblieben, vielleicht nur zu sehr auf Kosten der modernen Production, welcher die Pforten des Conservatoriums sich nur schwer, sehr schwer öffnen. In elf Concerten der Saison 1865—66 kamen drei neue Werke zu Gehör: ein Chor von Meyerbeer, ein Chor aus dem „Weltgericht" von Schneider und — der Tannhäusermarsch von Wagner! Den Zutritt (d. h. ein Billet) in dieses Allerheiligste der classischen Musik zu erlangen, ist für den Fremden so gut wie unmöglich, weil alle Plätze seit vielen Jahren fest abonnirt sind. Es ist ein Beweis besonderer Achtung, ein hoher Act der Gastfreundschaft, wenn ein Abonnent dem ihm empfohlenen Besuch seine Karte für ein Concert im Conservatorium anbietet, und die Herren Directoren der Gesellschaft betrachten es als die höchste Auszeichnung für einen Künstler, wenn sie ihm einen Platz in ihrer Loge am Proscenium anweisen.

Erst in neuerer Zeit haben die Concerte des Conservatoriums etwas von ihrem Nimbus verloren, seitdem ihnen in den „Concerts populaires" von Pasdeloup ein gefährlicher Rival erwachsen ist. Pasdeloup, ursprünglich und lange Zeit ein Musiker von untergeordneter Stellung (er war eine Art musikalischen Factotums im Hotel des Grafen Nieuwekerke, des bekannten Directors der kaiserlichen Kunstsammlungen und — Freundes der Prinzessin Mathilde), hat es durch unermüdliche Energie dahin gebracht, die gute Musik, ohne Unterschied, ob sie alt oder neu sei, zu populariſiren und sie nicht nur der Elite der Gesellschaft, sondern ebenso sehr dem eigentlichen Volk zu bieten. Der größte Saal von Paris (im Cirque-Napoléon) ist nicht groß genug, um die Menge zu fassen, die zu seinen Concerten sich drängt: 3—4000 Menschen, und der geringe Mann, der Arbeiter nicht am wenigsten zahlreich unter ihnen vertreten, bilden das Riesenauditorium, dem er in seinen Concerten

(vierundzwanzig jährlich) und zu einem Eintrittspreise, welcher von 3/4 bis zu 3 Frs. steigt, das Beste gibt, was die classische sowol als die moderne Musik geschaffen hat. Pasdeloup's Erfolg, materiell unbestritten, ward auch künstlerisch gesichert, als Joachim „der Geigerkönig" (roi des violons), der exclusiv classischste aller lebenden Künstler, gerade in diesen seine großen Triumphe feierte und sich hiermit entschieden auf die Seite derer stellte, welche die gute Musik nicht als Prärogativ einer nobeln Gesellschaft und deren Anhänger gelten lassen, sondern als Gemeingut aller Verehrer der Tonkunst verbreiten wollen.

Indeß wird die Musik, als Musik, niemals in Paris den Boden finden, den sie bei uns in Deutschland immer behauptet hat. Man könnte, was man von der Philosophie behauptet hat, auch von der Musik sagen: der Franzose, wenn man ihn in seiner typischen Besonderheit nimmt, hat nur Sinn und Empfänglichkeit für die angewandte, die in Scene gesetzte Musik: hier spielt wieder das leicht bewegliche, dramatische, wenn man will theatralische Element hinein — Paris ist der eigentliche Platz für die Oper!

Auch hier, wie auf den übrigen Gebieten der geistigen Production, kommen als Factoren mit in Rechnung jene Concentrirung aller künstlerischen Kraft Frankreichs in Paris, der daraus entstandene Wetteifer der verschiedenartigsten Richtungen und das ehrgeizige Streben nach Anerkennung des Publikums. Diese Factoren zusammen haben zu jener Vollendung der äußern Form, als des ersten unmittelbar wirkenden Moments geführt, die in allen Erzeugnissen der französischen Kunst wie der Industrie mit Recht bewundert wird. Selbst die unbedeutenden, ganz ephemeren Operetten, welche jetzt auf den Theatern zweiten und dritten Ranges aufgeführt werden, sind mit dem gewissen französischen Geschmack gearbeitet, beurkunden peinliche Studien der Instrumentation und der Declamation, und zeigen den pikanten Zuschnitt der Melodie und melodischen Phrase, der die ganze französische Opernschule kennzeichnet.

Als das Haupt dieser Schule gilt noch immer der jetzt zweiundachtzigjährige Auber, der Componist der „Stummen von Portici", des „Maurer und Schlosser", des „Fra Diavolo", des

„schwarzen Domino". Seine Laufbahn ist bezeichnend für die culturhistorische Entwickelung der neufranzösischen komischen Oper, die in Deutschland im allgemeinen „Conversations"-, von Wagner scharf aber nicht ganz unrichtig die „Pfiffigkeitsoper" genannt wird. Auber ist 1784 in Caen geboren, aber erst im Jahre 1820, als er bereits sechsunddreißig Jahre zählte, gelang es ihm, mit der „Bergère châtelaine" die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen; von ab da stieg er rasch zu Erfolgen, Ruhm und Reichthum. Im Jahre 1822 gab er den „Schnee", 1825 das „Concert bei Hofe", 1825 veröffentlichte er die in ihrer Art classisch zu nennende Oper „Maurer und Schlosser", die seinen Ruf fest begründete. Die politischen Tendenzen, welche sich in jener Zeit geltend machten, benutzte er mit Hülfe seines Freundes und Textdichters Scribe in der „Stummen von Portici" (1828), die einen wahren Sturmerfolg errang. Er versuchte später noch einen ähnlichen zu erzielen durch den „Maskenball" (1833); allein der Erfolg dieser Oper beschränkte sich auf den — Schlußgalopp des fünften Acts, welcher mit seinen rauschenden Klängen einen solchen „Tanzenthusiasmus" entfachte, daß die großen Damen aus den Logen heimlich herabstiegen, eine Maske nahmen und auf der Bühne — mittanzten! Vielleicht genügte ein solcher Succès, stürmisch wie er war, dem Meister doch nicht ganz, und er versuchte noch einmal die große, diesmal biblische Oper „Der verlorene Sohn". Doch inzwischen war Meyerbeer mit seinem „Robert" und den „Hugenotten" hervorgetreten, die alle bisherigen Erzeugnisse dieser Gattung, selbst Rossini's „Tell" verdunkelten — und Auber sah ein, daß die komische Oper seine Domäne war, und diese beutete er aus; sein „Schwarzer Domino", sein „Teufels Antheil", sein „Marco Spada" (1852), der eigentlich nur ein mit moralischen Zuthaten aufgewärmter Fra Diavolo war, beherrschten die Bretter der Opéra-Comique, und die Erfolge, welche Adam (gestorben 1855) mit seinem „Postillon von Lonjumeau", Grisar mit seinem „Bonsoir, M. Pantalon", Reber mit „Le père Gaillard" erzielten, sind nicht zu vergleichen mit denen Auber's. Er ist der Repräsentant jenes feinern gesellschaftlichen Tons, der sich nach der großen Revolution in den Salons des Directoriums und der Kaiserzeit wiederentwickelte, während der Restauration

in seiner Glanzperiode stand, nach 1830 zu sinken begann, und seitdem immer tiefer gesunken ist; seine und seiner Nachfolger Musik bezeichnet diese Phasen genau: 1825 der „Maurer und Schlosser", ein Werk voll Geist, Eleganz, moussirender Champagnerwein, der im Glase perlt und angenehm anregt — einige Jahre später „Der schwarze Domino", dessen Textbuch schon frivolen Tendenzen huldigt, dann nur noch schwache Versuche, die früher sprudelnde Verve wiederzuzeigen. Der in unserer Zeit herrschende Ton jener Gesellschaft, die Auber einst in seinen Opern schilderte, spiegelt sich nunmehr in den modernsten musikalischen Cancanaden ab. Die französische komische Oper ist die in Musik gesetzte Geschichte des französischen Gesellschaftstons.

Auber kann als Privatmann und als Künstler nur von Franzosen und von solchen, die lange in Frankreich gelebt haben, ganz verstanden werden, — dem echten Deutschen wird und muß er ein Räthsel bleiben. So viel guten Humor, so viele Liebenswürdigkeit, so vollendeten Takt mit der größten Indolenz zu vereinigen; sich die Geneigtheit, ja die Achtung fast aller Leute zu erhalten, ohne je das mindeste für die Kunst und die Künstler gethan zu haben; als maßgebender Richter zu gelten, ohne je der Kunst mehr Interesse zugewendet zu haben als irgendein anderer Amateur, der nach der Oper geht, um dort seinen Abend zu verbringen: das vermag nur ein Franzose und ein so geistreicher wie Auber. Er ist seit 1842 Director des Conservatoriums an Cherubini's Stelle; aber sein Einfluß ist kein für das Institut förderlicher gewesen. Die Gesangskunst ist in Verfall; als Hauptklavierlehrer wirkt noch immer der alte Herz mit seinen abgestandenen Compositionen, die in keinem deutschen Mädchenpensionat mehr studirt werden dürfen, — viele scharfe Urtheile sind schon gegen diese Verhältnisse der ersten, einst so berühmten Lehranstalt gefällt worden. Auber hört sie mit lächelndem Munde und kaltem Blick und denkt inzwischen an irgendeine Tänzerin oder an eine Oper — seiner Composition, denn andere gibt es nicht für ihn. Es ist bekannt, daß er in der Aufführung von Mozart's „Don Juan", in welcher vor zwanzig Jahren die Fanny Elßler tanzte, nur so lange blieb, bis diese

ihr Pas vollendet hatte und dann das Haus verließ. Einmal war er zufällig länger geblieben, und als jene unbeschreiblichen Accorde erklangen, die des steinernen Gastes Gesang begleiten, wandte er sich zu Blaze de Bury und sprach freundlich: „Il y a du revenant dans cette musique!" (Es ist etwas Geisterhaftes in dieser Musik!) Ein deutscher Auber würde entweder ein unerträglicher Brummbär oder ein schleichender Intriguant sein; der französische ist ein liebenswürdiger Gesellschafter, von dem noch heute viele Witze erzählt werden. Sein feinster ist wol die Entgegnung auf die Bemerkung des Dr. Véron, als beide die Treppe zu ihrer Loge emporstiegen, daß das Altern doch recht langweilig sei: „Das ist wahr", erwiderte der Meister, „aber es ist das einzige Mittel, lange zu leben." Etwas boshafter ist, was er einmal über Wagner's Musik meinte: sie gleiche einem Buche ohne Punkte oder Kommas; man wisse gar nicht an welcher Stelle man Athem holen könne, und geriethe in die Gefahr, vor Bewunderung zu — ersticken.

Auber ist sehr reich und ein echter Pariser — er hat die geliebte Stadt fast nie und nur auf kurze Zeit verlassen. Wenn er reisen wollte, bemerkte er eines Tags, dann sorge schon Scribe, daß er schnell in andere Länder entrückt werde, ohne den Fuß aus Paris zu setzen.

Der französische Operncomponist, der nach Auber und — neben Offenbach jetzt am meisten genannt wird, ist Gounod. Er war noch vor etwa funfzehn Jahren fast unbekannt; da wurde in einem Concert eine Méditation über das erste Präludium von Bach für Violine, Klavier und Physharmonica gespielt, und errang einen ganz immensen Erfolg; jahrelang blieb sie das Paradestück aller Geiger, dann kamen die Cellisten und arrangirten sie für ihr Instrument, zuletzt bemächtigten sich ihrer die Gartenorchester und führten sie auf mit obligatem Harfengezupfe und Paukenwirbel.

Trotz der Berühmtheit die Gounod durch dieses Instrumentalstück erlangt hatte, gelang es ihm nur schwer, zu einer Bedeutung als Operncomponist zu gelangen — er konnte kein Opernbuch bekommen! Denn in Frankreich, wo auch die Textdichter an den Tantièmen theilnehmen, lassen sich die Librettisten, die in der Mode sind, nur in seltensten Fällen herbei,

einem noch wenig bekannten Componisten eins ihrer Geistesproducte anzuvertrauen. — In einem der berühmtesten Stücke, Scribe's „Une chaine"*), bildet diese Schwierigkeit einen der Grundzüge der Handlung: ein junger talentvoller Componist, der den Drang, eine Oper zu schreiben, in sich fühlt, findet ein Libretto nur durch die Verwendung einer hochgestellten Dame, die ihn liebt, und die Dankbarkeit für diese große Gunst ist eins der stärksten Glieder der „Fesseln", die ihn an die Beschützerin ketten, während seine Liebe einem jungen Mädchen geweiht ist. Gounod suchte lange nach einem Text, fand sich sogar genöthigt, die „Blutige Nonne" von Scribe zu componiren: ein Werk, dessen Name genug sagt, eine Nachahmung altdeutscher Cramer-Spieß'scher Schauergeschichten, die Scribe vor vielen Jahren „gedichtet", und für die er trotz seines berühmten Namens keinen Componisten gefunden hatte. Die „blutige Nonne" ging auch gleich wieder in das Grab zurück, aus dem sie kaum gestiegen war. Erst vor einigen Jahren ließ sich der jetzt von der Mode patentirte Herr Barbier bewegen, ihm den „Faust" für das Théâtre-Lyrique zu überlassen; die Oper ward mit Beifall in Paris gegeben und machte beispielloses Glück in Deutschland, wo die Rolle des Gretchen den Primadonnen, die des Faust den Heldentenoren sehr convenirte. Der ungeheuere Erfolg der Oper in Deutschland hat wol niemand mehr überrascht als diejenigen, welche das meiste dafür gethan, sie dort einzuführen.

Als Wagner's „Tannhäuser" einem Zusammenfluß ungünstiger Umstände zum Opfer fiel, trat Gounod für die unleugbaren Schönheiten des Werks offen und entschieden bei jeder Gelegenheit in die Schranken. Dafür waren es auch Wagner's Anhänger und Freunde, welche beim Erscheinen des „Faust" in Deutschland warm dafür wirkten, allerdings nur bis der Erfolg ihnen über den Kopf wuchs, und sie — zu spät — merkten, wie das deutsche Theaterpublikum dieses Product französischer Eklekticismus denen ihres Meisters an die Seite, ja theilweise sogar darüber setzte.

Gounod, was man auch vom kritischen Standpunkt gegen

*) In Deutschland unter dem Titel „Fesseln" bekannt.

sein in Deutschland populärstes Werk einwenden mag, genießt mit Recht den Ruf eines sehr ehrenwerthen Künstlers. Sein „Faust" ist eine mit verständiger Tendenz und sehr vielem Bühnengeschick gearbeitete bunte Reihe von Motiven, von denen einige schön klingen, viele freilich ganz banal sind. Im dritten Act, der die effectvollsten Scenen enthält, ist der Einfluß Wagner's unverkennbar; nur hat der Franzose die Form besser gewahrt, als der Componist von „Tristan und Isolde" — und dies vielleicht erklärt jenen außerordentlichen Succès, der freilich nur bis zu einem gewissen Grade ein verdienter ist.

Die Große Oper — einer jener Züge des pariser Lebens, ohne die Paris nicht das wäre, was es ist: die Sirene der Welt; zauberisches Wort, welches noch so fern von Paris, wenn man es spricht oder hört, zu Musik wird und uns mit den magischen Verführungen von Schönheit und Reichthum umgibt; sie, die Königin der Nächte von Paris seit mehr als zweihundert Jahren, hat in dieser Stadt der Paläste niemals ein Haus besessen, das ganz ihr eigen, und obwol ihr niemand den Thron bestritten, so hat sie ihn doch unaufhörlich tragen müssen, wie der Nomade sein Zelt, aus einem Winkel von Paris in den andern, heut um Einlaß bettelnd in irgendeinem Theater, welches gerade leer stand, morgen sich begnügend mit einer Scheune, in welcher man bis zu ihrem Eintritt Ball gespielt. Auch sie eine Zigeunerin! Eine „gauloise"! Einmal brannte ihr Tempel ab, und dann stand sie mit den dünnen Lumpen, in denen sie sich aus den Flammen gerettet, ohne Schuh, das lange schwarze Haar vom Nachtwind durchwühlt, auf der Straße vor den verkohlten Balken ihres Hauses; ein anderes mal treibt sie das Messer eines Fanatikers aus dem Saal, den sie sich eben gebaut. Man reißt den Saal nieder und gibt sie aufs neue dem Zufall preis. Bald genießt sie die Gastfreundschaft der Tuilerien, bald geht sie über zu den verhaßten Orléans ins Palais-Royal, und endlich wandert sie gar aus nach dem „Boulevard du Crime"; sie, deren erstes Lächeln dem großen Monarchen gegolten, fällt nun in die

Hände der Kaufmannsgilde (prévôté des marchands); und nun — wer würde sie wiedererkennen? — trägt sie die rothe Mütze und tanzt — die Carmagnole.

Kurz: sie hat zweihundert Jahre lang die merkwürdigsten Schicksale gehabt; aber niemals und auch heute noch nicht — ein Domicil!

Anna von Oesterreich, die Mutter Ludwig's XIV., war die erste, die den Wunsch aussprach, Franzosen singen zu hören, und der Abbé Perrin in Gemeinschaft mit dem Organisten Cambert stoppelten ein dem italienischen Muster nachgebildetes Singspiel zusammen: „La Pastorale", première comédie française en musique; es wurde in dem Hause des Haushofmeisters der Königin, Monsieur de Lahaye aufgeführt, und gefiel außerordentlich. Perrin erhielt ein Patent zur Errichtung von „Académies d'opéras ou de réprésentations de musique en langue française" für das ganze Königreich. Er baute einen Saal, Rue Mazarine, dort wo jetzt Le Passage du Pont-Neuf steht; mit ihm verbündet war der obenerwähnte Componist Cambert und ein Marquis Sourdéac, der aus Liebhaberei — Maschinist ward. Die Eröffnung des Saals fand am 19. März 1671 statt; die Directoren erzielten einen Reingewinn von 120000 Frs., und dennoch fallirten sie. Lully, der Kapellmeister Ludwig's XIV. (Directeur de la musique du Roi), erhielt nun das Patent, in Paris eine „Académie Royale de musique" zu errichten, baute einen andern Saal und bekam nach dem Tode Molière's die Erlaubniß, das von diesem bisher benutzte Theater im Palais-Royal für sein Unternehmen zu verwenden. Der Italiener machte sehr gute Geschäfte, er erwarb in funfzehn Jahren ein Vermögen von 800000 Frs.; ihm folgte sein Schwiegersohn Francine. Dieser überließ das Unternehmen mehrern Kapitalisten, denen er es später wiederabnahm, und Ludwig XIV., der bekanntlich alles allein regieren wollte, zwang 1698 Francine, den Hofstallmeister des Kronprinzen (Dauphin) als Mitdirector aufzunehmen, — wahrscheinlich sollte der ruinirte Cavalier als Opernintendant seine Finanzen verbessern. Es gelang ihm jedoch nur, die seines Compagnons in den eigenen Sturz mitzuverwickeln, die Académie ging wieder in die

Hände von Kapitalisten über, dann ein drittes mal an Francine, dann an einen Steuereinnehmer, der seinerseits bankrott wurde, endlich ein viertes mal an Francine, der nun den letzten Rest seiner Habe einbüßte. Der König ward seiner Opernautokratie müde, übertrug dem Hausministerium (Maison du Roi) die weitere Oberleitung — und die Verwirrungen, die beseitigt werden sollten, nahmen nun erst recht überhand. Erst wurde der Herzog von Antin, Bruder der Marquise de Montespan, der Maitresse des Königs, zum Regisseur bestallt, gab aber das Amt bald auf; 1728 kam ein Componist, Destouches, an die Direction, welche es jedoch vorzog, die Stelle für 300000 Frs. an einen Herrn Gruer zu verkaufen. Herr Gruer erhielt ein Privilegium auf dreißig Jahre — die schon im nächsten Jahre durch einen Machtspruch des „Staatsraths" endeten. Seine Compagnons, Graf Saint-Gilles und Präsident Lebeuf, wurden zu seinen Nachfolgern ernannt und — zehn Monate später aus Frankreich verbannt, weil sie Unterschleif getrieben (mit weniger Geschick als ihre Vorgänger). Im Jahre 1731 war ein Prinz Carignan königlicher Oberinspector der Oper; 1733 kam ein Kapitän von Thuret an die Stelle, in welcher er binnen elf Jahren Vermögen und Gesundheit daransetzte; 1744 ein Monsieur Berger, mit demselben Lose; dann ein Herr Tréfontaine, der nach sechzehn Monaten seine Directorwohnung mit der Bastille vertauschte. Man sieht, das Amt eines königlichen Operndirectors war schon damals kein ganz dornenloses!

Inzwischen ward das Theater im Palais-Royal durch eine Feuersbrunst zerstört; der König Ludwig XV. räumte bis zur Erbauung eines neuen einen Saal der Tuilerien (la salle des machines) ein, damit die Oper im ungestörten Fortgang bliebe; am 27. Juni 1764 fand daselbst die erste Vorstellung statt: das Meisterwerk Rameau's, „Castor und Pollux".

Da die königliche Verwaltung mit den Opernrechnungen gar nicht fertig werden konnte, so wurde dieselbe auf Befehl des Königs der Stadt übertragen — sie sollte die Oper verpachten und für deren Erhaltung sorgen; dafür erhielt sie vom Jahre 1778 an zum ersten mal ein Subvention von 80000 Frs., eine für jene Zeiten enorme Summe! Und dennoch wollte der Director de Vismes nach einem Jahre sein

Amt nicht weiter verwalten. Im Jahre 1780 wurde der Componist Berton Director. Unter ihm brannte das 1770 neuerbaute Theater wieder einmal gänzlich nieder; der Architekt Lenoir erbot sich, auf dem ihm gehörigen Terrain ein schöneres und größeres als alle bisherigen in dem Zeitraum von sechs Monaten herzustellen, — sein Angebot wurde angenommen, und in siebenundachtzig Tagen baute er das Theater, welches noch jetzt, nach vierundachtzig Jahren, als Théâtre de la Porte St.-Martin besteht. Im Jahre 1793 übersiedelte die Oper nach einem neuen Gebäude in der Rue Richelieu, das die berühmte Schauspielerin Montansier zwei Jahre vorher hatte errichten lassen; frommer Eifer vernichtete dasselbe bekanntlich, als der Herzog von Berry, Karl's X. Thronfolger, vor dessen Thoren ermordet worden war, und ein schöner freier Platz, mit Bäumen bepflanzt und mit einer Fontaine in der Mitte, bezeichnet, der kaiserlichen Bibliothek gegenüber, den Platz, wo die Große Oper sechsundzwanzig Jahre lang gestanden. Im Jahre 1821, nach einer „provisorischen" Uebersiedelung in die alte Salle Louvois, kam die Große Oper in das jetzige Gebäude, das zwar ein Muster von Eleganz und guter Akustik genannt werden kann, aber doch auch von Anfang an nur als ein „provisorisches" betrachtet worden ist! Das Directorat der Großen Oper hat nicht weniger seltsame Schicksale erlebt als das Institut selbst, welches, wie wir gesehen, immer auf der Wanderschaft gewesen! Noch im Jahre 1792 war Francoeur auf dreißig Jahre eingesetzt worden, — zehn Monate später steht ein Comité von Superlativ-Sansculottes an der Spitze der Oberleitung! In den Coulissen, wo einst die elegantesten Roués, jene „chevaliers de cinq Louis" der Madame Guimard herumgeschwärmt waren, bewegten sich nunmehr Danton, Hébert, Henrion, — wahrlich schöne Intendanten! Eines Abends, als der damals berühmte Sänger Lainez eine patriotische Ode gesungen hatte, trat ein großer starker Mann auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und sprach im wohlwollenden Tone: „Höre, Citoyen, deine Ode taugt nichts, — ich weiß, du hast sie nicht gemacht; aber ich rathe dir für die Zukunft, bevor du der Nation solche Dummheiten vorbringst, laß sie mich sehen, ich will sie censiren."

„Ja, ja!“ meinte ein Chorist, der danebenstand und das Gespräch angehört hatte, „unser Freund Censor versteht sich darauf, Schnitte zu machen.“ Lainez, der die Rede nicht gleich begriff, erfuhr später, daß sein Recensent — der Henker von Paris war, der seine Mußestunden als großer Musikfreund in der Oper verbrachte!

Nach der Schreckensherrschaft wurde wieder ein Director angestellt; 1807 war der Oberstkämmerer Chef der Theater, und Picard Director der Oper, der auch unter Ludwig XVIII. auf seiner Stelle blieb. Im Jahre 1821 war Habeneck Director unter der Oberintendantur des Ministers des königlichen Hauses, Grafen von Blacas. Nach der Revolution von 1848 wurde die Oper einem Privatunternehmer überantwortet. Der berühmte Véron — Docteur Véron, „Mimi Véron“, Apotheker und Erfinder der „pâte Regnault“, durch die er ein reicher Mann wurde, 1848 Eigenthümer des „Constitutionnel“, dann Deputirter, endlich „Bourgeois de Paris“, als welcher er seine „Mémoires“ veröffentlichte — war 1830 der erste Privatdirector; unter ihm kamen „Robert der Teufel“, und die „Hugenotten“ auf die Bühne. Der Leser wird es also begreiflich finden, daß dieser Mann nach fünf Jahren sich als Millionär zurückziehen konnte. Véron's Nachfolger war Duponchel, der noch eine Nachernte hielt; dann kam Léon Pillet, dessen Gewinn nach sieben Jahren in 513000 Frs. — Schulden bestand. Duponchel übernahm die Oper wieder in Verbindung mit Nestor Roqueplan, der nach 1848 allein zurückblieb. Mit dem neuen Kaiserreich wurde die Oper wieder Hofinstitut und kam unter das Ministerium des Hauses bis 1866; da trat abermals eine Veränderung ein: die Mitglieder des Orchester verlangten eine Erhöhung des Honorars, das für sie allesammt nicht den sechsten Theil des Honorars einer ersten Sängerin betrug. Sie wandten sich mit ihrer Bitte an den Minister, und dieser, der die Forderung der Künstler ungemessen fand, bewog den Kaiser, die Oper wieder zu einem subventionirten Privatunternehmen umzugestalten.

Was nun auch der Verwaltung in Zukunft noch beschieden sein mag: in Einer Beziehung scheint die lange Reihe von „Provisorien“ für die Große Oper geschlossen; man hat

ihr endlich einen „definitiven" Palast errichtet, der heute schon, obwol noch mit Bretern umkleidet, imposant dasteht, und wenn er fertig sein wird, an Großartigkeit und Pracht alle Opernpaläste der Welt übertreffen wird. Sie hat ihn wohl verdient, diesen mächtigen Bau, der den Boulevard beherrscht, sie, die in dem langen Vagabundenleben weder ihre gute Laune, noch ihre Stimme, noch ihren Ruf verloren hat; ja sie hätte vielleicht ein Gebäude verdient, welches auch den Anforderungen der architektonischen Kunst mehr Rechnung getragen. Doch dies gehört in ein anderes Kapitel.

Auf uns übt er einen überraschend großen Eindruck, dieser kolossale Rundbau, der etwas in seiner Masse hat, das an das Colosseum erinnert. Nach allen Seiten frei, kehrt er seine Front dem Boulevard des Capucines, seine Flanken den Rues-Scribe und Meyerbeer zu — auf einem weiten Platze, welchen zu schaffen Hunderte von Häusern fallen mußten. Ein neuer Boulevard, Jeanne d'Arc, vor dem wieder viele hundert, wer weiß: tausend Häuser stürzen müssen, wird den „Platz der Großen Oper" demnächst mit dem „Platz des Théâtre-Français" verbinden, und die Statue der Jungfrau von Orleans wird sich dann dort erheben — Pendant zur Statue Voltaire's, die man jetzt eben, unter dem heftigen Widerspruch aller Klerikalen, meditirt.

Die Namen Meyerbeer und Scribe — wir haben es oben gesagt — flankiren den Platz der Großen Oper. Aber auch sonst verbinden sich musikalische und opernhafte Erinnerungen mit dem Boden, auf welchem die Große Oper von Paris endlich ihren Ehrensitz finden soll: es ist, als ob derselbe schon lange im voraus dazu prädestinirt gewesen wäre. Hier träumnt Sophie Arnould, diese reizendste von allen Opernsängerinnen des vorigen Jahrhunderts, einen kleinen Feenpalast; sie, die sich für ihre zuerst ruhm- und freuden-, dann thränenvolle Laufbahn mit den Worten entschied: „Zur Oper gehen, heißt zum Teufel gehen; mais enfin, c'est ma destinée!" Von ihren Liebhabern verlassen, blieb ihr nur einer treu: ihr ehemaliger Friseur; bei dem fand sie während der Revolution eine Zufluchtsstätte. Sie starb 1802 in großer Kümmerniß — ohne den Feenpalast errichtet zu haben, von dem sie

geträumt. Besser gelang es ihrer Rivalin in der Gunst des Publikums, der Madame Guimard, Tänzerin der Großen Oper. Ihr Palast in der Chaussée d'Antin war eins der berüchtigtsten Häuser im galanten Paris des vorigen Jahrhunderts, von einem fabelhaften Luxus, mit einem Theater, einem Wintergarten, und in allen Gemächern voll von den Raffinerien der Malerei, Sculptur und verschwenderischen Ausstattung. Auf dem Theater wurden (von Mitgliedern des Théâtre-Français, der Italienischen und der Großen Oper) Stücke gespielt, welche die Sittenpolizei nicht zu drucken erlaubte; in dem Wintergarten wurden Soupers arrangirt, bei welchen die Grands Seigneurs das Couvert mit fünf Louisdor bezahlen mußten. Das Ende war, daß Mme. Guimard ihren „Tempel" — ausspielen ließ; sie starb in Armuth und Elend, wie Sophie Arnould, welche einst, als die Tänzerin ihr vorwarf, daß sie alle Tage alle sieben Todsünden begehe, derselben zur Antwort gab: „Also macht es doppelt so viel, wenn ich Sie hinzurechne."

Die letzten Mauern des „Temple Guimard" wurden umgerissen, als man Raum machte für den „Platz der Großen Oper"; ebenso mit den andern Häusern, die ehemals hier gestanden, fiel auch das, in welchem einst mit Madame d'Epinay der Baron Grimm, Correspondent der Kaiserin Katharina gewohnt, und in welchem fünf Monate lang Mozart sein Gast gewesen!

Viel weniger stürmisch als die Laufbahn der Großen ist die der Komischen Oper gewesen. Bei weitem jünger, erst im vorigen Jahrhundert entstanden, hat sie sich in behaglicher Ruhe entwickeln können, als die eigentliche Repräsentantin des echten französischen Musikgenre, die Pflegschule der nationalen Conversationsoper und deren traditionellen Stils. Ganz eine Schöpfung der neuesten Zeit ist das Théâtre-Lyrique, welches gegenwärtig unter der Direction des Herrn Carvalho, und im Besitz einer solchen Sängerin wie Madame Miolhan-Carvalho, sich zu einer Bedeutung ersten Ranges emporgeschwungen hat.

Noch im Jahre 1853 war Herr Carvalho Schüler des Conservatoriums und Mlle. Miolhan Sängerin der Opéra-

Comique. Aber sie erregte schon damals die Aufmerksamkeit der Musikfreunde durch ihren geschmackvollen Vortrag und durch eine ausgezeichnete Coloratur; sie genoß auch der allgemeinen Achtung durch ihr musterhaftes Privatleben, wohnte mit ihrer Mutter vier Treppen hoch im bescheidensten Stübchen und wartete auf bessere Zeiten, um ihren Erwählten, Herrn Carvalho, zu heirathen — und die ersehnte Zeit kam bald. Carvalho ward an der Opéra-Comique allerdings nur als Artiste secondaire angestellt, aber unsere Sängerin erhielt einen Ruf an das Théâtre-Lyrique, wo sie bald den ganzen Reichthum ihres Talents in vollem Maße entfaltete, große Berühmtheit erlangte und im Jahre 1856 mit ihrem Gemahl an die Oberleitung des Theaters trat. Viele neue Opern lebender bekannter und unbekannter Componisten wurden dem Publikum vorgeführt — errangen kleine oder große Erfolge — Gounod's „Faust" den größten —; die reichste Fundgrube aber entdeckte der geniale Director in den ältern Meisterwerken deutscher Musik, er führte „Oberon", „Preciosa", „Euryanthe" von Weber vor, Mozart's „Don Juan", „Figaro" und „Entführung aus dem Serail", Gluck's „Orpheus"; endlich die „Zauberflöte", die nun seit zwei Jahren eine unversiegbare Quelle von Triumphen für die Sänger und Einnahmen für die Kasse ist, und in welcher sich eine junge Schwedin, Fräulein Nilsson, als Königin der Nacht einen europäischen Ruf erwarb.

Der Leser, der uns durch so manche ernsthafte Betrachtung bis hierher gefolgt, hat das Recht, nun ein heiteres Wort zu verlangen: nach der Tragödie das Satyrspiel; nach der Großen Oper und dem Théâtre-Lyrique — die „Bouffes" und Offenbach!

Es ist bezeichnend, daß das Unternehmen seinen Ursprung in dem Saale eines Taschenspielers nahm; in den Champs-Elysées ließ der „Prestidigitateur" Lacase im Frühjahr 1848 einen kleinen Pavillon bauen, um daselbst seine Künste zu produciren; er war aber bald zu Ende gekommen, und an seine Stelle trat Maestro Offenbach, der von der Regierung das Privilegium erhalten hatte, Pantomimen und musikalische

kleine Scenen für nicht mehr als drei Personen*) darstellen zu lassen. Am 5. Juli 1848 sahen die Pariser ellenlange Zettel an den Straßenecken mit der Annonce von: „Entrez, Messieurs et Mesdames", Prolog von Mery und Ludovic Halévy, Musik von Offenbach; „Une nuit blanche" (Eine schlaflose Nacht), saynète von Plouvier, Musik von Offenbach; „Les deux aveugles", Bouffonnerie von Moineausер, Musik — wieder von Offenbach; endlich eine kleine Pantomime: „Harlequin als Barbier" mit Musik von Lange. Die Leute waren neugierig einen Componisten kennen zu lernen, der gleich am ersten Abend drei Operetten von sich vorführte, — liefen hin, fanden die Sächelchen pikant gemacht, amusant gespielt, und kamen oft wieder. Im Winter zog Offenbach nach der Passage-Choiseul in der Stadt, und die Vogue begleitete ihn nach dem neuen Tempel seiner Kunst. Er verstand es, sein Privilegium zu erweitern, und mit seinem „Orpheus" hat er sich zur Höhe des ersten europäischen Possen-Componisten erhoben. Jacques Offenbach ist ein geborener Kölner. Die Kölner scheinen nun einmal, vor allen andern Deutschen, dazu bestimmt, in Paris ihr Glück zu machen, wenn auch „jeder auf seine Façon"; denn man wird uns nicht in Verdacht haben, die großen Werke der Architekten Gau und Hittorf auf eine Linie zu setzen mit den pikanten Feuilletons von Albert Wolff und dem „Genre Offenbach". Uebrigens ist Offenbach eigentlich viel besser als sein Genre; sein „Air de Fortunio" zeigt, daß er auch musikalisch Tüchtiges zu leisten vermag, — aber freilich sein „Genre" ist nun einmal sein Beruf, und Falstaff sagt: Man darf es dem Menschen nicht übel nehmen, wenn er in seinem Beruf arbeitet. . . .

Bisher standen wir sozusagen vor den Coulissen; blicken wir nun einmal, wenn es dem Leser beliebt, hinter die Coulissen!

Wenn eine neue Oper aufgeführt werden soll — gleichviel welcher Gattung, in welchem Theater —, dann genügt

*) Man nennt diese Bouffonnerien nach einem spanischen Ausdruck Saynètes.

es nicht, daß dieselbe gut sei und vortrefflich dargestellt werde. Diese Eigenschaften werden allenfalls hinreichen, um ihr nach zehn Jahren vielleicht Anerkennung zu verschaffen; aber in Paris handelt es sich vor allem um unmittelbaren Erfolg, um das „réussir", und hier müssen andere Hebel in Bewegung gesetzt werden. Denn der Erfolg hängt in der großen Seinestadt nicht davon ab, daß die Oper dem Publikum gefalle — sondern daß das Publikum wirklich überzeugt werde, die Oper habe ihm gefallen. Das vornehmste Mittel, um dem Publikum diese „goldene Meinung" beizubringen, bilden natürlich „die Römer" — ein Wort, welches der deutsche Leser vielleicht nicht verstehen würde, wenn es ihm nicht schon in dem vorhergehenden Kapitel erklärt worden wäre. Hier, in der Oper, wie dort im Théâtre-Français und allen Theatern, gibt der Anführer der Römer, von seiner Schar in geschlossenen Cadres umringt, das Zeichen zum Applaus: nur mit dem Unterschied, daß er dort die mit weißem Handschuh bekleidete Hand schwingt, während er in der „kaiserlichen Akademie" seinen Stock mit goldenem Knopf erhebt. Dieser Stock thut dieselben Dienste wie, mitten unter dem Rasseln der Trommeln, jener ebenfalls mit vergoldetem Knopf und Quasten verzierte Stock des Tambour-Major. Das Orchester unter den Suffiten folgt dem Dirigentenstab des Kapellmeisters nicht sicherer als das Corps der Römer unter dem Kronleuchter ihrem Chef. Dieser klatscht niemals; überhaupt gilt es in einem französischen Theater nicht für bon genre zu klatschen, und der Fremde hüte sich wohl, seinen Emotionen im Theater allzu raschen Ausdruck zu geben: er setzt sich sonst der Gefahr aus, für einen „Römer" gehalten zu werden. Dieser Spitzname für die officiellen Claqueurs ist mit glücklichem Witz der römischen Geschichte entnommen, nach welcher Nero, als Sänger und Dichter in seinen Staaten herumreisend, immer eine Anzahl von Miethlingen und Sklaven mit sich führte, die ihm jedesmal im Circus Beifall zujauchzten. Die französischen Romains unterscheiden sich darin von denen des berühmten Tyrannen, daß nicht der, den sie beklatschen ihr Imperator ist, sondern ihr Anführer, welcher sie anwirbt; dieser ist der Herr, den sie anerkennen; der Componist, der Sänger, für den sie ihre Hände in Bewegung setzen,

ist nur ein Individuum, das der Imperator „protegirt". Unter einem Chef de Claque darf der deutsche Leser sich nicht etwa einen Mann vorstellen, der so und so viel Freibillets erhält, damit er und seine Leute soviel als möglich applaudiren. Er erhält Freibillets, es ist wahr: so und so viel Parketbillets immer und in einigen Theatern sämmtliche Parterrebillets bei ersten Vorstellungen, sodaß er immer die letzte Zuflucht derjenigen bildet, welche um jeden Preis einer „première" beiwohnen wollen, einer „solennité dramatique musicale ou littéraire": selbst um den Preis — Claqueur zu sein! Allein damit ist zum Verständniß seiner Stellung und Würde doch noch so gut wie nichts gesagt. Der Chef der Claque ist ein sehr einflußreicher, ein sehr großer Mann in Paris, der mit seinen „Clienten", den Directoren, den Dichtern, den Componisten auf Du und Du steht, ein Mann von Welt, der ein Haus macht und Pferd und Wagen hält. Er hat für seine Person jederzeit freien Eintritt in sein Theater und ist hinter den Coulissen ebenso sehr berechtigt mitzusprechen, als irgendeiner von den Regisseuren. Das Theater, mit welchem er in Verbindung steht, schließt Contracte mit ihm ab, deren Gültigkeit schon mehrfach zum Gegenstand der Erörterung für die Tribunale gemacht worden ist; und hinwiederum schließt er seine Contracte mit den Sängern und Sängerinnen, Schauspielern und Schauspielerinnen, welche bei ihm auf den Applaus „abonniren", sei es für das ganze Jahr, für die Saison, für einen Monat oder auch nur für einen Abend. Denn der Ruhm ist theuer in Paris; und man fährt daselbst nicht umsonst in einem Brougham mit zwei Pferden! Einer von diesen Claquenchefs, Namens Coclot, schätzte neulich, nach einem Bankrott, in seiner Bilanz die Einnahmen, welche sein „Geschäft" ihm in den letzten vier Jahren gebracht hatte, auf 30000 Frs.! — Aber glaube man nun auch ja nicht, daß es so leicht sei, sich zum Chef der Claque emporzuschwingen! Wie jeder, der in Frankreich zu einer Bedeutung gelangen will, so muß auch er Proben ungewöhnlicher Geschicklichkeit abgelegt und sich als „Specialität" in seinem Fach hervorgethan haben. Die Denkwürdigkeiten aus der geheimen Geschichte der Coulisse erzählen von Männern, die in Consequenz, in Takt

und — Charakter den Helden und Diplomaten als Muster hätten dienen können! Da war ein Monsieur Auguste — die Seinen nannten ihn „Augustus“ — „Chef des Romains“; der wurde von den Componisten vor den ersten Aufführungen einer Oper in ihr Cabinet gerufen und nicht blos instruirt, sondern auch zu Rathe gezogen über die Stellen, wo der Beifall losbrechen sollte. Augustus „consultirte“ eines Tags mit einem sehr berühmten Componisten (nennen wir keinen Namen!) — dieser spielte ihm ein Duo vor; als er geendet hatte, sagte der große Mann mit ruhiger Würde: „Das Musikstück ist gut für die Musiker, aber nichts für uns — il y manque la grosse note, es fehlt der hohe Ton, wo wir losbrechen können, und wenn ich so ohne äußere Veranlassung applaudiren lasse, so compromittire ich uns.“ Augustus war unerbittlich und unbestechlich gegenüber den Leuten vom Theater, denen er kein Talent zuerkannte; dagegen gab es Fälle, wo er wahre Künstler im Anfang ihrer Laufbahn, als sie noch keine glänzenden Honorare bezogen „aus Freundschaft“ unterstützte. Daß er sie später an die Pflicht der Erkenntlichkeit erinnerte, läßt sich voraussetzen, ohne daß wir dem „Charakter“ des edeln Protectors zu nahe treten. Nun ist er todt, und ihm folgten König „David“ und „Albert der Große“, die ihn zwar beide nicht erreichten, aber doch seinen Traditionen folgen.

Eine wohlorganisirte Claque besteht aus dem „Chef“, den „Lieutenants“ und der „Truppe“. Diese letztere wird rekrutirt aus Commis-Voyageurs, aus vacirenden Lohndienern und endlich aus den armen Theaterenthusiasten, die, um nur freien Eintritt oder ihr Billet um die Hälfte billiger zu haben, sich dem Frondienst des Applauses auf Commando unterziehen. Zur Ehre der „Corporation“ sei es gesagt, daß gerade diese letztern es sind, welche der Chef am wenigsten bevorzugt — ihm ist der tüchtige Mann vom Fach, den er bei besondern Gelegenheiten bezahlen muß, lieber als der opferwillige Dilettant. Amateurs von dieser Gattung lassen sich überhaupt nur in dem Hauptcorps verwenden, welches da ist, um zu klatschen. Dieses aber ist nur die „grobe Arbeit“; die feine wird von einer Anzahl wohlgeschulter Leute besorgt,

deren Ansehen und Honorar mit der Schwierigkeit ihrer Aufgabe steigt. Das leichteste Amt hat verhältnißmäßig noch der Rieur; denn lachen ist, Gott sei Dank, eine Kunst, die uns allen angeboren worden, Römern oder nicht. Schwieriger schon ist es, sich mit Bedeutung die Nase zu schneuzen und mit dem Schnupftuch an besonders pathetischen Stellen Zeichen des Enthusiasmus zu geben: dieses besorgt der Moucheur. Dem Range nach am höchsten und in der That dem Schauspieler selbst am nächsten steht der Sangloteur, welcher an jedem Abend und an derselben Stelle Thränen zu vergießen hat — ohne Hülfe einer Zwiebel! Mit diesen männlichen Unternehmern des Erfolgs stehen verschiedene Damen in Verbindung, nämlich auf der zweiten und dritten Galerie die Jeteuses de bouquets oder „Kranzwerferinnen", welche mit besonderer Vorsicht gewählt werden müssen, weil ein ungeschickter Wurf den ganzen Effect tödten kann, und endlich in einer Loge des ersten Ranges die Pâmeuse, deren Beruf es ist — ohnmächtig zu werden. Man nehme diese Definition ganz buchstäblich. Vor einiger Zeit — so lesen wir in der „Gazette des Tribunaux" — erschien vor einem pariser Schwurgericht als Zeugin eine Dame. Der Präsident fragte sie nach ihrem Namen; sie nennt ihn. Dann nach ihrem Stande und Gewerbe.

„Je m'évanouis!" sagt die Dame.

„Wasser, Wasser!" schreit der Präsident, „und einen Stuhl!"

Man bringt beides: Wasser und einen Stuhl. Die Dame trinkt und setzt sich. Der Präsident beginnt aufs neue: „Madame, Ihren Stand und Ihr Gewerbe?"

„M. le Président — je m'évanouis!"

„Zum Teufel!" ruft der Präsident, „schon wieder?"

Glücklicherweise war ein junger Secretär anwesend, der sich besser auf den argot verstand als sein hoher Vorgesetzter; lächelnd erhebt er sich und bemerkt: „Ich glaube, die Dame will sagen, daß sie Pâmeuse des Theaters sei."

„Allerdings, mein Herr", erwidert diese, indem sie stolz um sich blickt, „und zwar des Theaters der Porte St.-Martin!"

Die Claque besitzt ein ganzes Lexikon von eigenthümlichen Ausdrücken, welche die verschiedenen Abstufungen ihrer Thätigkeit, die Nuancen des Beifalls und des Erfolgs bezeichnen:

„faire mousser“: den Erfolg eines Autors oder eines Stücks durch übertriebenes und oft wiederholtes Lob vorbereiten (Delvau); „chauffer le feu“, u. s. w. Letzterer Ausdruck erinnert frappant an das „réchauffer le patriotisme“ der Schreckensherrschaft. Damals „feuerte“ man den Patriotismus an, wie jetzt den Applaus.... Es bleibt doch immer die „Grande nation!“

Doch ist hiermit bei weitem der Vorrath an Geist und Erfindung noch nicht erschöpft, über welchen die Claque „zur Sicherung des Erfolgs“ verfügt; er ist vielmehr so reich und ausgiebig, daß jeder neue Tag auch auf diesem Gebiet neues bringt. Neulich wurde — ich weiß nicht mehr, in welchem Theater — ein Stück zum ersten mal gegeben. In einer Loge des Prosceniums hatte ein Vater mit seiner ganzen Familie, Frau, Töchter und Söhnen, Platz genommen. Mitten im Act, bei einer anstößigen Stelle, erhebt sich der Vater sehr brüsk; er murmelt ziemlich laut, daß es empörend sei, dergleichen einer honneten Familie zu bieten — geräuschvoll erheben sich die Frau, die Töchter, die Söhne, die Loge wird leer und bleibt leer. Alle Welt ist aufmerksam geworden, und alle Blätter erzählen am andern Morgen, daß in dem und dem Theater eine neue Pièce zur Aufführung gekommen, welche so unanständig sei, daß mitten im Act ein Familienvater mit Frau, Töchtern und Söhnen sich gezwungen gesehen habe, das Theater zu verlassen. Das wirkte. Ganz Paris wollte das unanständige Stück sehen, und der Erfolg desselben war im voraus für hundert Abende gesichert!

Gibt es auch Fälle, wo die Claque sich weigert, ihren Dienst zu thun? Wir haben einen solchen aus allerneuester Zeit zu registriren, nämlich bei der ersten Vorstellung von Verdi's „Don Carlos“ (März 1867), wo Marquis Posa nach einer „sehr schönen und sehr kräftigen“ Melodie sich zu Philipp's Füßen stürzt mit den Worten: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“

Sire, accordez à vos peuples
La liberté de penser.

Ob bei dieser Stelle (und Notabene: der Anwesenheit des Kaisers) die Claque, einer höhern Weisung folgend, kein Bei-

fallszeichen gab: ich weiß es nicht; aber soviel ist gewiß, daß ein Kritiker der Opposition sie deswegen scharf anfuhr. „Ich kann mir die Verschämtheit (la pudeur) nicht erklären", rief er aus, „welche bei dieser Stelle den Herren von der Claque die Hände gebunden hat." Sollte wirklich in Paris das Schamgefühl der Herren von der Claque größer sein als das der Herren von der Kritik? Es wäre beachtenswerth! Aber sagen wir es nur gleich, daß die Claque niemals hätte solchen Einfluß erlangen oder behaupten können, wenn ihr nicht treulich zur Seite stände — die Presse!

Es gibt zu Paris in diesem Augenblick (Februar 1867) 64, sage: vierundsechzig politische Journale, und 710, sage: siebenhundertundzehn nichtpolitische. Von den ersten sind wenigstens funfzehn bis zwanzig in Bezug auf Kritik von entscheidendem Einfluß; von den letztgenannten aber üben mehrere eine wahrhaft furchtbar zu nennende Herrschaft über die öffentliche Meinung in Theaterangelegenheiten aus. Sie dringen in alle Salons und Boudoirs, und wehe dem Director oder Componisten, der ihre Gunst verscherzt hat! Ein französisches Blatt hat unlängst durch genaue Berechnung unwiderleglich bewiesen, daß die der Presse und deren Anhängsel gegebenen Freikarten jährlich den Werth von zwei Millionen Francs repräsentiren, während die freien Eintritte (Logen u. s. w.), welche den hohen Chargen, deren männlichen und weiblichen Annexen und sonstigen einflußreichen Persönlichkeiten verabfolgt werden, gar die Summe von vier Millionen Francs jährlich erreichen! Der geneigte Leser mag sich schon hieraus eine Vorstellung bilden von all den Annehmlichkeiten, die den Operndirector und Componisten bei jeder neuen Oper erwarten.

Was nun die pariser Musikkritik selbst betrifft, so kann man sie nicht besser beleuchten, als indem man den Lebenslauf desjenigen erzählt, der bis an sein (1864 erfolgtes) Ende für den größten musikalischen Kritiker in Paris, den Kritiker par excellence gegolten hat: wir meinen Fiorentino. Dieser war eine Specialität, von welcher man in Deutschland keine Ahnung hat, weder in Bezug auf seine literarische Thätigkeit, noch auf sein gesellschaftliches Gebaren. Er war vor vielen Jahren von Neapel nach Paris gekommen,

mit nichts als einer sehr schönen Gestalt und dem Entschluß auf irgendeine Weise zu „reussiren". Jahre vergingen, über welche klares Licht zu erhalten nur schwer sein dürfte, während welcher aber Fiorentino sich die französische Sprache in einem Maße anzueignen wußte, daß er bald als einer der geistreichsten Feuilletonisten geschätzt wurde. Von Musik verstand er gar nichts, das räumte er selbst offenherzig ein — und doch verstand niemand gleich ihm, über Musik in der Weise zu schreiben, daß auch die nichtmusikalischen Leser Interesse an dem Bericht nahmen. Es dauerte nicht lange, so war Fiorentino die kritische Großmacht von Paris. Niemand wagte gegen ihn zu schreiben oder zu sprechen — obwol es allen bekannt war, daß er sein Ansehen und seinen Einfluß in jeder Weise ausbeutete, daß jeder gut bezahlte Sänger, jede schöne Sängerin und Tänzerin ihm Tribut entrichten mußten. Denn er führte nicht nur eine scharfe Feder, sondern auch eine scharfe Klinge; und als einst der bekannte und beliebte Schriftsteller Amedée Achard in einen Streit mit ihm gerieth, der durch ein Duell geschlichtet werden mußte, büßte er mit einem Degenstich, der ihn drei Monate ans Lager fesselte, die Kühnheit, sich mit dem neapolitanischen Feuilletonisten in irgendeiner Weise messen zu wollen. So ward dieser gefürchtet, gehaßt und — reich; alle Gesellschaften standen ihm offen, er war in den hohen Kreisen wohlaufgenommen und, man mußte es ihm lassen, er verstand es, sich zu benehmen. In Deutschland, wo nur einige notorisch berüchtigte Kritiker und Theateragenten die Rolle dieses Fiorentino spielen und in keiner anständigen Gesellschaft Aufnahme finden, hat man keinen Begriff von der guten Haltung, von der feinen Lebensart, von dem Anstande, mit welchem er sich in den besten Kreisen der Seinestadt bewegte. Solange er lebte, blieb er unangefochten; erst jetzt, nach seinem Tode, trat ein sehr geistreicher Schriftsteller mit einer Art von geschriebener Leichenrede hervor, die das, was wir hier angedeutet haben, in ausführlicher Weise darlegte. Es ist Herr de Villemessant, Redacteur des „Figaro" und „Paris-Magazine".

Gegen Thatsachen kein Raisonnement. Dieser Mann war der Heros der musikalischen Kritik in Paris, vor dessen An-

denken sich noch immer die Häupter beugen. Nur wenige seiner Nachfolger haben ihn in der Eleganz des Stils, der Gewandtheit der Form erreicht; die meisten beschränken sich auf die Oberflächlichkeit der Kenntnisse und des Urtheils, das sie mit ihm gemein haben.

Aber trotz alledem — trotz aller Misère im einzelnen, wird doch im ganzen und großen die pariser Kritik von einem gewissen Gefühl für das Großartige, das Edle geleitet. Dieses Gefühl, das wir den „généreux elan" nennen möchten, zeichnet noch heute die französische Nation aus und versöhnt mit vielem, was sonst unverzeihlich erscheinen würde. Es ist wahr — es ist nur ein Impuls, eingegeben von der momentanen Regung und Begeisterung. Aber zu sehen, daß ein Volk solcher Regungen, solcher Begeisterung auf allen Gebieten noch fähig ist, das hat für den Beobachter etwas Erquickliches in dieser Gegenwart, die doch sonst an Unerquicklichem so reich ist — etwas, was seinen Glauben an die Zukunft dieses hochbegabten, liebenswürdigen Volks befestigt. Ein „généreux elan" von dieser Art war es, welcher Gasparini (von der „Liberté") und Roger (den Nachfolger Berlioz'), ja selbst Théophile Gautier bewogen hat, für Richard Wagner, dessen Musik sie vielleicht nicht mehr begriffen als ihre Collegen, einzustehen gegen die Brutalitäten, die er dort zu leiden und — vielleicht! — allerdings auch theilweise selbst gegen sich heraufbeschworen hatte. Freilich konnte dieser „généreux elan" nicht verhindern, daß neben der allgemeinen begeisterten Anerkennung Joachim's, welche in allen Journalen zu finden war, Columne neben Columne die Kritiken standen, welche die — Théresa feierten, weil sie die „sentimentale Romanze" verjagt habe und einen „Parfum" des Rinnsteins um sich verbreite; der französische Ausdruck ist noch energischer: „parcequ' elle sent la borne".

Ja: der Rinnstein und Théresa! Wir sind am Ende unsers Artikels und — der Musik. Indessen würden wir der muntern, gutmüthigen und bescheidenen Person, die sich die „Patti des Schoppens" nennt, sehr unrecht thun, wenn wir in Verbindung mit ihr überhaupt noch von Musik reden wollten. In ihren „Mémoires", welche übrigens von unserm Landsmann Albert

Wolff geschrieben sein sollen, sagt sie mehr als einmal, von richtigem Takt geleitet: „Ich spreche ein Lied" (je dis une chanson) — was kann sie dafür, daß sie von der Welt bewundert wird, daß die deutschen und englischen Zeitungen die Bulletins ihres Befindens ausgeben und ihre Heiserkeit als ein pariser Ereigniß behandeln — sie, welche Deutschland und England tief verachtet und, wie sie sagt, nur von den Straßenjungen verstanden wird? „J'ai les gamins parisiens, qui comprennent — eux!"

Fiorentino der Große hat sie „die Rigolboche des Gesangs" genannt — das ist wieder unrecht. Sie hat ein plumpes, eckiges Gesicht, ist ungraziös in ihren Bewegungen, geschmacklos in ihrer Toilette und — mager. Sie ist es selbst, die das einräumt. „Ich will mich nicht bei dem Vorwurf der Magerkeit aufhalten, den man mir gemacht hat", sagt sie in einer Zuschrift an den Redacteur des „Nain jaune", der sie kritisirt hatte; „Monsieur Villemot, den ich nie gesehen habe, der aber allgemein für einen «des plus jolis garçons de Paris» gilt, hat das Recht, sich in diesem Punkt difficil zu zeigen." Wie könnte man es daher ernst nehmen mit einer Person, die so offenherzig ist? Man würde das ganze pariser Café-Chantant (oder Café-Concert, wie man es jetzt nennt), nicht verstehen, wenn man ernsthaft sein wollte, weder der Fremde, noch der Pariser selbst, der etwas von der Erinnerung an die Zeit des guten Geschmacks bewahrt hat. Und, mein Wort darauf! er hat es nicht verstanden; auch das Café-Chantant kam erst mit der Freiheit und Gleichheit, es ist eine durchaus demokratische Institution. Die ersten derselben erschienen als Neuigkeit im Jahre 1794, und hier ist abermals unser Mercier, um uns seine Meinung darüber zu sagen. Im vierten Bande seines „Nouveau tableau de Paris" (S. 91) sagt er: „Ehemals genossen nur die Könige und Fürsten des besondern Vorrechts, bei Musik zu essen und zu trinken. Heute sind alle Bürger Fürsten und Könige .... diese neuen Musen kennen keinen andern Accord, als das Klingeln der Gläser und Flaschen; der Branntwein fließt als Hippokrene zu Füßen ihres Parnasses .... und wer dem Gepfeife des betrunkenen Flötenbläsers oder dem Sänger mit der Rabenstimme nicht applau-

dirt, der läuft Gefahr, verhöhnt, inſultirt, hinausgeworfen zu werden."

Alſo ſeien wir vorſichtig, meine Damen und Herren, wenn wir das Café-Chantant beſuchen wollen! Seien wir heiter; begrüßen wir mit unſerm fröhlichſten Geſicht dieſes Kind des Volks und der Revolution. Fünf- oder ſechshundert Gaſſenjungen hängen über uns und um uns herum in den grünen Bäumen, die den Pavillon Morel in den Champs-Elyſées beſchatten. Sie wollen Théréſa hören: und Théréſa wirft ihnen verſtohlen hinter der Couliſſe (denn dieſe Gamins ſehen von oben herab in die Couliſſen) den erſten Blick zu: „Attention, mes amis! C'est pour vous que je chante!"

Sie kommt, ſie tritt auf — Théréſa iſt da! Ein Donner des Beifall (mit Händen und Füßen) erſchüttert den Boden, die Tiſche, die Luft, die Bäume — nehmt euch in Acht, meine Freunde auf den Bäumen! Einer von ihnen, von Enthuſiasmus hingeriſſen, vergißt ſich ſo weit, mitzuklatſchen und — fällt herunter. Neuer Triumph für Théréſa! Glücklicherweiſe hat er ſich das Genick nicht gebrochen.

Wie ſieht Théréſa aus? — Das iſt des Fremden erſte Frage. Hat er ſich ein richtiges Bild von ihr gemacht nach den Beſchreibungen? Man macht ſich niemals ein richtiges Bild von einer Perſon, die man nur aus Beſchreibungen kennt, am allerwenigſten von Théréſa. Werdet ihr mich verſtehen, wenn ich ſage: ein Gaſſenjunge in Frauenkleidern? Ich wette, nein! Aber dieſe ganze Erſcheinung, die man Théréſa nennt, iſt für den Deutſchen unverſtändlich, wie das Lied, das ſie ſingt. Horcht wohl auf: es iſt das berühmte: „Rien n'est sacré pour un sapeur!" — Man würde das bei uns nicht „Singen" nennen; ja, ein ſehr aufmerkſamer Zuhörer würde vielleicht an die „Rabenſtimme" Mercier's erinnert werden. Aber was hat auch die Stimme mit Théréſa zu thun? Ihre beiden Augen, ihre beiden Hände, ihre beiden Füße, ihre beiden Schultern, ihre beiden Hüften — das alles iſt in Bewegung, das alles ſpielt und ſingt — wie ſollen wir ſagen? — Ich weiß es nicht; niemand weiß es. Das aber iſt das „Wunder" von Théréſa, welches alle Welt hinreißt, bezaubert, entzündet. Sie iſt der weibliche Zigeuner, dem alles

zujauchzt in Paris, was Zigeunerblut in den Adern hat. Und welcher Pariser hätte nicht einen Tropfen davon? „Wir müssen das Publikum von Paris haben, welches uns auf das halbe Wort versteht, und mit jener Empfindung, die es auszeichnet, jede Intention erfaßt; dieses Publikum, dem nichts entgeht. Jeder Pariser ist ein geborener Künstler.“ So sagt Théresa. Veuillot sagt: „Jeder Pariser ist ein geborener Range. Er weint nicht, er weinelt; er lacht nicht, er wiehert; er scherzt nicht, er blaguirt; er tanzt nicht, er zappelt; er liebt nicht, er ist Libertin. Die Kunst besteht darin, diese Ingredienzien in eine „chanson“ zusammenzufassen, und der Erfolg steht im Verhältniß zur Dosis.“

Das Couplet ist zu Ende: das Orchester fällt ein, brausend mischt sich der Applaus mit dem Lärm der großen Trommel, und der Gassenjunge, der vom Baum gefallen, klettert wieder hinauf. Das Lied ist zu Ende. Théresa singt an jedem Abend nur zwei Lieder, jedes ungefähr à 300 Frs. Man applaudirt, man stampft, man ruft, man schwenkt die Hüte. Théresa erscheint noch einmal, um zu danken und — das letzte Couplet zu wiederholen. Generöser als ihre „Schwester von den Italienern“ gibt sie ihr Lied demjenigen so gern, dem es gehört: dem Volke! Und das Volk ist ihr dankbar. Der Mann von der Feuerwehr hinter der Coulisse sagt, als sie mit dem Arm voll Bouquets zurückkehrt: „Mamsell, machen Sie doch, daß es in Ihrer Wohnung einmal brennt, damit ich die Ehre haben kann, Ihr Mobiliar zu retten!“ ... Oder es regnet: siehe da! die Gassenjungen von den Bäumen machen Spalier, zwölf tragen sie in ihren Wagen und alle fünfhundert schreien: „Es lebe Théresa! Vive la gardeuse d'ours!“

Während des Winters singt sie im Alcazar, einem Café-Chantant, wenige Schritte vom Boulevard Poissonnière, in der Straße des Faubourg gleichen Namens. Es ist ein hoher Saal, in maurischem Geschmack decorirt, mit bunten Säulen, Galerien, zahllosen Tischen, zahllosen Menschen (Männern, Frauen und Kindern!), zahllosen Pfeifen und zahllosen schlechten Cigarren. Der Qualm ist unerhört. Aber die Cigarren sind nicht das Schlechteste; das Bier, der Kaffee, kurz was man dort nimmt, ist schlechter. Man denkt auch nicht daran, diese

Dinge zu trinken; höchstens läßt man sich „eine Théresa" geben, d. h. eine Limonade, welche die „Casta Diva des Alcazar" selbst erfunden haben soll. Aber wenn dies der Fall, so ist sie nicht halb so pikant als die wirkliche Théresa, sie ist nur sauer. Das Café Alcazar öffnet schon mit Dunkelwerden und füllt sich, sobald die Lichter angezündet sind. Aber Théresa erscheint nicht vor neun Uhr. Bis dahin bemüht sich der unglückliche Liebhaber in schwarzem Frack und weißer Kravatte und die Dame in rothseidener Robe, die im Duett seine Geliebte vorstellt, das Publikum zu amusiren — umsonst! Das Publikum wartet darauf, daß Théresa komme und die „Romanze des Herzens", wie man das sentimentale Lied nennt, durch die „femme à barbe" ablöse. Die Frau — nicht „in Weiß", sondern „mit dem Bart", — das ist das große Lied, welches Paris nun schon in der zweiten Saison singt. Solch ein Erfolg ist unerhört; eine Mode muß enormes Furore gemacht haben, um zwei Saisons zu leben! „Je suis la femme à barbe!"

Von allen Widersachern Théresa's ist keiner ungalanter gegen sie gewesen, als Herr Louis Veuillot. Veuillot und Théresa — das sind die beiden letzten Incarnationen des pariser Geschmacks, die eine für die Demokratie (die Tuilerien eingeschlossen), der andere für das Faubourg St.-Germain. „Ich finde sie nicht so häßlich, als man sie gemacht hat", sagt der Verfasser der „Odeurs de Paris"; „sie hat, glaube ich, ein paar Haare; ihr Mund scheint rings um ihren Kopf zu gehen; statt Lippen den Wulst eines Negers; Zähne wie ein Haifisch. Eine Frau, die neben mir saß, sagte: Ein schöner brauner Kerl!"

Man muß sagen, das Porträt ist nicht geschmeichelt; aber hinzufügen, daß die Freunde Théresa's ihm auch nichts geschenkt haben. Elie Frébault, einer von ihren Liederdichtern à l'ordinaire, hat sogleich an die „Diva malade" (sie war damals krank — es würde zu viel gesagt sein, daß sie es durch Veuillot's Liebenswürdigkeit geworden!) ein Gedicht gerichtet, in welchem sich folgendes Couplet befindet:

Par une chanson populaire,
Qui fera retentir l'écho,
D'ici plus, Théresa, j'espère,
Tu cloras le bec à Veuillot.

Und Albéric Second, in seiner Jahresschau des „Paris-Magazine", träumt sogar von einer ehelichen Verbindung zwischen Théresa und Veuillot — „il demande, il obtient la main de Thérésa"!

Inzwischen hat alles das nicht gehindert, daß es sehr zum guten Ton geworden, Théresa — nicht nur zu hören, sondern bei sich zu sehen und singen zu lassen. Wir wollen Bekanntes nicht wiederholen und nicht von den Tuilerien, sondern von einem gewissen tonangebenden Gesandtschaftshotel sprechen. Eine gewisse tonangebende Fürstin hatte die Phantasie, Théresa's Wohnung zu sehen. Sie wählt eine Stunde, wo Théresa im Café-Chantant ist, läßt sich durch die Wohnung führen und gibt der Dienerin einen Napoleondor. Tags darauf erscheint Théresa bei der Fürstin und läßt sich melden. Die Fürstin nimmt den Besuch natürlich nicht an. Théresa bittet um die Erlaubniß, das Hotel sehen zu dürfen, von dessen Pracht sie so viel gehört habe. Die Fürstin ertheilt die Erlaubniß, und beim Abschied gibt Théresa dem Diener, der sie geführt — vier Napoleondor! Empört schreibt die Fürstin der Sängerin des Alcazar, wie sie sich unterstehen dürfe, einem ihrer Domestiken ein solches Geldgeschenk zu machen? In der höflichsten Weise erwidert Théresa: „Madame, Sie haben, um meine Wohnung zu sehen, die doch so beschränkt ist, einen Napoleon gegeben; sollte ich mich's nicht vier Napoleons kosten lassen, um die Ihre zu sehen, die wenigstens viermal so schön ist?"

Neulich gab ein gewisser Herzog eine Soirée — derselbe Herzog, welcher unsern Freunden von der Börse so gut bekannt sein wird; derselbe, der, vom Crédit Mobilier nach Wien geschickt, um dort die Lombardische Eisenbahn dieser Gesellschaft zu verschaffen, kurzen Proceß machte und — als Director in die Gesellschaft der Gegner trat; derselbe endlich, dem man wiederum „beinahe" selbst den Proceß gemacht hätte, und von welchem das schöne Couplet gesungen wurde:

Un jour au petit Pereire,
Le jeune Salvador demanda:
Si Gallièra vient de galère,
Ou galère de Gallièra?

Es hieß, daß bei dieser Soirée dem päpstlichen Nuntius das Vergnügen zugedacht gewesen sei, die Bekanntschaft von — Théresa zu machen! Msgr. Chigi, der mittlerweile Kunde von dieser „Abendunterhaltung" bekommen, habe jedoch abgesagt.

Diese Nachricht ward später widerrufen, und sie kann auch nicht ganz richtig gewesen sein; denn Théresa war damals „heiser" — sie ist es noch immer!

Zur Zeit, wo die Fremden in Paris sein werden, wird auch sie wieder bei Stimme sein. Wir wissen, sie hat sich nur schonen wollen für die Gelegenheit. Wie wär' es auch möglich (ganz abgesehen von den 1500 Frs. für jeden Abend), daß sie fehlen sollte? Verlaßt euch darauf, ihr werdet sie hören, — sie wird auf ihrem Posten sein, — denn in Frankreich, ihr wißt es ja, wie es im Couplet heißt: „tout fini-it par des chansons!"

XI.

Pariser Sommerbälle.

Von

Arthur Levysohn.

Es gab eine Zeit, da in der Literatur sich Idealismus und Realismus wie auf der Mensur gegenüberstanden, und die Schlagworte der Schule „Waschlappenthum“ und „Nußknackerei“ waren wie Scheidemünze in Umlauf. Heute ist der einseitige Streit fast vergessen, und man sieht in gemessener Verbindung beider Agentien die rechte Weihe der Kunst.

Nur einem Gegenstande gegenüber hat, fern von Paris, idealistische Anschauung ungeschmälert die Oberhand behalten; und dieser Gegenstand, sit venia verbo, sind: die Bälle von Paris.

Wenn Nicolai vor nunmehr dreißig Jahren in seinem „Italien wie es ist“ gesagt hat, daß der Insektenreichthum dieses Landes eine größere culturhistorische Bedeutung besitze, als alle Schätze der Kunst und Natur dieser gesegneten Gefilde darbieten: so mag ihn gerechterweise das entrüstete Anathem unserer Italianissimi treffen. Was aber wird man von mir sagen, wenn einem Thema gegenüber, welches die Phantasie der

Fremden so sehr beschäftigt, meine Feder nur eine Feder bleibt, und meine Tinte nur Tinte, kalt, schwarz, gallicht — vielleicht sogar grausam?

Dennoch hieße es der Wahrheit zu nahe treten, wollte ich die große Rolle in Abrede stellen, welche die öffentlichen Bälle, vor allem aber ihr weibliches Publikum in der sogenannten pariser Gesellschaft spielen; welch letztere sich bekanntlich weit weniger aus eigentlichen Parisern, denn aus einer Mischung von Lebemännern aller Länder und Nationen zusammensetzt, die allein nach der Ansicht der socialen Geologen die obere Bevölkerungsschicht der Lutetia Parisiorum von heute bildet.

Wenn aber dies Leben und Treiben der Demi-Monde in ihren verschiedensten Bruchtheilen zum Brennpunkt einer ganzen Gesellschaftsklasse mit zahlreichen Affiliationen werden konnte, so müssen auch die Orte, die ihrerseits jenem Publikum zum Focus dienen, aller Augen gar sehr auf sich ziehen. Darum eben nehmen die öffentlichen Bälle von Paris eine so hervorragende Stelle in allen Erinnerungen ein, welche wißbegierige Fremde von ihrer Reise ins Herz Frankreichs mit nach der Heimat zurückbringen.

Daß alle diese Tempel Terpsichore's im Grunde nur dem Dienste einer andern Göttin gewidmet sind, versteht sich von selbst, aber, wie man es aus jedem Führer durch Paris mit billigem Enthusiasmus auswendig lernen kann: „Hier unter den dunkeln Bäumen, im Schimmer von tausend Lampen und tausend Sternen, schlägt jedes jugendliche Herz feuriger, flammt jedes verzehrende Auge verzehrender, und strahlt jede blühende Wange schöner!“ Schade nur, daß die jugendlich pochenden Herzen, die unser Reiseführer feuriger schlagen läßt — meist ausgebrannten Kratern sehr ähnlich sind; daß die verzehrenden Augen nur flammen, wenn ihnen mittels kühn geschwungenen „pencil japonnais, pour animer les yeux“ eine sich dunkel abhebende Randverzierung gegeben wurde, und daß endlich die blühenden Wangen all ihren Jugendschimmer nur der mehr oder weniger fein aufgetragenen „rose d'Armide“, zu deutsch Fettschminke, verdanken, bei welcher Aufzählung an „Poudre de Riz“ für den Teint, „Poudre à l'Empire“ für das Haar,

„Nymphea blanc en Liqueur", für die Schultern und Karmin für die Lippen noch gar nicht gedacht wurde.

Das glänzendste aller der Sommerball-Etablissements seit dem Aufhören des „Château des Fleurs", das einem neuen Hausmann'schen Boulevard Platz machen mußte, ist nunmehr der Jardin-Mahille, auf der linken Seite der Champs-Elysées, fast am Eingang der Avenue Montaigne gelegen. Seit 1831 schon besteht dieser Tanzgarten, der, seit dieser Zeit der Dynastie der Mabilles angehörig, aus den sehr bescheidenen Uranfängen eines Balles vor der Barrière à 50 Centimes Entrée, sich zu dem Range einer Lieblingsreunion des Lorettenthums erhob, in welcher sich die verschiedensten Jahrgänge der „Haute-Bicherie" und der „Cocottes" ein abendliches Rendezvous geben.

Seitdem im Jahre 1847 der dritte der Herrscherfamilie Mabille, „zugleich ein Dichter und ein Advocat", der mit Lord Byron wenigstens die Eigenschaft gemein hatte, zu hinken, seit dieser Mann 500000 Frs. in das Unternehmen gesteckt, um es an Pracht und Ausstattung zum elegantesten in Europa zu machen, seitdem ist von Jahr zu Jahr der Glanz und der Luxus gewachsen, mit dem sich dort die „Civilisation" von Paris dem staunenden Fremdling präsentirt.

Der Garten ist nach deutschen Begriffen nicht groß; aber beim Eintritt in die gasstrahlende Eingangsallee gewahrt man eine wahrhaft künstlerisch ausgeführte, perspectivisch gemalte Fernsicht, die durch geschickt angebrachte Lichtreflexe durchaus den Eindruck hervorruft, als verlängere sich der Garten ins Unendliche. Kurz vor dieser Wandmalerei wendet man sich nach links und steht, nachdem man einen kurzen gewundenen Gang durchschritten, der von blühenden und duftenden Hecken eingefaßt, vor dem prachtvoll erleuchteten funfzig Mann starken Orchester, dessen Führer, der Schwiegersohn des Besitzers, Herr May, ein Deutscher aus Manheim, den Taktstock mit Präcision und Geschick handhabt.

Ringsumher ist alles in Licht und Glanz getaucht, und mehr denn zehntausend einzelne Gasflammen erhellen den aus festgestampftem Sand hergerichteten Tanzplatz, der ringweise das Orchester umschließt, und von dessen grell reflectirender Fläche

die dunkeln Baumpartien des Hintergrundes sich effectvoll abheben. Vergoldete Bronzecandelaber, „Marmorbassins, die im Widerschein von tausend Lichtern schimmern und im Blumenflor prangen" — um mit meinem emphatischen Reiseführer zu reden —, vervollständigen den Zauber auf pittoreske Weise, während ein Schneckenweg zu einer künstlichen Tropfsteingrotte leitet, die von frischen Quellenbächen durchrieselt, durch bengalische Flammen mysteriös erleuchtet und in magischem Halbdunkel gehalten wird. Rechterhand aber gewahrt man zum Schutz für die Launen der Witterung einen prächtigen, weiten Saal, der mit rothem Seidendamast ausgeschlagen und mit großen Spiegeln in arabeskenartigen Goldrahmen gleichsam tapeziert ist. Daneben findet sich ein „Café-Divan" in maurischem Stil und mit einer leichtüberdachten Terrasse, während chinesische Billards, Schießstände, Ringspiele und Kraftmesser, im Garten rings verstreut, den Liebhabern solcher Dinge reiche Abwechselung der Genüsse darbieten.

Für Gesicht, Gehör, Geschmack und selbst Geruch ist also hinreichend gesorgt, — bleibt noch das Herz zu befriedigen. Aber wehe dem Romantiker, der nach Mabille kommt, um Herzen zu suchen!

Das weibliche Publikum des Bal-Mabille rekrutirt sich zumeist aus jenem Theil der Halbwelt, der überhaupt kein Herz mehr hat, oder nie ein anderes gehabt hat als jenes „Marmorherz", nach welchem weiland, vor der Erfindung der „Demi-Monde", die hier versammelten Damen genannt wurden. Sie repräsentiren in ihren luxusstrahlenden Gewändern nach neuester, aber immer excentrischer Mode, so banal das Wort auch klingen mag, nichts als das vergoldete Elend. Auch ist durch sie der Ball Mabille um seine eigentliche Bestimmung gekommen. Es wird wenig mehr dort getanzt. Am meisten noch Donnerstags, dem Elitetage, wo neben den Stammgästen weiblichen Geschlechts auch noch viele jener höhern Wesen der Halbwelt erscheinen, die als „femmes entretenues" augenblickliches Eigenthum eines einzelnen sind, der gewöhnlich eine rührende Unwissenheit zur Schau trägt, wenn man ihm das Geschick Menelaus' ins Gedächtniß ruft, ja, der selbst mit stoischem Gleichmuth in der Helena-Quadrille das „pars pour

la Crète, pars pour la Crète" zwischen den Zähnen mitsummen kann, ohne ein Exempel daran zu nehmen.

Die wenigen Tänzerinnen, die für eine mehr als zweifelhafte Polka, einen hart gemaßregelten Walzer oder einen lustigen Cancan die Bravos der umstehenden Männerwelt einsammeln, sind ebenso kärglich und monatlich dafür bezahlt, als ihre schlotterbeinigen Tänzer.

Seit einigen Jahren existiren keine eigentlichen Tanzberühmtheiten in Mabille mehr. Die Zeiten von Rose Pompon, Pomaré, Rigolette und Frisette sind längst vorüber. „Marie la Polkeuse" hat eine reiche Heirath gemacht, „Celeste Mogador" ist als Celeste de Chabrillan Gräfin und — Schriftstellerin geworden, welch letzteres zu werden vielleicht das Schwierigere war, und „Jenny L'Hirondelle", „Panache" und „L'Ecureuil" sind wie die „Reine Pomaré" elend an der Schwindsucht gestorben.

Was nun aber die Männerwelt, und von dieser zunächst die tanzende anbetrifft, so setzt sich dieselbe für jetzt zumeist aus Advocatenschreibern, Coiffeurgehülfen und solchen Taugenichtsen zusammen, die von dem leben, was ihnen ihre Füße und oft auch ihre Arme einbringen, wenn sie die letztern nämlich diesen Damen, sei es zum Schutz, sei es zur Begleitung, gegen Vergütung leihweise überlassen. Ihr Tanz entbehrt jeglichen originellen Charakters, und von den ehemaligen Heroen, den Bridi, Pritchard, Tortillard, existirt nur noch der eine alte, Generationen überdauernde Chicard, der im gewöhnlichen Leben diesen Spitznamen sorglich verbirgt und des Tags über in der Nähe der Hallen ein einträgliches Ledergeschäft betreibt. Es ist kaum anzusehen und gewiß nicht zu schildern, wie dieser Mann tanzt; wie er noch in seinem grauen Haar sich einen Cancan zurechtgestutzt, der die frivolen Ueberlieferungen der alten Schule mit den Ausschweifungen der modernen in holder Mischung darbietet. Alle Glieder arbeiten mit, wenn er einmal im Wirbel des Tanzes aufgeht. Seine großen, runden Augen glänzen unheimlich, die weiten Nüstern der starken Nase schwellen an, das verlebte Gesicht erhält einen abschreckend-cynischen Ausdruck, und nun führen die Gesten der Hände und die Pas der Füße ein so widerlich-erotisches Ganzes

vor, daß sich entrüstet abwendet, wer noch ein bischen ehrlicher Scham in der Seele hat.

Die Mehrzahl aber der rings im Kreise versammelten eleganten Männerwelt lacht oder wiehert selbst Beifall, bricht in ermunternde Zurufe aus, bis das Finale der Quadrille, in immer wildern, feurigern Rhythmen ertönend, dem Cancan ein Ende macht.

Dies bewundernde Herrenpublikum zeigt nicht selten die Blüte des Jockeyclubs und gehört in seiner Mehrzahl jener glücklich situirten Minorität an, der Austern, Champagner und Trüffeln so alltäglich sind, wie uns andern das Brot. Diese Herren brauchen Cayennepfeffer, um sich wenigstens noch eine „Emotion" außer der andern zu verschaffen, in die sie allnächtlich das Hazardspiel versetzt.

Doch ich sehe, ich falle in einen Ton der Klagelieder Jeremiä, den zu vermeiden gerade in meiner Absicht liegt.

Darum zu euch in kühnem Sprunge, ihr Kinder der Lust und jugendtrunkenen Vergessens, die ihr freudestrahlend den Becher seligen Taumels leert, denen „das Leben noch wonnevoll winkt" im Frühling der Jahre, die ihr euch tummelt und freut draußen in der Closerie des Lilas, der Flieder-laube, die ihr die Ueberlieferungen des Prado dahin verpflanzt, die ihr im Tanze euch dreht auf dem Bullier.

Der Ort selbst hat traurige Erinnerungen. Dort, wo einst ganz nahe am Observatorium und am Ende des Luxembourggartens Ney, der „Bravste der Braven", von französischen Kugeln durchbohrt, fiel, da erhebt sich die in falschem maurischen Geschmack grell angemalte Wand, die zum irdischen Elysium der pariser Studentenwelt führt. Zwar die Zeit ist dahin, in der die sorglos heitere Grisette hier blühte, da Mimi und Fleurette ein idyllisches Liebeleben mit spätern Staatsanwälten und Aerzten und Ministern und Poeten gelebt; aber noch immer ist hier Jugendfrische und jene echtfranzösische Lebenslust zu finden, die man in solch naiver Ungebundenheit in den glänzenden Räumen Mabille's vergeblich sucht. Nach Erlegung des Obolus von einem Franc steigt man hinab in den Tanzraum, der, nach einer Seite offen und auf einen Garten ausgehend, gedielt und überdeckt ist. Der Garten ist nicht

sehr groß, aber zu beiden Längsseiten steht Fliederlaube an Fliederlaube, jede nur groß genug „für ein glücklich liebend Paar". Aber auch hier ist es mit süßem, traulichem Liebesgeflüster nicht mehr weit her. Hier hört man ganz andern Zwiesprach. Und waren schon die Frauen vom Bal-Mabille nicht gerade Muster von Geist und Witz, hier trifft man noch weit seltener eine fein zugespitzte Bemerkung oder ein zierlich geschliffenes Witzwort. Eine gewisse Ungeschlachtheit des Ausdrucks, die etwas darin sucht, sich im „argot", dem corrumpirten Französisch zu ergehen, hat überall jene Zierlichkeit des Ausdrucks ersetzt, die die Franzosen aller Stände noch unsern Urgroßvätern als das Nonplusultra gesellschaftlicher Bildung erscheinen ließ.

Doch nun zum Tanz! Wie geht es da anders zu, als im pas-bezahlten Mabille.

Hier tobt sie sich aus, die schäumende, maienwonnige Lusttrunkenheit der pariser, der französischen Jugend. Denn wie die Studenten, die hier ihre cancanirenden Saltimortali zum besten geben, sich aus allen Provinzen des Kaiserreichs rekrutiren, so auch ihre „Freundinnen", die sich sogar aus fast allen Weltgegenden zusammenfinden. Zum wenigsten gibt es stets Italienerinnen, Spanierinnen, Deutsche, Polen und selbst Engländerinnen, die mit mehr oder weniger Glück neben den behendern Französinnen aus den neunundachtzig Departements des Landes sich im Cancan versuchen.

Wenn man den Cancan sehen will, nicht jenen überdrüßigen, forcirten, wie er für Geld getanzt wird in Mabille, sondern den echten und wahren pariser Cancan, der sich nur „pour l'amour" tanzt: so soll man zu Bullier gehen. Da ist der Cancan voll bacchantischer Wildheit, voll rauschenden Lärms und brausenden Gelächters, wenn plötzlich eine von den Cancaneusen das Bein schultert, exact, als ob ein preußischer Unteroffizier gerufen: Gewehr auf! Da ist der Franzose, die Französin in der Blüte ihres Vergnügens. Wie da die Füße fliegen, bald zierlich trippelnd, bald in großen Sprüngen kokett sich vor- und rückwärts bewegend! Wie da die gerötheten Gesichter ein Aufgehen im Genuß des Augenblicks strahlen, das uns kältern Nordländern fast stets ver-

sagt bleibt; wie sich selbst ein eckiges, geradezu häßliches Antlitz im Tanze auf Augenblicke verschönt, wie die Augen schelmisch winken, wie nach dem Abschluß einer musikalischen Phrase ein donnerndes: „Bis! Bis!“ aus den Kehlen sich losringt, die vom Schreien und Gelächter fast schon heiser geworden; wie der wirbelnde Taumel abermals beginnt, bis er, in immer krampfhaftere Bewegungen und Zuckungen ausartend, nach einem Prestissimo urplötzlich abbricht, — das muß man gesehen und halb davon mitberauscht erlebt haben, wenn man sich einen Begriff machen will von dem unversiegbaren Quell von Lebensfreudigkeit und Kraft, der in der Jugend des französischen Volks noch immer vorhanden.

Und bei all diesem Rasen und Wirbeln wissen die meisten der tanzenden Frauen, so niedriger Herkunft, so ungebildet sie auch immer sein mögen, doch stets noch einen gewissen Anhauch von Grazie sich zu bewahren, den ihnen Mutter Natur als unveräußerliches Nationalgut mit auf den Weg gegeben.

Allein selbst auf dem Bullier ist es nicht genug, gracids zu sein; „das Auge des Gesetzes wacht“, daß man dort auch anständig sei — was man nämlich unter so bewandten Umständen mit dem Namen „Anstand“ bezeichnen kann. Dieses Auge, welches einem meist finstern und in einer finstern Ecke stehenden Mann der Polizei gehört, sieht scharf und ist unerbittlich. Es dringt in die Geheimnisse der Fliederlauben und weiß auf ein Haarbreit zu messen, ob die vorschriftsmäßige Schönheitslinie des Tanzes überschritten sei. Dann hebt sich der Finger des Mannes zum ersten mal: es ist die erste Verwarnung. Die zweite Verwarnung ist ominös, die dritte vernichtend, so bei der Presse, so bei dem Bullier — das obstinate Blatt und die Cancaneuse haben *ein* Schicksal —: sie verschwinden!

Der Bullier hat seine großen und seine kleinen Tage. Donnerstags und Montags, den Lieblingsabenden der männlichen und nichtmännlichen Studentenwelt, finden sich hier zumeist die Mädchen vom Quartier-Latin vereint, die häufig mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit das Problem lösen, dreien oder vieren ihrer studirenden Anbeter gleichzeitig treu zu sein, und die in sorgloser Ungebundenheit sich von einem

Semester in das andere hinübertanzen, um schließlich, ich weiß nicht wie und ich weiß nicht wo, zu enden. Sie säen nicht, sie ernten nicht, — kurz sie gleichen, bis auf die Unschuld, den Lilien auf dem Felde, verblühen wie sie nach kurzem Lenze, und werden wie jene vom Winde verweht. Stets pikant, aber fast niemals schön, ausgelassen, gutmüthig, lachlustig, nicht eigentlich verschwendungssüchtig, aber doch mit überraschender Schnelligkeit das Gold in Silber und das Silber in nichts verwandelnd, wechseln sie ihre Liebhaber häufiger als ihre Hüte, und ohne Sorgen für den morgenden Tag bewahren sie dem, dem sie einmal, sei's noch so kurze Zeit, nahe gestanden, ein freundschaftliches Gedächtniß, fast nie aber ob schmählicher Trennung irgendwelche Rancune. Man trifft sich wieder, reicht sich die Hand — und der Liebhaber von gestern hospitirt nicht selten am Tische des Liebhabers von heute.

Zuweilen freilich schlägt auch die sentimentale Ader der Franzosen durch, und dann spielen sich im Leben junger Männer und Frauen Melodramen ab, deren Knoten in der Closerie geschürzt worden, und deren Ausgang nicht selten Noth, Elend, Verzweiflung und Selbstmord als grausige Schlußeffecte verhängnißvoll machen.

Aber auf dem Bullier den Othello zu spielen ist im allgemeinen weder eine dankbare noch eine gewöhnliche Rolle. Das ist die Figur der Boulevarddramen, nicht die der Wirklichkeit, in welcher alles fröhlich und heiter verläuft, bis nachts um zwölf Uhr die Bevölkerung des Lateinischen Viertels sich paarweise nach den engen Gassen zurückbegibt, an welche die renovirende Hand des Seinepräfecten, außer durch den Boulevard St.-Michel, noch nicht die lüftende, aber zerstörende Hacke gelegt hat.

Sonntags verschwindet der Student mit der Studentin, um dem ehrgeizigen Barbiergehülfen und „Calicot" (zu deutsch „Schwung") Platz zu machen, die beide, mit höhern Dienstmädchen und kleinen „Ouvrièren" bewaffnet, ihr Bestes thun, in kühnen Sprüngen die Wochentagsgäste wenn nicht in den Schatten zu stellen, doch mindestens zu erreichen.

An andern Tanzabenden wieder verirrt sich ein Theil der

Gesellschaft aus Mabille hierher, und von der Höhe der am Ende des Saals befindlichen Estrade lächeln dann manche der Halbgöttinnen der Champs-Elysées auf die Nymphen, Dryaden und Hamadryaden des Bullier herab. Die Schauspielerinnen von dort werden für einen Augenblick Zuschauerinnen hier; und diejenigen, denen eben noch Beifall geklatscht worden, machen sich das Vergnügen, Beifall zu klatschen.

Fern dem studentischen Treiben, am andern Ende der Stadt, dicht am Montmartre liegt ein anderer Tanzgarten, Château-rouge, dessen Besitzer, was Illuminationseffecte betrifft, sich stark bemüht, in die Fußstapfen der Familie Mabille zu treten. Freilich sein Publikum ist ein viel bescheideneres als das der Avenue Montaigne. Hier dreht sich der geschniegelte Ellenreiter mit der adretten, zierlichen und manierlichen „Demoiselle de Magasin" in zweitactigem Walzer; die Quadrille hat viel von ihrer unrhythmischen Regellosigkeit verloren, und die kleinen, behenden Füßchen allein werden dem Auge des munter scherzenden Vis-à-Vis preisgegeben. In diesem Garten begegnet man, namentlich Sonntags, auch nicht selten ganzen Familien aus dem niedern, arbeitsamen Bürgerstande, die sich an der Lust der Tanzenden und den Klängen der schmetternden mit Hörnern reichlich versehenen Musik ergötzen wollen. Auch hier gibt es einzelne bezahlte oder doch zu dem Etablissement in gewissen Beziehungen stehende Tänzerinnen, die gewöhnlich aber nur da sind, um den Eifer des anderweiten Publikums anzuspornen und im Anfang den Platz zu beleben, man könnte sagen: „die tanzende Claque" des Gartens. Der Wirth ist ein gelehriger Kopf und ein Schelm. Wie er vom Jardin Mabille die Beleuchtungseffecte, so hat er von der Académie-Française eine andere Idee geborgt: er hat nämlich für die drei besten Tänzerinnen seines Etablissements einen „Monthyon-Preis" in Gestalt dreier Uhren gestiftet und der alljährlich verheißenen Vertheilung derselben, als aufgeklärter Mann und Imperialist, das Suffrage universel zu Grunde gelegt. Auf diese Weise ist es natürlich bis heute noch niemals zur wirklichen Vertheilung gekommen; denn das allgemeine Stimmrecht ergab in dieser leicht

erregbaren, hitzigen, außerdem mit kleinen Zähnen und scharfen Nägeln wohlausgerüsteten Versammlung jedesmal einen solchen Tumult, daß eine absolute Mehrheit nicht erzielt werden konnte und der freudvoll angefangene Abend obendrein nicht selten sehr leidvoll endete.

Ganz in der Nähe des Château-rouge ist ein anderer Festplatz für den Cancan im Sommerkleid: das Elysée-Montmartre. Zur Seite des Wintertanzsaals liegt ein mit wenigen verkümmerten Bäumen geschmückter Garten, dem einige grüne Hecken allein ein gartenähnliches Ansehen geben. Eine Anzahl weiß angestrichener Statuen, von denen ich dreist behaupten kann, daß sie weder von Clesinger noch von David d'Angers herrühren, verleihen dem Ganzen jenen mythologischen Anstrich, der allein im Stande ist, den vielverheißenden Namen des Hauses zu rechtfertigen. Das männliche Publikum dieses Orts besteht meist aus jüngern Künstlern, namentlich Malern und Bildhauern, die sich im Quartier Montmartre mit Vorliebe ansiedeln; aus angehenden Journalisten und Schriftstellern à drei Sous die Zeile, aber auch aus Gehülfen des benachbarten großen Schlachthauses, aus Garçons größerer Cafés und Restaurants, die eben ihren Ausgehtag haben, . . . kurz ist ein sehr gemischtes. Das weibliche dagegen setzt sich zumeist aus Näherinnen, Stuhlflechterinnen, Blumen- und Putzmacherinnen zusammen, die ihren „Amants", deren hier jede für gewöhnlich sich mit nur einem begnügt, das wöchentliche Rendezvous geben. Auf der andern Seite aber findet sich auch die Viertels- und Achtelswelt dieses Stadttheils im Elysée vereint, meist aus noch sehr jugendlichen, frischen Gestalten bestehend, die, soeben erst ihren Aeltern entlaufen oder aus der Provinz angelangt, in diesem Local die Vorstudien machen für die Uebersiedelung nach dem Quartier-Latin oder in die Nähe des Boulevards, um im letztern Fall später das Heer der „Mabilliennes" zu verstärken.

Ebenfalls nicht gar fern von diesem Local liegt die Reine Blanche, die ein noch origineller zusammengesetztes Publikum darbietet. Finden sich doch in den engen Räumen dieses Locals, dem ein ganz kleiner Garten annectirt ist, neben Dienstmädchen, Köchinnen, Kammerzofen jeglicher Gattung auch die

brillantesten Löwinnen des Jardin-Mabille. In Mabille sind sie nicht frei, tanzend oder nicht, — sie sind nur da, um andere zu amusiren; sogar im Bullier spielen sie nur die Zuschauerinnen. In der Reine Blanche aber dürfen sie sich dem Luxus hingeben, endlich einmal sich zu amusiren. Hierher kommen sie am Arm ihrer Amants de coeur, meist rüder, ungehobelter Gesellen, die, auf gleicher Stufe mit ihnen stehend, den traurigen Rest von Herz und Gemüth beschäftigen, der ihnen noch geblieben.

Diese Leute, gar oft von den Dirnen auf deren Kosten und durch deren Erwerb unterhalten, gehören derselben Brüderschaft an wie diejenigen, welche man in Deutschland übereingekommen ist, in einer für den jetzigen Kaiser der Franzosen sehr wenig schmeichelhaften Weise zu benennen. In Paris wird der Gattungsbegriff dieses Genre dunkler Existenzen in dem Wort „Maquereau" zusammengefaßt, und will man sich feiner ausdrücken, so pflegt man, weil Maquereau gleichzeitig ein sehr beliebter Fisch, mit Beziehung darauf von „Haute poissonnerie" zu sprechen.

Diese Leute also tanzen bunt gemischt, ohne weder die Balletsprünge des Mabille hier anzubringen noch in die pedestrischen Extravaganzen der Closerie zu verfallen, genau mit jenem Grade von Ausgelassenheit, der ihnen Herzensbedürfniß, und das ist für Zuschauer aus dem Norden immer noch eine hübsche Dosis.

Der eigentlichste Sommerball aber von ganz Paris ist gar nicht in der Hauptstadt, sondern in dem durch die Bahn nur zehn Minuten entfernten Dorfe Asnières gelegen. Der Parc d'Asnières, mit einem sehr hübschen Schloß, schönen Gebüschen, Rasengründen, Baumgängen, Lauben, Spielen aller Art, einem Café chantant, Feuerwerk, Illumination, elektrischem Licht und einem rauschenden Orchester, befindet sich dicht am Ufer der Seine. Hier versammelt sich dreimal wöchentlich die fine fleur von Mabille und vom Jardin-Bullier. Die sommerlichen Canotiers in Matrosenkleidung und die kokett aufgeschürzten Canotièren, die des Nachmittags Lustfahrten auf der Seine veranstalten, bilden die Stammgäste des Etablissements, das eine Anzahl beliebter Tänzerinnen der öffentlichen Locale

auf seinen Affichen stets im vorhinein als anwesend ankündigt.

Außer den hier genannten gibt es natürlich noch eine Menge anderer Balllocalitäten für die schöne Jahreszeit, um den verschiedenen Geschmacksrichtungen und Bedürfnissen einer so großen Bevölkerung zu genügen. Aber die hier herausgegriffenen sind ohne Zweifel die am meisten charakteristischen. Sie tragen am deutlichsten jenen Stempel des echt-Parisischen an sich, der uns aus der Ferne so tannhäuserlich anmuthet, und der in der Nähe so viel von seinen eingebildeten Reizen verliert. Hüten wir uns aber, nachdem wir einem schönseligen Idealismus, wie wir hoffen, glücklich entgangen, in das andere Extrem zu gerathen: das puritanische Pharisäerthum. Erscheinungen des modernen Lebens, wie wir sie auf den vorhergehenden Blättern geschildert, sind nicht der Gegenstand, um eine Kritik der Zustände an ihnen zu üben. Dazu müßten wir weit tiefer greifen, oder — weit höher!

XII.

Der Winter in Paris.

Von

Julius Rodenberg.

Es klingt beinahe wie ein Widerſpruch, und iſt doch wahr und obendrein ſehr leicht zu erklären, daß die Bewohner der großen Städte die enthuſiaſtiſchſten Naturfreunde ſind, die dankbarſten, die glücklichſten. Die Pariſer ſtehen in dieſer Eigenſchaft hinter den Bewohnern keiner andern Stadt zurück, ja ſie übertreffen alle noch in den lauten und lärmenden Aeußerungen ihres Entzückens, welches zu wecken ein Sonnenſtrahl und ein mit Kornblumen bedecktes Feld hinreicht. Man muß Paris nur einmal an irgendeinem hübſchen Sonntag-Nachmittag in der guten Jahreszeit geſehen haben: wie da alles hinausſtrömt, die Vornehmen und die Geringen, in ſchönen Equipagen und in altmodigen Kutſchen, die nur für dieſe Fälle noch zum Vorſchein kommen, auf den Imperialen und zu Fuß, paarweiſe, Arm in Arm, ſcharenweiſe, ganze Familien; wie da die Straßen, die zu den Bahnhöfen führen, von fröhlichen Menſchen wimmeln, von Blumen in Knopflöchern, von Strohhüten mit blauen Schleiern, weißen Kleidern

mit rothen Bändern und Handschuhen couleur de paille. Die Seelen dürsten nach dem Freien, der freien Natur, der freien Luft — diesem letzten Rest von Freiheit, der den Parisern gegönnt ist; und während dann die schwülen Häuser, die schattenlos heißen Straßen von Paris für einige Stunden leer und stiller werden, erfüllt sich die ganze Umgegend mit Leben und Jubel auf Meilenweite, von den Seineufern bis zu den waldigen Anhöhen, von Asnières bis Vesinet und Versailles.

Hier in Asnières, in den sommerlichen Gärten, wo man unter den alten Eichen tanzt, unter welchen einst Ludwig Philipp mit Thiers und Guizot gewandelt; wo die Bäume dieses einst königlichen Parks fast den Rand des vorüberziehenden Wassers berühren; wo die Drehorgel, der Gesang und das Orchester sich immer mischen mit dem fröhlichen Lachen und dem Gläserklang aus kleinen Pavillons; wo man über die Mauer hinweg, an einer kleinen wohlbesetzten Tafel und von einer muntern Gesellschaft umgeben, einen anmuthigen Blick hat gegen das bunte Treiben an dem Flusse und auf dem Flusse, seine blühenden Ufer und das sonnige Paris im Hintergrunde: hier und an zahllosen andern Punkten der landschaftlich mit Wald und Feld, Hügel, Thal und Wasser so reich ausgestatteten Umgebung von Paris entfaltet sich ein reizendes Sommerleben. Was auch folgen mag, wenn erst die funkelnden Lichterreihen wie Diamanten in den Zweigen sich schaukeln und die prasselnden Feuerwerke, die blauen Schleier der Nacht zerreißend überall emporsteigen; hier im Grünen und im Sonnenschein zeigt sich uns der Pariser von seiner besten, gefälligsten Seite; hier ist er sorglos, naiv, tummelt sich in all jenem unschuldigen Uebermuth, der ihn im Grunde so liebenswürdig macht. Hier wirft er sich in den Rasen, hier jubelt er hellauf zum Himmel, hier spielt er Pfänderspiele, — hier endlich klettert er hoch hinauf in die Bäume und läßt sich auf den breiten Aesten sein Diner serviren, um aus der Laubkrone herab, in der Hand das Glas, in welchem der Wein und die Sonne schimmern, von Grasmücken und Finken umzwitschert, seiner Freundin den Reim zu singen:

Ferons-nous notre dînette
Sur l'arbre de Robinson —
Tendres comme une fauvette,
Ou joyeux comme un pinson?

Asnières, St.-Cloud, St.-Germain, Sèvres und jenseit der Hügel von Meudon, Robinson und Sceaux: diese und viele andere sind die Luft- und Lustschlösser der Pariser, von denen sie Besitz ergreifen mit der ersten Blüte, die sich da zeigt, um sie zu verlassen mit dem letzten Blatt, das vergilbt zur Erde sinkt. Unerschöpflich in ihrer Lust pilgern sie hinaus, von Städtchen zu Städtchen, von Dorf zu Dorf in der Umgegend, um all die Heiligen zu feiern, deren jedes derselben zum wenigsten einen zählt. Da gibt es noch Gewürzbrot und Lotteriebuden, Makronen und Gerstenzucker, Possenreißer und Seiltänzer, Verschlinger von Säbeln und brennendem Flachs, weise Hunde, wunderbare Fische, Kälber mit zwei Köpfen, hölzerne Pferde und die wahre „femme à barbe", welche 150 Kilogramme wiegt; kurz, alle diese guten Dinge, die aus Paris längst und sogar aus den Vorstädten verschwunden. Hier sieht der bejahrte Pariser noch einmal diese von der Civilisation immer weiter verdrängten Reste einer alten und harmlosern Art, sich zu unterhalten; er begrüßt sie gleich Freunden aus der Kindheit, während die jüngere Generation sich mit ihnen königlich amusirt — man verzeihe das Wort, welches so sehr „zurückgeblieben" klingt; aber in diesem Punkt haben wir uns noch nicht entschließen können, den kaiserlichen Superlativ anzuerkennen: mitten im zweiten Kaiserreich ist unser Vergnügen „königlich" geblieben.

Früh im Mai, mit dem zweiten Sonntag, beginnen die Feste des Sommers, um erst im October mit dem von St.-Denis zu schließen, diesem Heiligen, welcher zu irgendeiner Zeit im 3. Jahrhundert den Märtyrertod erlitt auf einem Berge bei Paris, seitdem der Märtyrerberg genannt, Mons Martyrum, Montmartre. Der Heilige ward enthauptet; dann aber geschah das Mirakel, daß er sich zum großen Erstaunen der Zuschauer erhob, seinen Kopf zwischen beide Hände nahm und fortmarschirte, bis er nach zweistündiger Wanderung an dem Orte halt machte, wo heute die Kirche, die Abtei und die

Stadt St.-Denis stehen. Zwei Stunden sind für einen Mann, der seinen Kopf unter dem Arm trägt, ein weiter Weg; aber in solchen Fällen ist es nur um den *ersten* Schritt zu thun, wie Frau du Deffand richtig bemerkt hat: Ce n'est que le premier pas, qui coûte.

Auch Winzerfeste gibt es in der Umgegend von Paris. „Honneur au petit bleu!" Die Hügelseiten von Suresnes, von Puteaux und Courbevoie sind ganz mit Weinbergen bekleidet, in welchen, wie in unsern Rebgeländen am Rhein, „die Sichel und das Lied erschallt, das Feuer leuchtet und die Fahne wallt". Etwas imitirtes Winzerthum mag dabei wol unterlaufen — es wäre ja nicht Paris ohne das; allein auch hier ist der Zudrang groß und die Fröhlichkeit allgemein. Das sind die letzten Klänge des sterbenden Sommers, der Abschied von der Natur; und wo jüngst noch die Musik, die bunte Menge, die Sonne bei Tag, die Illumination bei Nacht und der Jubel von früh bis spät gewesen: da ist nun die Einsamkeit, die tiefste Stille, und der Nebel drückt auf die laub- und lautlosen Uferwälder der Seine. Man ist zurückgekehrt in diese Mauern, hinter welchen, wie ein witziger Engländer gesagt, Paris, die alte Sünderin, sich selbst ins Gefängniß gesetzt hat.

Aber Paris verliert darum nicht seine gute Laune. Das Gegentheil: wenn Paris im Frühling am schönsten und im Sommer am meisten es selber ist, wo man den Pariser und das pariser Leben in seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten am meisten frei von allen fremden Einflüssen erblickt, so ist Paris im Winter *das* Paris, welches auf den Fremden den größten Reiz ausübt, jenen Zauber, von welchem ein großer Herr aus Deutschland zu Edmond Texier gesagt: Entweder ein Fürstenthum oder eine Wohnung auf dem Boulevard; ein drittes gibt es nicht.

Der Winter in Paris von seinen Anfängen im October oder November bis zu seinem Ausgang im März, wo der „Boeuf gras" mit Kränzen und von Masken umgeben durch die Straßen zieht, ist diejenige von den vier Jahreszeiten, in welcher sich alle Pracht, aller Luxus und aller Reichthum von Paris in seiner schimmerndsten Blüte zeigt. Man sagt, daß

es keinen Carneval mehr in Paris gebe: dafür ist der ganze Winter ein Carneval geworden, in welchem die Festsäle niemals leer werden und die Lichter niemals verlöschen.

Ihren Höhepunkt erreicht die Saison um die Zeit der „Etrennes", d. h. in den Tagen vor und nach dem Neujahr; von da bis zum „Mardi-gras" tummelt und tanzt sie sich aus, um am Morgen darauf mit Asche, statt Rosen in dem Haar, zu erwachen.

Ein Weihnachtsfest, wie bei uns, wird in Paris nicht gefeiert; kein Tannenbaum, keine Christbescherung. Um die Stunde, wo sie daheim die Lichter anzündeten, wo der Geruch des frischen Grüns durch das festliche Zimmer duftete und hinter der Thür schon ein Kinderherzchen ungeduldig pochte, ein Kindergesichtchen erwartungsvoll glühte: saß ich weit entfernt, am Seinestrand, in der Kathedrale von Notre-Dame. Dumpf zitterte die Abendluft von dem Klang der schweren Glocken; die Orgel ging, die Vesper wurde gesungen, — die Kerzen hier und da in der Dämmerung der Flügel flimmerten wie kleine Sterne in der Dunkelheit, — der Hochaltar strahlte von Gold und Flammen, — mitten in der rings herrschenden Nacht ein Anblick des hellsten Glanzes, umgeben von Priestern, die sich murmelnd und singend neigten, von Chorknaben in roth und weiß, mit dem Weihrauchfaß in der Hand — und zu beiden Seiten, halb im Licht und halb im Schatten, in wundersamem Helldunkel funkelten die bunten Radfenster des Chors, jedes Glassplitterchen ein Diamant . . . Landleute kamen herein, Marktweiber, Städterinnen mit dem Gebetbuch unter dem Arm, — knieten nieder und gingen, — eine oder die andere von ihnen trat in den Beichtstuhl, und der Pater schloß sich in die Zelle. Feierlicher Augenblick, wo das alles zuerst auf den Fremden eindrang; und doch so fremd für ihn, — so kalt, als er wieder hinaustrat auf den Platz, wo die Arbeit des Werkeltags weiter ging, in die Straßen, wo gebaut und eingerissen ward — auf die Quais und die Boulevards — wo sich nun Laterne nach Laterne entzündete — vierzigtausend Gasflammen und kein Christbäumchen! . . .

Alles, was wir auf Weihnachten und Neujahr vertheilen, die Glückwünsche und die Geschenke: das concentrirt sich in

Paris auf den „jour de l'an". Auf diesen Tag sind alle Hoffnungen der Spielsachenhändler, der Chocoladenverkäufer, der großen und der kleinen Magazine, der Kinder und der Dienstboten gerichtet. Die Spannung wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zuletzt, bis sie endlich am 1. Januar, sehr früh schon, bei Morgengrauen in einen allgemeinen Lärm von Guitarren, Drehorgeln, Clarinetten und andern lieblichen Instrumenten, in doppelt soviel Wagenrasseln, doppelt soviel Scharen geputzter Menschen und zehnmal soviel Bettlern explodirt, die heute von allen Tagen im Jahre ihren jour fixe haben. Eine Woche vorher schon haben sich die Boulevards in ihrer ganzen Länge von der Madeleine bis zur Julisäule, von dem Strasburger Bahnhof bis zum Observatorium mit Tausenden von kleinen Buden bedeckt, die mitten in der Stadt eine neue Stadt bilden und immer umdrängt vom kauflustigen Publikum, bei Tage bunt aussehen von Hampelmännern, Ballons, Stahl, Messing, Glas, Porzellan, und bei Nacht von zahllosen Lichtern. Da ist zu haben und zwar zu den billigsten Preisen und im ausgeschossensten Ausschuß, was Paris nur hervorbringen kann: die allerletzten Novitäten in allerschlechtester Qualität verkaufen sich da für ebenso viel Sous, als die vornehme Dame Francs und Napoleons in den Magazinen bezahlt. Es ist erstaunlich, was man da findet und wie billig es ist: Perlmutterknöpfe mit goldenen Lettern, rothe Sammtportemonnaies mit Perlstickerei, Portefeuilles von Leder in allen Farben, Bijouterie, Quincaillerien — vielleicht hervorgegangen aus denselben Ateliers und denselben Händen, welche für die großen Läden arbeiten, aber mit einem heimlichen Fehler, den gewöhnlich erst der damit Beschenkte entdeckt.

Auf beiden Seiten der Boulevards stehen die großen Läden in stolzer Reihe den kleinen Baracken gegenüber; die Thür von Mahagoni mit Bronze und das Fenster in Krystall sind vis-à-vis der Bretterbude ohne Thür, ohne Fenster, mit einem Leinendach, und dazwischen wogt der bunte Strom des pariser Lebens, der für diese Gegensätze nicht blos die gute Laune, sondern auch das gute Herz hat. Da ist das Schaufenster, welches in all der echten Pracht der Farben und der Stoffe schimmert; hier ist seine Caricatur. Aber es ist nichts darin,

was den Geschmack verletzt, oder nur die Stimmung: es bleibt harmlos, wiewol es so charakteristisch ist. Man glaubt den Crayon von Cham zu erkennen oder den Stift Gavarni's, der dieser Hand zu früh entsunken. Keinen reichern Bazar hat Paris, als die Säle von Giroux, an der Ecke des Boulevard des Capucines, und nichts mehr als die Ausstellungen derselben zur Zeit der Etrennes gibt einen Begriff von der Höhe der pariser Kunstindustrie, welche diese prachtvollen Sachen geschaffen, und dem Reichthum der Pariser, die sie kaufen. Ich verließ diesen Bazar ganz bezaubert von all den Waaren, all der Bronze, all den Krystallen, und mehr noch über die decorative Kunst, mit welcher all diese Schätze arrangirt waren, deren Kaufpreis sich durchschnittlich auf dem Niveau zwischen 1000 und 5000 Frs. hält, um bei irgendeiner Malachitvase ganz unvorbereitet auf 20000 zu steigen. Beim Heraustreten, fast noch auf der Schwelle von Giroux, stand ich vor einer Baracke, auf deren breternen Behältern sich zu meinem Erstaunen all die Herrlichkeiten wiederfanden, die ich eben in der kostbarsten Etalage auf Piedestalen von Alabaster, auf geschnitzten Eichentischen und sammtenen Kissen erblickt hatte. Ich glaubte in einen jener traurigen Spiegel zu blicken, auf welchen jeder Mensch aussieht, als ob er Zahnweh habe. Und doch war etwas nicht blos sehr Komisches in diesem Doppelgänger und Facsimile von Giroux: mich rührte noch mehr die Naivetät desselben. „Für zwanzig Centimes", rief er, „habt ihr die schönste Tasse von Porzellan, und für zwanzig Sous die schönste Vase."

Ist das nicht „Vanity fair", aber ohne den Sarkasmus, ohne die Bitterkeit des großen englischen Humoristen?

Es geschieht nicht selten, daß die Parodie so viel amusanter, und in diesen neuern Zeiten der Decorationsstücke so viel prächtiger ist als das Original. Das ist keineswegs auf dem Neujahrsmarkt von Paris der Fall. Es mag vielleicht nicht als ein Zeichen ästhetischer Bildung gelten, vor kostbaren Roben, glänzenden Colliers und schimmernden Büchereinbänden in Enthusiasmus zu gerathen. Und doch ist es schwer, in nüchternen Worten davon zu reden. Hat nicht auch die schöne Außenseite ihre Art von Poesie? Ist es nicht möglich, indem man an ein geliebtes Wesen denkt, sich für einen Perlenschmuck

zu begeistern? Ich kenne sogar Männer, welche dies ohne solchen Gedanken zu thun im Stande. Ach, man muß nur Phantasie haben, um in diesen rosigen Schuh einen zierlichen Fuß zu träumen, in diese Taille von Rosa-Damast die schönste weibliche Büste, die weißesten Schultern, den stolzesten Nacken. Fordern diese Fenster nicht in jedem von uns, sei es den Dichter, sei es den Philosophen, sei es nur einfach den Freund der Damen heraus? Wer würde nicht gern jene Schleppe mit ehrfurchtsvoller Lippe berühren und der Königin nachtragen, die allein in solch einem Gewand daherzurauschen das Recht hat? . . . Alle diese Läden, in allen Straßen und auf allen Plätzen von Paris, sind um diese Zeit gedrängt voll elegantester Käuferinnen. In langen Zügen halten die Equipagen davor, und auch hier scheint die Queue gemacht zu werden: eine nach der andern rollt vor und zwischen einer gaffenden Zuschauermenge schlüpfen die schönen Damen (einige mit kleinen Masken, dem sogenannten „loup", um nicht erkannt zu werden) über den Teppich in den Laden. Strahlend sind die weiten Räume erhellt, vom Perron bis unter das Dach — in den Straßen des feinen Verkehrs, den Rues Richelieu, Vivienne, de la Paix, kurz in dieser ganzen Region von den Boulevards bis zu der Rivolistraße, scheint jedes Haus sich in einen Luxusbazar verwandelt zu haben. Wagen schließt sich an Wagen in unübersehbarer beweglicher Kette, Pferd an Pferd, — die Sergents de Ville rufen und ordnen, die Fußgänger warten auf beiden Seiten in dichten Scharen, bis eine Lücke frei wird, und suchen dann im Galop und mit Lebensgefahr hinüber- und herüberzukommen. Kurz, Paris ist dann, wie das Sprichwort sagt, das Paradies der Frauen, welche ganze Wagen voll kostbarer Dinge kaufen, das Purgatorium der Männer, welche die Rechnungen bezahlen, und die Hölle der Pferde, welche die theuern Lasten schleppen müssen, von früh bis spät, straßauf, straßab, durch eine oft unentwirrbare Masse von Rädern und Vehikeln aller Art und den Straßenschlamm, der sich zollhoch auf dem Macadam gesammelt.

Vergessen wir hier nicht eines Artikels Erwähnung zu thun, welcher auf dem Neujahrsmarkt von Paris nicht fehlen darf, weil es keinen gibt, den die Damen, sei es in Paris,

sei es im Auslande, so sehr in ihre Protection genommen: nämlich die Süßigkeiten, die Pralinés — die Chocolade! Wer kennt nicht die Namen von Marquis, Masson, Siraudin, ja wer kennt den letzten Namen nicht besser, seit sein Eigenthümer von den Lustspieldichtern unter die „Confiseurs" gegangen und die Welt, die sich bei seinen Vaudevilles ziemlich gleichgültig verhielt, in ungeheucheltes und stürmisches Entzücken versetzt, so oft er mit jeder nahenden Etrenneszeit eine neue Erfindung ankündigt, im vorigen Jahre die berühmten „Ephemerides", die so zart waren, daß sie nicht nur im Munde, sondern schon in der Hand zergingen, und in diesem Jahre die berühmtern „Mignons", welche die gute Eigenschaft hatten, nur auf der Zunge zu schmelzen? Je mehr sich der große Tag nähert, um so mehr sind auch die Läden von Masson in der Rue Richelieu, von Marquis beim Théâtre-Français und vornehmlich von Siraudin in der Rue de la Paix von Menschenhaufen buchstäblich blokirt, die nur das billige Schauspiel der aus- und einsteigenden Damen sowie der Schaufenster genießen wollen. Man eilt sich, in diese Läden noch zur rechten Zeit zu kommen; denn nicht selten erhält man, nach dem einen oder andern besonders gesuchten Artikel fragend, die Antwort: daß die Auflage für diesen Tag vergriffen sei. Wie erhebend für den Chocoladefabrikanten und wie niederdrückend für den ehemaligen Schriftsteller!

Der Winter von Paris ist kürzer und pflegt auch viel milder zu sein als der unsere. Während die kleinen Buden in all ihrer Herrlichkeit von Stearinkerzen und Oellichtern schimmern und die kauflustige Menge sich vor ihnen hin- und herdrängt, sitzen vor den Kaffeehäusern in der laulichen Luft, oft bis in die späten Stunden hinein, die Herren und die Damen, rauchend, plaudernd, Zeitungen lesend oder einfach nichts thuend, mit übergeschlagenen Beinen — und das alles Ende December, draußen im Freien und nachts zwischen elf und zwölf. Die Damen — ich brauche nicht zu sagen, welche Damen ich meine. Viele von ihnen trugen „toques", jene kleinen Barets, die wie Studentenmützen aussehen, wie Cerevis-

käppchen, und die man ihnen auch überall schon nachgemacht hat; sie trugen außerdem Beinkleider, offene Westen, Gilets, kurze Röckchen mit Manschetten, Lorgnons. Das war ihre jüngste Mode; sie sahen darin aus wie hübsche Jungen. Es war schwer, sie zu unterscheiden, und sie brachten sogar „den weisen Magier" in Verlegenheit. Dieser, „Le savant magicien", war nämlich ein Guckkastenmann, der sich auf einem der obern Boulevards zwischen den übrigen Buden aufgestellt hatte. Sein erleuchtetes Schild besagte: daß der Professor Thin, nachdem er die Magie tief studirt, diesen wunderbaren Apparat erfunden habe, dessen angenehme Ueberraschung darin bestehe, jeder oder jedem, die hineinblicken, denjenigen oder diejenige, nach welchen man sich sehne, seien sie nun fern oder nah, so zu zeigen, als ob sie in ihrer Gegenwart wären. Je nachdem bekam man also in dem Zauberkasten ein weibliches Wesen in feuerrothem Gewand, mit hoher Taille, oder einen Jüngling in blauem Frack, mit Blumenstrauß, zu sehen, und nachher erhielt man grüne Blätter mit Schicksalssprüchen, welche wiederum bezüglich „La vierge" oder „Le jeune homme" überschrieben waren. Einigen von den hübschen Jungen in Tocques und Beinkleidern gelang es, den weisen Magier zu täuschen; lachend kamen sie mit den grünen Blättern zu ihren Freunden vor dem Kaffeehause zurück — „Voilà la vierge!" riefen sie, und das Binocle auf das Näschen setzend, lasen sie: „Dein Horoskop meldet dir, daß du in wenigen Tagen Nachrichten erhalten wirst, welche dir, ich bin dessen gewiß, Vergnügen machen werden; Personen, welche dir übel wollen, haben den Versuch gemacht, dir bei Personen, die du liebst, zu schaden; aber sie hatten keinen Erfolg, du wirst über sie triumphiren" . . . „Prenez garde, Monsieur", fügten sie lachend hinzu, „n'en soyez pas trop sûr" — indem sie sich gegen den einen oder andern ihrer Verehrer wehrten, die ihnen das grüne Blatt entreißen wollten.

Noch eine Seite hat der Neujahrsmarkt von Paris, die dazu beiträgt, ihn interessant zu machen: er bildet gleichsam die Revue des Jahres, welches vergangen. Was in diesem

Jahre von Bedeutung geschehen, es ist sicher in irgendeiner Weise sich auf den Boulevards vertreten zu sehen. Er ist der wahre Thermometer des öffentlichen Geistes, dieser Markt am Schluß des Jahres; und man könnte sagen: Erzähle mir, was man dir dort verkauft hat, und ich will dir erzählen, was sich in dem vorausgegangenen Jahre ereignet.

Die große Novität des letzten Neujahrmarkts war das Zündnadelgewehr, le fusil à l'aiguille. Das sah man in allen Größen und in allen Formaten, vor allen Fenstern und in allen Anwendungen, au naturel, als Schießwaffe für Erwachsene, als Spielzeug für Kinder, und angewandt zu Broschen, Nadeln und Spangen für die Damen. Gewöhnlich waren die Läden, in welchen sich diese Dinge verkauften, mit zwei Bildern geschmückt, gleichsam den Patenten für die Echtheit derselben: das eine Bild war „Le roi Guillaume", das andere „Le comte de Bismarck". Hin und wieder sah man auch als dritten im Bunde: „Le prince Karl", und ein- oder zweimal — ich garantire nicht für mehr — „Mademoiselle Pauline Lucca".

Bemerken wir, im Vorübergehen, daß der große Name des Jahres 1866 auch sonst mehrfach in die Sprache der Pariser übergegangen ist. Die Weinhändler haben den vortrefflichen Mâcon des letzten Jahrgangs dem preußischen Premier zu Ehren „Bismarck" genannt, ich hüte mich wol zu sagen: getauft, das wäre in diesem Zusammenhang eine Beleidigung; und die Kartenspieler sagen „bismarcken" (doppelt markiren, bis-marquer) von einem, der ein gewagtes, aber kluges Spiel macht. . . .

Eine andere Novität des Etrennes-Markts, deren Zusammenhang mit den Zeitideen ich indeß nur annähernd verstanden habe, waren die „historischen Puppen". In langen, wahrhaft prachtvollen und in der That historisch sehr genauen Costümen erschienen eines Tags in einem glänzenden Schaufenster des Boulevard des Capucines die großen Damen der Weltgeschichte, deren Gesichter auch wenigstens soviel als den Versuch einer Porträtähnlichkeit erkennen ließen. Hier sah man die großen Königinnen und die großen Heldinnen, Katharina von Medici in ihrer steifen Tracht und Halskrause, Marie Stuart mit ihrer eigen-

thümlichen Kappe, die Jungfrau von Orléans und Agnes Sorel, — man bemerkt, daß es dabei nicht streng auf Legitimität ankam. Vielleicht war es diese große demokratische Lehre, welche die historischen Puppen geben sollten, und durch welche sie wiederum, ihr Recht auf den Neujahrsmarkt documentirend, mit den die Gegenwart bewegenden Ideen zusammenhingen. Ganz umgeben von diesem Corps weiblicher Berühmtheiten, die sich in ehrfurchtsvollem Halbcirkel umher gruppirt, stand in der Mitte, auf einer Estrade und mit dem Diadem, dem Purpur und Hermelin geschmückt: „Sa Majesté l'Impératrice Eugénie". Das war der Kern und die Nutzanwendung der historischen Puppen, man könnte sagen: ihre Moral.

Da nun aber in Paris nichts von einigem Succès erscheinen kann, ohne daß sich sogleich die Travestie daneben-stellt, so sah man, zehn Fenster von den historischen Puppen entfernt, die Ananaspuppen, d. h. Figuren, oben Puppe, unten Ananas, aus Pappe und Goldschaum, und wieder zehn Fenster weiter die Zuckerhutpuppen, ein reizendes Puppenköpfchen auf einem Zuckerhut aus blau- und weißgestreifter Seide, „oben spitzig, unten breit, durch und durch voll Süßigkeit".

Eine Dame, der ich am Jour de l'an selbst meinen Besuch machte — sehr spät, ich will es gestehen, aber man macht in Paris späte Visiten —, ließ mich aus dem Boudoir einen Blick in den Salon thun. Er sah aus wie ein Spielzeug-magazin: da waren Schafe, welche blökten; Hunde, welche liefen; Affen, welche tanzten, und Automaten, die Musik dazu machten; da waren außerdem zwanzig „toupies volantes", dreißig Puppenküchen, vierzig Puppenstuben und hundert Puppen, welche aussahen wie die großen Damen und sich demgemäß benahmen.

„Die Reste der letzten Etrennes", sagte mir die liebens-würdige Dame des Hauses, „begegnen sich hier immer mit den neuen Geschenken. Es ist meine Vorrathskammer für das ganze Jahr. Jeder Freund des Hauses fühlt sich verpflichtet, den Kindern diese Freundlichkeit zu erweisen, und einer von ihnen überbietet immer den andern. Sehen Sie diese Riesen-puppe; sie ist ganz mit Chocolade von Siraudin gefüllt. Ich glaube, sie kostet 500 Francs und würde gerade hinreichen,

um all meinen Kindern von heute bis übers Jahr den Magen zu verderben, wenn ich dieſen Unhold nicht ſehr feſt unter Schloß und Riegel hielte."

Sie ſagte mir dies mit einem wehmüthigen Lächeln. Ganz erſchöpft von den tauſendundein Beſuchen, die ſie empfangen, Karten, die ſie entgegengenommen, Briefen, die ſie erhalten — war ſie eben auf dem Punkt, Toilette zu machen für eine Soirée, nachdem ſie kurz zuvor von einem Diner zurückgekommen war. Denn nicht blos für das Vergnügen von Messieurs et Mesdames les enfants, ſondern auch für das ihrer Aeltern iſt in ausreichendem Maße geſorgt.

Nach einer Berechnung, welche der Feuilletoniſt der „France" vor einiger Zeit angeſtellt, finden während der Saiſon in Paris an jedem Tage, oder vielmehr in jeder Nacht, 130 Privatbälle ſtatt. Zu einem jeden dieſer Bälle ſind im Durchſchnitt 250 Perſonen eingeladen, im ganzen alſo täglich 32500. Die Saiſon dauert etwa ſechsunddreißig Tage — und wie könnte die große Zahl derer, die jede Nacht einen dieſer Bälle beſucht, es auch nur einen Tag länger ertragen? — Es werden demnach 4680 Privatbälle während der Saiſon gegeben. Jeder davon koſtet durchſchnittlich 900 Frs., was für alle zuſammen die Summe von 4,212000 Frs. macht. Rechnet man dazu 25000 Wagen per Tag und ſetzt den Preis für die Fahrt hin und her ſo niedrig als 3 Frs., ſo gibt das noch einmal 2,700000 Frs. für die Saiſon. Wir werden eher zu niedrig als zu hoch greifen, wenn wir jedes Ballkleid auf 200 Frs. ſchätzen, und bleiben ganz gewiß ſowol hinter der Wahrheit als der Mode zurück, wenn wir annehmen, daß jedes Ballkleid viermal getragen werde. Das ergibt eine Zahl von 146250 Ballkleidern für 16250 Damen und eine gelegentliche Ausgabe von 29,250000 Frs. Der Kopfputz von 16250 Damen — unſere ſchönen Leſerinnen werden uns nicht der Uebertreibung beſchuldigen — beläuft ſich auf ungefähr 500000 Frs. per Tag, und mithin auf 18,000000 Frs. per Saiſon. Bänder, Bouquets, Handſchuhe, Fächer, ſtellen

sich, so billig als möglich gerechnet, für jede Dame und jeden Ball auf 30 Frs., was wiederum für alle sich auf 487500 Frs. per Nacht und 17,550000 Frs. per Saison beläuft. Mithin würden, außer den 2,700000 Frs. für die Wagen, die Damen während einer pariser Saison 64,800000 Frs., die Herren 5,000000 Frs. für ihre Toilette, und die Wirthe 4,212000 Frs. für die Unterhaltung ihrer Gäste ausgeben; sodaß die runde Summe, welche Paris in sechsunddreißig Tagen vertanzt, sich auf sechsundsiebzig Millionen Francs beläuft! Und nun wollen diese Pariser dem Seinepräfecten noch grollen, daß er sich bemüht, ihnen für ihre Tänze und Ballroben auch einen schönen Ballsaal zu bauen — zu einem Kostenpreis für nur zweihunderttausend Francs per Tag, während ihre Bälle doch täglich mehr als zwei Millionen kosten!

Und dabei sind die Bals masqués, die öffentlichen Bälle und die sogenannten Tanzakademien noch gar nicht einmal mitgerechnet, von deren Affichen in Rosenlicht und bunten Transparenten während der Carnevalszeit die ganzen Boulevards leuchten. Da sind die Salons des Palais-Royal, die Bals de nuit und die Bals parés et costumés — Entrée 10 Frs.; da sind die Bälle im Wintersalon unsers Freundes Bullier — Entrée 1 Fr.; und da sind die Bälle der Barrièren, Entrée 50 Cts. Kurz, für alle Abstufungen und für jede Form der Gesellschaft sind die Hallen der Göttin mit Pauken und Schellen geöffnet.

Derjenige Ball aber, der noch immer außerhalb Paris eines europäischen Renommée genießt, während die Pariser nicht mehr viel daraus machen, ist der Bal de l'Opéra — Sonnabend Nacht, zwölf Uhr, weiße Kravatte oder Domino und zehn Francs.

Ja, es ist ein buntes, fröhliches Durcheinander, dieser Ball! Zwar hat er lange schon aufgehört, das zu sein, was er ehemals gewesen. Noch vor zwanzig Jahren war es guter Ton, den Opernball zu besuchen, namentlich den des letzten Samstags im Carneval, den glänzendsten von allen. Der Opernball war damals der Ort für die feinen Galanterien, wo man unter der Maske nicht nur Jugend und Schönheit, sondern auch Abenteuer, Geheimnisse und Geist finden konnte. Das ist vor-

über. Kaum noch die Herren der guten Gesellschaft, geschweige denn ihre Damen verirren sich hierher. Der Cancan hat den Opernball besiegt. Der Geist, den man hier findet, redet nicht mehr die classische Sprache des Salon, sondern den argot des Cabarets; Jugend und Schönheit rekrutiren sich aus der Umgegend von Notre-Dame-de-Lorette, und die Abenteuer erheben sich daher auch nicht weit über das Niveau von Mabille.

Dennoch ist der Opernball für den Fremden noch immer ein Schauspiel, welches ihn das erste mal einige Stunden unterhalten wird. Für mich war er der tollste Ball, den ich jemals gesehen.

Ueberall auf den Boulevards flammten schon seit Eintritt der Dunkelheit in schimmernder Gasschrift die Worte: „Bal de l'Opéra". Ueberall hatten die Cafés und die Restaurants kleine Schilder ausgehängt, welche die tröstliche Versicherung gaben, daß sie die ganze Nacht nicht schließen würden. Kurz, der Bal de l'Opéra war die Parole, wohin man sah.

Wir hatten, der Gelegenheit gemäß, spät dinirt, und Bonvivant war in seiner allerbesten Laune. Er hatte sich die weiße Kravatte schon um elf Uhr angelegt; er hatte sich's in den Kopf gesetzt, heute Abend oder nie sich zu amusiren, und Schlag Mitternacht zog er sich auch die weißen Handschuhe an. Er war „killing", wie die Engländer sagen.

Präcis halb 1 Uhr nachts waren wir auf dem Platze — Rue Lepelletier, vor dem Haupteingang der Großen Oper. Sein Herz brannte vor Erwartung, sein Auge brillirte mehr als die kostbare Busennadel, mit der er sein weißes Gilet geschmückt.

Wir traten in einen ziemlich engen Corridor, in welchem es furchtbar zog.

„Ça ne fait rien", sagte Bonvivant, der unter Franzosen nur französisch spricht.

Ich hätte ihn umarmen mögen in diesem Augenblick: er war das Bild des Vergnügens in seiner reinsten Gestalt und höchsten Potenz. Und wir waren immer noch im Corridor.

Nun begaben wir uns zur Treppe. Da war das Ge-

dränge schon sehr stark. Wir wurden geschoben und gestoßen. „Ich schwebe!“ sagte Bonvivant.

Er schwebte und ich wurde fast erdrückt; aber wir kamen beide auf diese Weise in das Foyer.

Welch ein Wogen auf und ab! Welch ein Glanz von Kronleuchtern! Welch ein Parfum von Patchouli, Savon d'Amandes, Poudre de Riz! Aber auch welch ein Staub! Welch eine Hitze! „Wir wandeln im Vorsaal des Elysiums“, sagte Bonvivant, „unter Engeln!“

Er fing schon an, mit einigen Engeln zu liebäugeln.

„Sie haben keine Flügel!“ sagte ich.

„Aber Füße!“ sagte er, indem er einer von ihnen schon eine Kußhand zuwarf. In der That! die zierlichsten, anmuthigsten Füße trippelten um uns herum: die Chauves-souris, die Dominos, die Masken, „die Rosenköniginnen des Teufels“. Die Gefahr wuchs und — die Hitze auch!

Wir begaben uns in die Couloirs, welche von Rang zu Rang um das Gebäude laufen. O, wie viel reizende Gestalten wandelten und lachten da, wie viel reizender als all die andern, die wir vorher erblickt — und wie viel . . . ja wie soll ich sagen . . . wie viel freisinniger in ihrer Toilette! Toiletten gab es da, die schon beinahe gar keine mehr waren. Goldene Sandalen sahen wir und römische Togas, Stirnreife, Tricots, kurze Röckchen . . . Eine Göttin ging an uns vorüber, ganz in olympisches Gewand gehüllt, nur etwas kürzer; und eine andere sahen wir auf dem vergoldeten Gitter lehnen, die mit nichts bekleidet war, als einem Pantherfell und einem Hakenstock. Man hatte ein Gefühl, als ob man mit Frack und weißer Binde sich in die Mythologie verirrt habe, die bekanntlich im Costüm sich auf das Nothwendigste beschränkt. Man fing an, sich in seinen Kleidern genirt zu fühlen, und war auf dem Punkte, sich derselben zu schämen. . . .

Das war zu viel für Bonvivant, der das Rococo mehr liebt als die Renaissance. Wir traten in den großen Saal. Wer kennt nicht dieses Bild, wem ist es nicht tausendmal schon beschrieben worden? Die brausende Menge, welche den ganzen Raum erfüllt, die sonst Parquet und Bühne zusammen einnehmen; das Orchester, das Meer von Licht und Freude, der wogende Strom von Musik

und bunten Figuren, welche tanzen, welche auf und niederpromeniren, welche lachen, sich necken, welche Arm in Arm legen, oder auch zuweilen Arm um die Taille, welche jauchzen, welche springen, welche wirbelnd einen Augenblick hoch in der Luft erscheinen und im andern unter der Menge wieder verschwinden . . . wer beschreibt diesen Anblick, wo alles lebt: der Fußboden, das Parquet, die Logen; wo die Ränge bis unter dem Kronleuchter einer hin- und herschwankenden Wand gleichen von Augen, Blumen und Fächern; wo alle Lippen, alle Füße, alle Arme, alle Köpfe in Bewegung sind? Wo die Männer die häßlichsten Masken tragen, Hüte wie Mastbäume, Vatermörder wie ausgespannte Segel, und in den Dominos zuweilen die hübschesten Frauen sich bergen; wo Pierrot sein weißbestrichenes Gesicht an deinen Busen drückt, sodaß du die ganze Nacht den Mehlfleck auf deinem schwarzen Frack nicht mehr los wirst; während ein kleiner Page in Blau sich geschickt hindurchzuwinden weiß, und du kannst nicht sagen wie? plötzlich an deinen Arm hängt.

Dieser kleine Page in blauer Seide: das war das Verhängniß! „Was wird unter dieser Maske stecken?“ fragte Bonvivant, indem er „la barbe“ du masque ein wenig und dann kecklich immer höher hob.

O, es steckte zuerst ein hübsches Kinn darunter, dann ein lachender Mund, dann ein Näschen, fein und zierlich, dann ein Paar der schönsten, braunen Augen, dann eine zarte, jugendliche Stirn und endlich ein Gesichtchen, so rosig, so graziös, daß man nicht halb so gutmüthig wie Bonvivant hätte sein dürfen, und es dennoch reizend gefunden haben würde.

„Tu l'as volu, George Dandin!“ rief ich ihm zu, als drunten im Café de l'Opéra, in der offenen Halle und halb schon auf der offenen Straße, die erste Flasche Champagner kam, abscheulicher Champagner, zwanzig Francs die Flasche — Apfelsinen, fünf Francs das Stück, und gräulicher Taback für funfzig Centimes.

Dabei pfiff durch die offene Colonnade der Nachtwind, und es regnete auf unsern Tisch, auf Bonvivant's schwarzen Frack, auf seine weiße Kravatte, auf seinen neuen Hut und auf den blauen Pagen.

O du kleiner Page in Blau, wenn du plaudern wolltest! ...

Als ich in den Saal zurückkehrte, hatte sich die Hitze freilich nicht vermindert, aber der Lärm hatte sich verdoppelt: es war die „Amboß-Polka" unsers braven Parlow (von den Vierunddreißigern), deren famose Rythmen die fröhliche Stimmung des Hauses in einen wahren Orkan des Entzückens verwandelt hatten. Man tanzte nicht mehr, man stampfte den Boden, klatschte in die Hände, hob die Mädchen hoch in die Luft, warf die Hüte hinterher, ließ die Taschentücher wehen wie Fahnen, sang dazu, schrie „Bravo!" und „Bis, bis, bis!" In diesem allgemeinen Jubel hatte ich die Genugthuung, die Bekanntschaft einer ältern, gesetzten, mit dem Institut der Opernbälle in Verbindung stehenden Dame zu machen, welche jede Gelegenheit ergriff, um nicht zu tanzen. Sie war sehr offenherzig, was ihr um so leichter ward, als sie die Maske schon vorher abgenommen. Sie sagte mir, im Vertrauen, daß dies ihre zwanzigste Saison „bei der Fahne" sei. Das Alter macht geschwätzig. Sie kannte jeden Menschen, der da war, in der Maske und ohne die Maske, alle die tanzenden und die nichttanzenden Celebritäten, die Journalisten, die Kritiker, die Schauspieler und die „Hommes du monde". Sie sei eine Knopfmacherin, sagte sie mir, und ihr Bruder in einem Atelier für Damenstiefel beschäftigt. Ihr Bruder sei im höchsten Grade eifersüchtig, sagte sie mir mit einem schalkhaften Seitenblick und der ganzen Naivetät einer guten Vierzigerin. „Er ist sehr eifersüchtig!" wiederholte sie; ich wußte nicht und ich fragte auch nicht, auf wen? obwol sie eine solche Frage zu wünschen schien, die zärtliche kleine Schelmin! „Wir erhalten monatlich während der Saison vierzig Francs Gage jeder von uns, dafür müssen wir hier tanzen oder die Fremden unterhalten." In diesem Augenblick erschien der Eifersüchtige. Er trug einen bunten Policinellorock mit Schellen besetzt. „Wir erhalten unser Costüm aus der Garderobe geliefert", sagte die Schwester, „und zwar wir können uns wählen, was wir wünschen, jeden Samstag etwas Neues." Hier war der Eifersüchtige dicht vor mich hingetreten und bot mir seine Rechte. Ich wagte nicht, sie auszuschlagen. Dann verlangte er, eine Flasche Rothwein zu trinken. Auch das, in Anbetracht

seiner Eifersucht, riskirte ich nicht, ihm zu verweigern. Dann verlangte er, ich solle mit ihm an das Büffet gehen und in Gesellschaft mit seiner Schwester und ihm die in Aussicht gestellte Flasche trinken.

Gegen diesen Vorschlag erlaubte ich mir die Bemerkung, ob er nicht lieber, wenn ich ihm das Geld dazu gebe, mit seiner Schwester allein an das Büffet gehen wolle? Ich hätte keine besondere Lust hinzugehen, sagte ich. Er willigte ein, nahm das Geld, steckte es in die Tasche, bot seiner Schwester den Arm und ging, wie ich vermuthe — auch nicht hin!

XIII.

Die Damen der Halle und ihre Gevattern.

Von

William Reymond und **Julius Rodenberg.**

Zwei oder drei Stunden vor Tagesanbruch, während kaum die in Schlummer versenkten Straßen (denn Paris *schläft* nicht, wir haben es schon gesagt!) etwas stiller, etwas öder geworden, erhebt sich auch schon in der Ferne wieder ein unbestimmtes Geräusch, das stoßweise in unheimlichen Tönen zwischen den hohen Häusern widerhallend sich vorwärts wälzt, dem Mittelpunkte der Stadt zu. Der eine Tag ist todt — es lebe der andere Tag! Man fängt an den Hufschlag der Pferde zu unterscheiden, den heisern Ruf ihrer Führer, die grelle Stimme der Frauen, die selbst die friedliche Stille der Nacht nicht zum Schweigen bringen kann. Dieses Geräusch wird allmählich zusammenhängender. Schwere Wagen folgen einander immer zahlreicher und werden endlich ein unausgesetztes Rollen, gleich dem des Donners in den Alpen.

Folgen wir den Spuren dieser Vorboten des Tags, so gelangen wir in eine seltsame, grandiose, wimmelnde Stadt wie in Vulcan's Höhle.

Es ist die Stadt der Nacht.

Langgedehnte, architektonische Silhouetten ragen über die umliegenden Häuser hervor. Hoch wie Kathedralen, erleuchtet und durchsichtig gleich Feenpalästen, dehnen sie sich weit aus; ihre Profile heben sich aus der Dunkelheit ab und verlieren sich ohne bestimmte Formen in der Nacht. Es sind die Halles centrales, der große Markt, der die Nahrung sammelt für diesen Minotaur, den man Paris nennt.

Versucht man es, sich diesem wunderbaren Gebäude zu nähern, so stolpert man hier und da längs der Trottoirs über lange, ausgestreckte Körper. Ein Brummen oder dumpfes Schnarchen verrathen, daß es menschliche Geschöpfe sind, die hier schlafen: Männer und Frauen, welche warten, bis die frühe Stunde der Arbeit schlägt. Die einen sind „les Forts de la Halle" (Sackträger), die andern die „Verkäuferinnen der vier Jahreszeiten", d. h. von Blumen, Gemüse und Obst; Hercules und Venus dieses düstern Olymps.

Weiter vernimmt man, je mehr man sich in diesem seltsamen Chaos von Nacht und Licht, von Schweigen und Tumult orientirt, den dumpfen Schall von menschlichen Stimmen und den Klang von Gläsern. Dieses ungewöhnliche Geräusch dringt aus Häusern, welche von oben bis unten erleuchtet sind. Wir treten ein; die Menge drängt sich um die zinnernen Comptoire — und welche Menge! Fuhrleute in blauen Kitteln, Sackträger mit weißen Hüten, groß wie Wagenräder, Bauern, in wollene, gestreifte Decken gehüllt, und alte Weiber mit rothen und blauen Kopftüchern, die mit heiserer Stimme, ein Glas Branntwein in der Hand, schon den Preis des Kohls, der Rüben oder Kartoffeln discutiren.

Die obern, glänzend erleuchteten Etagen sind mit Trinkern oder Gästen beiderlei Geschlechts angefüllt, die noch zur Nacht essen. Denn dies ist der Punkt von Paris, wo Tag und Nacht sich unaufhörlich begegnen. Oft entdeckt man sogar eine zarte Gestalt, einen weißen Handschuh unter einem Atlasmantel, elegante Damen, die einem Ball oder einer Soirée entschlüpft zu sein scheinen, und Herren im schwarzen Frack — Studenten vom linken Ufer und ihre Freundinnen, die gar

kein Ufer haben, d. h. hübsche und muntere Geschöpfe, die nur zu bald im Strome des Lebens untersinken werden.

Unterdeß strömen immer mehr Wagen herzu. Da erheben sich, einer nach dem andern, die Schatten längs der Trottoirs. Bald sind alle auf den Füßen. Die Wagen verschwinden unter den riesenhaften Gewölben. Die langen, bedeckten Straßen des Gebäudes erdröhnen unter den Hufen der Pferde. Das Geraffel der Räder wird durch den Asphalt gedämpft. Schnell häufen sich Gegenstände in allen Formen. Die Säcke, Körbe und Bütten, Blumensträuße, Gemüsehaufen sowie blutende Fleischmassen werden weggeschafft und in verschiedenen Richtungen durch das Labyrinth von Galerien getragen, oder versenken sich durch unterirdische Treppen.

Eine Glocke läutet: die Versteigerung der Fische! Männer mit eigenthümlichen Profilen, die gleich Professoren auf eine Art von Tribüne steigen, bieten der stürmischen Menge die frisch eben angekommene Ladung aus und verkaufen sie dutzend- und grosweise.

Seltsames Phänomen! Betrachtet man diese Männer näher, so findet man, daß sie ihrer Waare ähnlich sehen. Fischverkäufer von Vater zu Sohn, dynastienweise, haben ihre Züge allmählich den Ausdruck und die längliche Form der Thiere angenommen, deren Advocaten sie sind. Ihr Kopf hat nicht die eiförmige Form der kaukasischen Rasse, oder wenigstens liegt das Ei, statt auf der Spitze zu stehen, in horizontaler Richtung auf dem Halse; die Spitze ist durch die Nase und den Mund gebildet. Goethe hätte seinen „Wahlverwandtschaften" ein Kapitel hinzufügen können für die Erklärung dieser Naturerscheinung.

Die „Fisch-Börse" fährt lustig fort. Die Käufer sind Victualienhändler und Restaurateure, die nur en gros einkaufen. Der Detailhandel beginnt viel später, um acht Uhr.

Ehemals war der Anblick der Hallen während der Nacht weniger großartig, aber vielleicht noch pittoresker. Die gewaltige Decoration des Krystallpalastes, der jetzigen Hallen, fehlte zwar, aber die Menge wimmelte unter den Buden, die Füße im Wasser, mitten unter einem babylonischen Thurm von Tischen und Bänken in einer verpesteten Atmosphäre.

Der Ursprung dieses Markts der Hallen datirt aus dem 12. Jahrhundert. Da die Märkte der Cité und der Grève nicht mehr genügten, ordnete Ludwig der Starke einen Proviantmarkt an in einem Terrain, das damals außerhalb der Stadtmauer von Paris lag und das man die Champeaux (Petits-champs, campelli) nannte. Dieses Terrain ist das der Hallen, das sich jetzt im Centrum der Stadt befindet. Philipp August ließ hier die ersten bedeckten Hallen errichten. Die hochansehnliche Gilde der Krämer (mercatores), die Vorfahren unserer heutigen „Marchands de nouveautés", sie waren es zuerst, die hierherkamen. Ludwig XI. fügte zwei andere Hallen hinzu für die Tuchhändler und bevollmächtigte die Wiederverkäufer, ihre Artikel längs des Todtenhauses (charnier des Innocents) auszulegen. Dieses Todtenhaus war ein gewölbter Gang, der einen Theil des Cimetière des Innocents umgab und unter dem man die reichen Leute begrub.

Aber wenn es die reichen Leute waren, die man hier begrub, so waren es die jungen Leute, die Stutzer, die Elegants, welche hierherkamen, um zu flaniren; und so wurden die Galerien des Todtenhauses ein Luxusbazar, welcher in dem mittelalterlichen Paris etwa das vertrat, was in dem modernen das Palais-Royal ist. Wunderlich-grotteske Phantasie des Mittelalters: man sah hier eine Serie von Fresken, die einen Todtentanz darstellten, und ein Skelet aus weißem Marmor, von Germain Pilon. Den Hintergrund bildete die Kirche der Unschuldigen mit der berühmten Fontaine, welche Pierre Lescot im Jahre 1551 gebaut und Jean Goujon mit herrlichen Sculpturen geschmückt hatte; die Mitte nahm der Kirchhof ein, wo die Menge der Todten so groß war, daß die Neuankommenden in die Gräber der kaum Vermoderten gebettet werden mußten, und ringsum waren die Hallen und Galerien, in welchen die schöne Welt sich ein Rendezvous gab, die Auslagen bewunderte und Einkäufe machte, während von dem Kirchhof der Leichengeruch wehte, von dem Kirchthurm das Glockengeläute klang. Aber nicht blos Luxusbazar war der Kirchhof, er war auch der Ort für den Pranger und das Schaffot.

An der Stelle, wo später die Fischhalle eingerichtet wurde,

erhob sich zu dieser Zeit ein achteckiger Thurm mit einem beweglichen Käfig, in dem man die Verurtheilten, den Kopf in einem eisernen Ring, aushängte, bevor sie definitiv gehängt oder geköpft wurden. Dieser Pranger, den man 1542 verbrannte, wurde später wieder errichtet. Er ist nur einige Jahre vor der Revolution von 1789 definitiv vernichtet worden. Neben dem Pranger stand das Schaffot. Da wurde Clisson, Montégut, Colinet de Peser, der die Brücke von St.-Cloud den Armagnacs 1411 überliefert hatte, und 1477 Jacques d'Armagnac, Herzog von Nemours, hingerichtet, dessen beide Söhne während seiner Hinrichtung unter dem Schaffot stehen mußten, um von dem Blute ihres Vaters bespritzt zu werden. Der Henker von Paris wohnte neben dem Schauplatz seiner Thätigkeit; ja, es war ihm, als der „anrüchigen" Person, für welche der Henker im Mittelalter galt, sogar verboten in irgendeiner andern Gegend von Paris zu wohnen, und ein Theil seines Einkommens war gleichsam auf diesem Grund und Boden radicirt, indem er von allem Getreide, das hier verkauft ward, einen Zehnten erhob. Nun denke man sich dieses Conglomerat: die Gräber, den Pranger, das Schaffot, die Wohnung des Henkers, den Markt, den Bazar — und alles dieses zusammengedrängt auf derselben Stelle, wo heute die Centralhallen stehen!

Nur langsam löste sich eine Partie nach der andern aus dieser barocken Verbindung. Zuerst rückte der Pranger und das Schaffot auf den benachbarten Grèveplatz; dann folgten zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Modewaarenhändler der Mode in den Umkreis des Palais-Royal, und noch vor Ende des Jahrhunderts ward auch der Kirchhof geschlossen, die Todten wanderten aus, und ein Decret des Staatsraths (vom Jahre 1785) verordnete, daß hier fortan der Lebensmittel-Markt von Paris sein solle. Nun versetzte man Lescot's und Goujon's Fontaine, die bisher an der Kirche gestanden hatten, in die Mitte des freigewordenen Platzes und baute rings umher die alten Hallen, die man hier bis vor wenigen Jahren gesehen hat.

Nichts war malerischer und erinnerte mehr an das Paris des Mittelalters, als dieser Marché des Innocents, wo

Hunderte von unförmlichen Buden sich unordentlich um die prächtige Fontaine von Jean Goujon gleich einer Versammlung von Banditen um einen Helden gruppirten. Ich erinnere mich noch, dicht neben der monumentalen Fontaine die langen Tische gesehen zu haben, eine Art Restaurant, wo die Weiber und Sackträger der Halle frühstückten, die Füße im Wasser, mitten unter den Ueberbleibseln aller Art von Gemüse, Obst und Blumen. Das pariser Volk nannte scherzweise dieses Etablissement „den Restaurant der nassen Füße".

Auch machte sich schon lange das Bedürfniß fühlbar, diesen Sumpf, der sich mitten in der Stadt befand, zu reinigen. Im Jahre 1845 wurde der Plan eines Neubaues der Hallen entworfen. Zu seiner Ausführung mußte eine große Anzahl der umliegenden Straßen zerstört werden, die seit dem Mittelalter den Namen derjenigen Nahrungsmittel führten, die man hier feilbot, z. B. die Rue de la Fromagerie, de la Tonnellerie, der Marché aux Poirées, Marché aux Poissons, la Cossonnerie, la Poterie, la Friperie u. s. w.

Diese Demolitionen fanden statt. Im Jahre 1845 wurde am ersten Pavillon gearbeitet; doch bald zerstörte man ihn wieder.

Die Ehre der definitiven Einweihung der Hallen sollte Napoleon III. zufallen, der seinen Namen dem neuen Paris lassen wird, wenngleich der größte Theil der Verbesserungen, die unter seiner Regierung sich gemacht, schon unter Ludwig Philipp oder unter der Republik 1848 votirt worden sind. Napoleon I. hatte gesagt: „Die Hallen müssen der Louvre des Volks werden." Heute ist sein Wunsch theilweise erfüllt.

Die Centralhallen, nach den Entwürfen der Herren Battard und Callet construirt, werden nach ihrer Vollendung aus zwölf ungeheuern Pavillons bestehen, die in zwei Gruppen, jede zu sechs getheilt, einen Flächenraum von 70000 Meter bedecken. Der Boden, auf welchem sie sich erheben, hat für sich allein 60 Millionen gekostet. Die Pavillons ruhen auf Fundamenten von Quaderstein, welche Keller und unterirdische Gänge zur Aufbewahrung der Vorräthe bilden. Zwei Meter über der

Erde ruht, auf einer eleganten Mauer aus weißen und rothen Ziegeln, der Rest des Gebäudes aus Gußeisen und Glas, mit Dächern von Zink. Bogen von 25 Meter Höhe wölben sich über den breiten Straßen von Asphalt, welche die einzelnen Pavillons miteinander verbinden. Acht Brunnen in jedem der Pavillons liefern freigebig ihr Wasser, sowol für die Reinigung der Waaren als der Waarenlager, und durch die Jalousien von mattem Glas circulirt hier in diesen weiten Räumen das Licht und die Luft; des Nachts sind sie durch 1200 Gasflammen erleuchtet. Kurz, alles ist gethan, um diesen großen Sammelplatz der Nahrungsmittel von Paris einladend für die Käufer, angenehm und gesund für die Verkäufer zu machen. „Ein Markt muß wie ein offener Regenschirm sein", hatte Herr Battard gesagt; und einem gewaltigen Regenschirm von Stahl und Glas gleicht dieser Paxton'sche Dom, nur mit dem Unterschied, daß hier das Wasser von unten kommt, wenn sich nämlich zu einer gewissen Zeit an jedem Abend, nach marktpolizeilicher Vorschrift, plötzlich alle Brunnen der Tiefe öffnen und von den Trottoirs jede Spur von Schmuz, Pflanzenresten und sonstigem Stoffwechsel hinwegspülen. Dann ist der Asphalt der Hallen so glatt und rein wie der frischgescheuerte Fußboden eines Ballsaals.

Eine Wanderung durch die Pavillons und Hallen gibt das bunteste, das mannichfaltigste Bild, das man sich denken kann. Das Grün und das Licht schimmert überall; alles hat einen Anblick von ungemeiner Zierlichkeit, und sogar die Fleischkeulen sind in eine allerliebste Garnitur von Spitzenpapier gefaßt, wie bei uns die Ballbouquets der jungen Damen. Nichts beleidigt das Auge: alles reizt den Appetit! Das ist das große Geheimniß der Centralhallen: die Kunst der Decoration auf den Fleisch- und Kartoffelmarkt angewendet. Welches andere Volk der Erde hätte jemals daran gedacht, daraus Gegenstände für ein geschmackvolles, ja geistreiches Arrangement zu machen? Man geht gleichsam durch ein großes Menu, wenn man durch diese Hallen geht. Da fehlt nichts, vom Tafelschmuck und der Suppe angefangen, bis zum Käse, zum Dessert. Köstliche Südfrüchte, die dunkelrothen Apfelsinen von Messina leuchten und die aromatischen Ananas von West-

indien senden uns ihren Duft entgegen. Aus der Zone der Blumen tritt man in die Zone gewürzhafter Kräuter und Pilze, jener Champignons und Trüffeln, deren köstlichen Erdgeruch zu athmen eine solche Wonne ist. Träume, wie sie Brillat-Savarin nicht kühner geträumt und der Baron de Brisse in seinen Speisezetteln der „Liberté“ und „Gazette des Etrangers“ nicht glücklicher verwirklicht, gehen durch die Seele dessen, der sich in diese Gärten der Hesperiden begeben hat. Ganz Frankreich und, seit Eisenbahnen und Dampfschiffe die Entfernungen illusorisch gemacht haben, ganz Europa, ja die ganze Welt sind diesem Markt von Paris tributär geworden, um ihn mit den ausgesuchtesten Leckerbissen zu füllen. Da ist das pré solé, das Fleisch jener Rinder, die auf den salzigen Wiesen am Meeresufer der Normandie geweidet haben — „pré solé“, merkt es euch, eine große Delicatesse! Da ist das zahme Geflügel von Périgord und das wilde aus dem Elsaß; die Puter aus Calvados, die fetten Gänse aus Toulouse (großer Rival von Strasburg in der Gänseleberpastete!). Deutschland sendet seine Rehe, seine Hirsche, seine Gemsen, und Polen — seine Bären; wie es in jenem Gedicht heißt: „Hummer, Lachs und fetten Bärenschinken“. Freilich, damals, zu Seume's Zeiten, mußte man weit gehen, in die Wildniß von Amerika, um dergleichen zu finden. Heute habt ihr es dutzendweise in den Centralhallen. Da habt ihr alles, unbekümmert um die Jahreszeit: mitten im Winter Salat, Artischocken, grüne Gemüse und jene primeurs — unübersetzbares Wort, dessen Bekanntschaft ihr aber schon machen werdet —, frischen Spargel Ende December, junge Erbsen Anfang Januar. Ja, was habt ihr da nicht? „Meeraal gut für das Volk, Seezungen gut für die Bourgeois, Seeschollen gut für die Herzoginnen, Rosa-Crevetten gut für die kleinen Damen, Heringe gut für die Bettler!“ ...

Sollte man nicht meinen, die Fischweiber rufen zu hören? Aber nein! — es ist Alfred Delvau, dieser muntere Chronist, der sich an ihre Stelle gesetzt hat. Denn wenn ich sagte: da hättet ihr alles — so ist das nicht ganz wahr. Freilich findet ihr in den Centralhallen Dinge, die ihr nicht sucht, oder wenn ihr sie gefunden, nicht haben mögt, wie z. B. Pferde-

fleisch und Hahnenkämme — allerneueste Delicatesse übrigens (nämlich die Hahnenkämme; das Pferdefleisch ist, außer bei den Wettrennen und im Jockeyclub, hors de question) — und so sehr in Vogue bei den superfeinen Restaurants, daß eine neue Klasse von Industriellen sich gebildet hat, „les fabricants de crêtes de coq", welche Hahnenkämme aus — Kalbseingeweiden fabriciren, indem sie dieselben sehr künstlich ausschneiden und mit so viel Geschicklichkeit färben, als unsere eleganten Damen ihre Wangen.

Aber die Fischweiber findet ihr nicht mehr — das ist es, worauf ich euch aufmerksam machen wollte, die Penaten dieses Markts, die „Damen der Halle" — sie, die ehemals so berühmt und so berüchtigt in jeder Beziehung gewesen.

Sie sitzen wol noch da. Scipio konnte nicht stolzer auf den Trümmern Karthagos sitzen, als sie auf den Trümmern des alten Paris und ihrer schmuzigen Baracken, aus denen das neue Paris und diese Centralhallen sich mit Marmor, Eisen und Glas aufgebaut.

Aber sie sind nicht mehr die alten. Sie lesen das „Petit-Journal" und haben die Hälfte von ihrem ehemaligen Witz und ihre Munterkeit beinahe ganz verloren. Sie sind vielleicht noch immer nicht höflich; aber man muß sie sehr reizen, damit sie grob werden. Neulich, im Vorübergehen, bemerkten wir eine Dame, welche die Unvorsichtigkeit beging, Fische zu beriechen, ohne sie zu kaufen. Da ward allerdings die andere Dame, die „von der Halle" wundersam beredt! Da sah man, daß — obwol sie nur mit Fischen handelte — doch noch etwas in ihr sei von jenem heißen Blut, welches sich so oft empört gegen die Reichen und Vornehmen, und seinen höchsten Triumph gefeiert hat in dem rasenden Mänadenzug von 1789, welcher die Schloßthore von Versailles sprengte, die königliche Familie beschimpfte, die Französische Revolution inaugurirte. Freilich läßt sich die Natur niemals ganz austreiben, und wäre es auch mit einer Heugabel, wie Horaz, oder dem „Volks-Louvre", wie Napoleon I., oder dem „Regenschirm", wie Battard gesagt. Aber ich bleibe dabei: die marmornen Tische haben ihnen geschadet. Sie sind indolent geworden. Sie haben nicht mehr die Initiative des Humors. Ein junger

Maler ging vor kurzem mit einem seiner Freunde die Wette ein: er werde der Beredsamkeit eines Fischweibes die Stirn bieten. Gesagt, gethan; er begab sich zur Halle und hatte bald die Genugthuung, durch einige herausfordernde Redensarten bei einer dieser Damen die Schleuse der Schimpfreden weit geöffnet zu haben. Nun begann das große Probestück seiner Wette; ohne weder außer Fassung noch außer Athem zu kommen, warf er ihr die technischen Namen aller Farben seiner Palette entgegen. Ist es ein Wunder, daß es der Dame davon grün und blau vor den Augen ward? Sie erschrickt, wird stumm und sieht sich ihren Mann still und groß an; dann klopft sie ihn auf die Schulter und sagt: „Hier, mon petit, nimm diesen schönen Fisch; aber sage mir dein Repertoire noch einmal her!" Man sieht, daß im Grunde das Fischweib von heute das Fischweib von ehedem noch immer nicht verleugnet: indignatio facit versum! Freilich muß man, um einen solchen Erfolg zu erringen, Maler sein und hauptsächlich — Colorist!

Nach dem Fisch der Wein. Begeben wir uns auf das andere Ufer der Seine, an die obern Quais, an das Ende der Boulevards, dorthin, wo Paris nicht mehr Paris ist, wie Balzac sagt: „Es ist die Landschaft, ist die Vorstadt, es ist die große Chaussee, es ist die Majestät des Nichts; aber es ist doch einer der prächtigsten Orte von Paris, denn der Blick von dort ist überwältigend. Es ist ein römischer Glanz ohne Zuschauer! Die Brücke von Austerlitz, die Seine in ihrer vollsten Breite, Notre-Dame, der Jardin des Plantes, die Insel Saint-Louis, die Kornmagazine, die Julisäule, die Gräber der Bastille, das Pantheon ..."

Und dort ist die Weinhalle. Man hätte keine bessere Nachbarschaft für sie finden können. Wenn im Frühling die tausend Bäume und Büsche des Botanischen Gartens knospen und die Vögel darin jubiliren, erwartet man dann nicht von einem Augenblick zum andern, daß sich die alten Pforten öffnen, und er noch einmal daraus hervorgehe auf dem herrlichen Wagen, mit Panthern bespannt, der Freudespender, musikumrauscht und umjubelt von der thyrsusschwingenden Schar?

Alles ist Freude, alles ist Licht in Bacchus' Metropole.

Alles duftet von Wein und ist nach Wein genannt: der Hafen an der Seine, wo er gelandet wird; die Halle, wo er lagert, und die Straßen, welche zwischen denselben hinführen. Aus der Straße von Touraine kommt man in die Straße von Languedoc, und aus der Straße von Bordeaux in die Straßen der Champagne und von Burgund. Die sonnigen Rebenhügel Frankreichs, seine Côtes d'Or und weinberühmten Schlösser schimmern vor unsern Augen, hier am Seineufer, fast am Rande von Paris!

Die acht großen Gebäude, aus welchen das „Entrepôt des vins" besteht, sind von Napoleon I. 1808 auf dem Terrain der ehemaligen Abtei von St.-Victor errichtet. Sie fassen 175000 Hektoliter Wein — welch ein Ocean in Fässern! — und bilden, jedes von ihnen, drei übereinander geschichtete Abtheilungen. Unten und im Erdgeschoß sind Keller, in der ersten Etage Magazine, zu denen für die Wagen breite Auffahrten führen.

Um diesen riesenhaften Bau gruppiren sich im Schatten von langen Baumalleen Hunderte von kleinen, niedlich gebauten Häuserchen, die den Commissionären und Kaufleuten, deren Wein dort lagert, als Bureaux dienen. Sie sind aber auch zugleich kleine, epikuräische Salons, wo die Feinschmecker den Wundertrank kosten. Neben jedem Häuschen liegt ein Garten mit einer Weinlaube, worin im Sommer die erprobten Trinker über das flüssige Gold sinnen, welches die hügeligen Ufer von Frankreichs Flüssen so reichlich spenden.

Ich sprach vorhin von einem Bacchantenzug. Aber ach! daß die Zolleinnehmer so zahlreich in seinem Gefolge vertreten sind, und nicht blos diese, sondern auch die Erheber des städtischen Octroi. Diese doppelte Steuer, welche den Wein belastet, steigert sich für Paris daher nicht selten zu der unerhörten Summe von 32 Frs. per Hektoliter. Das hat die Consumtion des Weins in dieser Stadt ganz unnatürlich vertheuert; und doch, wenn der Wein des Menschen Freund ist, so ist er es noch mehr der des Pariser. An jeder Straßenecke sieht man in einem offenen Laden das zinnerne Comptoir des Marchand de vin blinken, und das pariser Volk kann nicht vorübergehen, ohne einen canon „blauen Weins" zu trinken — Genuß, der zu seiner Heiterkeit und seinem Glück so

sehr beiträgt. Freilich ist nicht alles, ja nicht einmal das meiste, was unter diesem bescheidenen Namen getrunken wird, Wein! Von der Vermehrung des Weins durch Wasser, zu welcher die Nähe der Seine ein so verführerisches Mittel bietet, zu schweigen: so reizt die ganz übermäßig hohe Steuer zu zahllosen Verfälschungen, welche mit Holunderstengeln und einem Pflanzenstoff, Attich genannt (hièble) so sehr ins große getrieben wird, daß die Pessimisten sagen: es sei unmöglich, in Paris einen Tropfen reinen Weins zu bekommen! Und doch sind das nur die unschädlichen Mittel, die nur der Qualität, nicht aber der Gesundheit schaden; was wäre nun erst von den mineralischen, oft geradezu giftigen Verfälschungsstoffen zu sagen! Zwar besteht eine strenge Controle, und ich habe oft, beim Vorübergehen an dem Quai von Bercy (wo das zweite große, aber sozusagen nicht officielle Weinlager von Paris ist) ganze Tonnen Weins auf Befehl der Polizei in die Seine gießen sehen, aus der vielleicht einige Tage vorher der größere Theil ihres Inhalts geschöpft worden. Aber was hat man damit gebessert und wem damit geholfen? Caveant consules! Und doch werden weder Rouher noch Haußmann in der Lage sein, dieser Steuer zu entsagen, welche jährlich die enorme Summe von 25 Millionen bringt.

Der jährliche Weinverbrauch eines jeden Einwohners von Paris wird auf $1\frac{1}{2}$ Hektoliter berechnet, sodaß ein jeder, Mann, Weib, Kind und Säugling dort per annum sein Ohm oder vier Anker preußisch trinken müßte. Doch wird wol ein Compromiß bestehen (die Erlaubniß der Statistiker vorausgesetzt), daß die Männer sich zu Nutze machen, was die Frauen nicht trinken mögen, die Kinder nicht trinken dürfen und die Säuglinge nicht trinken können, sodaß bei einer jährlichen Weinproduction von 38 Millionen und einer Einwohnerzahl von 37 Millionen in Frankreich wenig in der That für uns Ausländer bleiben würde, wenn die Provinzen auch so scharf trinken wollten wie die Hauptstadt! Zum Glück jedoch scheint der Consum in den Departements nicht so groß zu sein, und was Paris anbelangt, so wissen wir es ja, daß es dort das Wasser ist, welches der Quantität nachhilft, sodaß — zu unserm

Glück — für den Export $2\frac{1}{2}$ Millionen Hektoliter übrigbleiben — immer noch wenig genug, für alle Champagner- und Rothweintrinker in der ganzen Welt!

Begeben wir uns nun von diesen großen Märkten auf die kleinen, die sogenannten Stadtviertelmärkte, so erfordert es der Anstand, daß wir zuerst einem derselben unsere Aufwartung machen, welcher bereits im Mittelalter die gute Stadt Paris verproviantirte und ganz consequent „Le Marché-neuf" heißt, wie der Pont-neuf, weil er der älteste ist. Im 12. Jahrhundert, zur Zeit seiner Gründung, nannte man ihn den Markt Palu; er lag an dem Quai zwischen der Brücke St.-Michel und Le Petit-Pont. Man hatte hier eine Halle und zwei gedeckte Schlächtermärkte erbaut, die mit Sculpturen von Jean Goujon verziert waren; die Staffage dieses Markts bildete die Notre-Dame und — die Morgue. Man nahm es ehemals mit den Nachbarschaften nicht so genau.

Nichts ist amusanter für den Beobachter als die Stadtviertelmärkte. Zwischen den Verkäuferinnen und ihren Clienten besteht hier ein vertraulicheres Verhältniß als in der großen Halle möglich ist, und sie ziehen dieselben daher durch die liebenswürdigsten und familiärsten Redensarten an.

„Sehen Sie doch die schönen Aepfel, mein Kätzchen!"

„Meine Schöne, riechen Sie diesen Fisch, wie er frisch ist!" (Das geneigte Publikum merkt, daß wir hier sehr weit von den Hallen sind!)

„Meine Rose, mein Kaninchen, kaufen Sie meine Mohrrüben!"

Und diese Rose, dieses Kaninchen, dieses Kätzchen und diese Schöne ist nur eine gute Bürgerin aus der Nachbarschaft, die zu den verbindlichen Redensarten lächelt und ihre Börse leert.

Von den kleinen Märkten ist vielleicht derjenige der Rue de Sèvres, der an das Krankenhaus der Unheilbaren stößt, der originellste (wenn Herr Battard nämlich aus der Centralhalle einen riesigen geöffneten Regenschirm gemacht hat, so hat dieser Markt die wirklichen Regenschirme beibehalten) und der von

St.-Honoré, zwischen der Straße dieses Namens und der Place Vendôme der eleganteste. Zugleich ist er der denkwürdigste, denn er bedeckt historischen Boden. Er steht auf der Stelle, wo einst das Kloster und die Kirche stand, in welcher der Club der Jakobiner seine leidenschaftlichen Sitzungen hielt; Robespierre wohnte nicht weit von hier. Auch zwischen Gemüsekörben und den Buden der Grünzeughändler verliert sich in Paris niemals die Spur einer großen, gewaltigen und erschütternden Vergangenheit; ihre Todten ruhen überall unter unsern Füßen, und die Blumen, die man an jedem Morgen hierherträgt, bedecken sie nur halb.

Und doch sind die Blumen hier so schön, und nirgends werden sie mehr geliebt als in Paris. Sie sind die Freude der Mansarden und Salons, sie sind das Lächeln der Natur, das im Winter über den Schmuz der Straßen und im Sommer über den Staub tröstet. Nichts geht dem pariser Volk über das Land; aber da es, bei dem besten Willen, nicht immer Zeit hat, im Boulogner Wäldchen, in Vincennes und auf den Höhen von Montmartre oder Chaumont, dieser kleinen Schweiz, zu promeniren (denn auch in Paris ist nicht alle Tage Sonntag), so bereitet es sich zum Ersatz in seinen Zimmern eine kleine Natur.

Von den vier Hauptblumenmärkten ist der der Madeleine der bekannteste, weil er sich unter den Augen der großen Welt von Paris und der Fremden befindet; aber der bedeutendste, der Blumenmarkt par excellence, ist doch derjenige, welcher neuerdings vom Quai Desaix, wo er dem Justizpalast gegenüber so lange seinen Platz hatte, nach der andern Seite der Seine, hinter dem Hôtel de Ville, verlegt worden ist. Da prangen rothe und weiße Azaleen, prächtige Rhododendren und stolze Camellien neben dem anspruchslosen Heliotrop; Fuchsien und Margueriten, Rosen aller Arten; Schlingpflanzen oder seltenere Gewächse, die nur für die aristokratischen Boudoirs bestimmt sind, während das liebliche Heidekraut oder das duftende Veilchen den Tisch der Arbeiterin schmücken und oft ihre einzige Sonntagsgesellschaft ausmachen. Man findet hier im Ueberfluß die so bekannten und gesuchten Bouquets, welche in ihrer symmetrischen Regelmäßigkeit an die Gärten von Ver-

failles und an die classische Literatur Frankreichs erinnern. Ich brauche nicht zu sagen, daß, wenn man die hübschesten Frauen von Paris sehen will, man auf die Blumenmärkte gehen muß. Was sich gleicht, kommt ja gern zusammen....

Aber wie komme ich — ich, der ich weder Actionär von Tattersalls, noch Mitglied des Hippophagen-Vereins bin — wie komme ich hierher auf den Boulevard de l'Hôpital und den Pferdemarkt? Darauf habe ich nur eine Antwort: mit Lebensgefahr! Man denke sich eine Auffahrt oder einen langen, schlecht gepflasterten, ziemlich steilen, von Bäumen umgebenen Weg, den von beiden Seiten eine Art Umzäunung einschließt, an der die Pferde angebunden sind. In der Mitte befindet sich eine steinerne Fontaine, die vielleicht in monumentaler Beziehung einen guten Eindruck machen würde, wenn man nur Muße genug hätte, um sie zu betrachten. Aber ein Kunstgenuß läßt sich nicht wohl denken, wenn man keinen Augenblick sicher ist, von den Pferden geschlagen oder gebissen zu werden. Die einzige Schutzwehr dagegen bietet ein anderer Zaun, der den Weg in zwei Hälften schneidet, und hinter welchen man sich, bald auf diese und bald auf jene Seite, durch beständiges Hinüber- und Herübervoltigiren retten muß. Das Stampfen der Pferde, ihr Wiehern und das Rasseln ihrer Gebißketten, verbunden mit dem „Hue!" und „Holla!" und Peitschenknallen der „Agents-Trotteurs" machen einen betäubenden Lärm für jeden, der kein „Habitué" dieses Markts ist. Die „Agents-Trotteurs" sind eine Art von Stallknechten, welche die Pferde versuchen müssen und für jeden Galop 75 Centimes bekommen. Nichts ist trauriger, als zu sehen, durch welche Mittel sie ihre Schutzbefohlenen zu diesen Beweisen ihrer Kraft und ihres Muths anfeuern — arme Thiere, die, wie Rosinante nach der Erzählung, einmal in ihrem Leben galopirten!

Hat man den ersten Augenblick des Unbehagens überwunden, so scheinen die Pferde weniger schlecht, und man fängt an, schöne Thiere aus der kräftigen Rasse von Berri, der Normandie oder Limousin zu erkennen und zu bewundern. Man sieht hier wenig Luxus- und Reitpferde; der größte Theil sind tüchtige Zugpferde, die man später vor den Omnibussen von Paris wiedererblicken wird, oder die für die Feldarbeiten und

Steinbrüche bestimmt sind, nachdem sie ihre Dienstzeit in der Artillerie oder schweren Cavalerie gemacht haben.

Unter Heinrich III. fand der Pferdeverkauf auf dem Platze des alten Hotel von Tournelles statt, wo jetzt die Place Royale, neben der Bastille, ist. Heinrich IV. verlegte ihn an die Thore der Stadt, dorthin, wo jetzt der Boulevard des Capucines sich befindet. Unter Ludwig XIV. endlich etablirte der Apotheker und Kammerdiener des Königs den Markt an der Stelle, wo er heutigentags noch steht, der ehemaligen Folie-Eschalart.

Von den Typen, die man hier antrifft, will ich nicht wie von den Fischverkäufern sagen, daß die Pferdehändler und Agents-Trotteurs die Physiognomie der Thiere angenommen haben, die sie verkaufen. Das hieße die Theorie der Wahlverwandtschaften zu weit treiben. Doch jedenfalls haben sie ihr derbes und lärmendes Wesen angenommen, und ich glaube, es wäre noch rathsamer, einen Streit mit den Damen der Halle als mit den Pferdehändlern anzufangen.

Mit einem Gefühl von Wehmuth, welches freilich nur der Pariser verstehen kann, dessen Jugenderinnerungen weit genug hinaufreichen, sah man die lustigen Märkte, welche während des Sommers vor den Barrièren von Montmartre, Batignolles, Passy, Vaugirard u. s. w. gehalten wurden, zuerst von ihrer alten Lustigkeit verlieren, und dann, als nach der Annexion*) der genannten Vorstädte die Barrièren niedergerissen wurden, ganz verschwinden, um sie fortan nur noch weit außerhalb, in den Umgebungen von Paris, wiederzufinden. So rücken die Freuden unserer Jugend uns immer ferner, und was die Väter und Vorväter ergötzte, das Gaukelspiel, das seine Lumpen unter Blumen und Vergoldungen versteckte, dieses Zauberland der Kinderphantasie, muß sich nun hinaus in die Dörfer flüchten. Besonders glorreich war das Fest immer im Faubourg Montmartre, wo die berühmte „Butte" eine große Estrade über diesem Pandämonium bildete. Mir brausen die Ohren noch, wenn ich — zehn oder funfzehn Jahre zurück —

*) Denn man weiß, daß der Kaiser in Paris zu annectiren begann (nämlich die Vorstädte), bevor er es auswärts versuchte!

an den Lärm von Trompeten, Tambours, Drehorgeln, Militärpfeifen und das Geschrei der Verkäufer, Taschenspieler, Kinder und Frauen denke, welches über dem Wirrwarr der Menge erscholl.

Aber doch war es ein sehenswerthes Schauspiel, wo die ganze Ausgelassenheit und Munterkeit der pariser Bevölkerung sich entwickelte, die, wenngleich sie jeden Tag zu ihrer Disposition die schönsten Theater, die glänzendsten Monumente und die reichsten Läden hat, sich mit Entzücken vor den Baracken der Seiltänzer und durch die lärmenden Gassen drängte, welche die Marktbuden bildeten, um den Händlern irgendein unnützes Ding abzukaufen, aus dem einfachen Grunde: weil es das Fest war. Hier war es auch, wo ich eines Tags, am Arm eines Freundes — natürlich, es war ein Maler, denn nur den Malern passiren solche Dinge — flanirend, „Pastrana die Zweite" sah, „oder die häßlichste Frau des Jahrhunderts", wie das Schild der Bude verbindlich hinzufügte.

Wir würden uns weniger gewundert haben, wenn sie nur häßlich, nur Pastrana gewesen wäre; aber sie war auch nackt, d. h. in schwarzem Tricot, hatte das Gesicht mit Ruß beschmiert, trug eine getigerte Reisedecke mit rother Einfassung als „Fell" über den Schultern und — aß Rauchtaback.

Allein auch darein würden wir uns vielleicht gefunden haben, sowol mein Freund als ich. Denn soviel ist gewiß, daß Pastrana durch Ruß im Gesicht nicht verführerischer geworden wäre; Taback zu essen ist Geschmackssache, und auch die Reisedecke hatte nichts Auffallendes, denn wir leben im „siècle du deshabillé".

Was meinen Freund aber wahrhaft in Erstaunen versetzte, das war: daß er in dem „häßlichsten Weib des Jahrhunderts" seine ehemalige Wäscherin entdeckte, die eigentlich sehr hübsch war.

„Was zum Teufel", rief er aus, „konnte dich bestimmen, dein ehrbares Gewerbe zu verlassen, um dich in diesem greulichen Aufzug in dieser Baracke zu zeigen?"

„Je nun", erwiderte sie ganz naiv, „der Meister hat mir gesagt, daß ich mich auf diese Weise leichter verheirathen würde!"

Doch kehren wir zu den Märkten zurück. Man kennt jenen selbst zur Anekdote gewordenen Anekdotenfreund, der bei Tisch plötzlich und mitten im friedlichen Gespräch ausrief: Ist nicht ein Schuß gefallen? Nein, erwiderte man ihm, wir haben nichts gehört. Nun, sagte er, da wir einmal von Schüssen gesprochen haben, so fällt mir folgende Geschichte ein ... worauf er dieselbe, die er auf gar keine andere Weise anbringen konnte, zum besten gab.

Bedienen wir uns desselben Privilegs und führen wir unsere Leser, „da wir einmal von alten Reisedecken gesprochen haben" — auf den Markt des Temple.

Eine Residenz der Tempelherren war es, welche diesem Platz ursprünglich den Namen gegeben. Zusammengesetzt aus einer düstern und umfangreichen Masse von Gebäuden, glich sie mit ihren gothischen Thüren und dicken Mauern einer Festung. Die mannichfaltigsten Schicksale, seit der Verbannung der Tempelherren, erduldete dieser Bau; geistliche sowol als weltliche Herren folgten sich im Besitz desselben; einer der letztern bewirthete hier den Verfasser des „Contrat social", dann kam ein wirklicher Restaurant, welcher in einem der Außenhöfe einen Vergnügungsort für die Pariser etablirte; diesen vertrieb der Graf von Artois, und die Revolution vertrieb den Grafen. Der Tempel, das Schloß, welches sechshundert Jahre lang bald den Pomp der Ritterorden und bald den Glanz fürstlicher Gelage gesehen, endete seine wechselvolle Laufbahn, indem es ein Gefängniß wurde. Als sein erster Gefangener bezog am 18. Aug. 1792 Ludwig XVI., begleitet von seiner Familie, den großen Thurm des Temple. Von hier führte man am 21. Jan. 1793 den König zum Schaffot, und wenige Monate später die Königin und des Königs Schwester, Madame Elisabeth, zur Conciergerie. Der Dauphin starb hier am 8. Juni 1795, und die Dauphine, die einzig überlebende von den königlichen Gefangenen, ward von hier aus den Oesterreichern übergeben, um als Herzogin von Angoulême der düstere Rachegeist zu werden, der den Untergang der Bourbonen so sehr beschleunigte.

Unter all seinen andern Privilegien, die aus der Feudalzeit stammten, besaß der Temple auch das des Asylrechts:

jene braven Leute, welche so unglücklich waren, ihre Schulden nicht bezahlen zu können, fanden hier eine sichere Stätte vor den Importunitäten und Zudringlichkeiten ihrer Gläubiger, bequeme Wohnung, gute Kost und gesunde Luft in den Gärten des Temple. Was konnte besser, was konnte humaner sein? Kein Schuldgefängniß, kein Clichy — eine Freistatt der Verfolgten! Und jene Zeiten nennt man die barbarischen! Doch übten die Schützlinge des Temple eine ganz besondere Attraction aus: zu den braven Schuldnern gesellten sich die braven Spieler, zu den braven Spielern die braven Diebe, und zuletzt wimmelte das Nest von den verrufensten Subjecten, die Paris aufzuweisen hatte. Was natürlicher, als daß man daran dachte, hier einen Trödelmarkt zu errichten? Das geschah im Jahre 1781, wo man den Anfang mit der Rotunde machte. Im Jahre 1811 demolirte man den Thurm und erbaute auf der Stelle die ersten Hallen. Doch die Restauration betrat diesen Boden noch einmal mit dem Rauchfaß: Ludwig XVIII. gab das Hotel des großen Priors der Prinzessin Condé, welche hier eine Congregation von Augustinerinnen stiftete. Die Revolution von 1848 vertrieb die Nonnen und machte das Hotel zu einer Kaserne, bis auch diese 1854 demolirt wurde. Nun erinnerte nichts mehr weder an das Schloß, noch an das Gefängniß, noch an das Kloster, und der Trödelmarkt war wirklich das Ende von allem.

Und welch ein Trödelmarkt! Man muß ihn in all seiner Gloire gesehen haben, um zu begreifen, *was* er war. Eintausendachthundertundachtundachtzig Baracken, niedrig, schwerfällig, dichtgedrängt, bildeten ein zusammenhängendes Ganze, welches zunächst in zwei Hauptreihen: die rothe und die schwarze, eingetheilt war. Diese beiden Reihen zerfielen in vier Unterabtheilungen, welche sich der Namen „Palais-Royal", „Pavillon de Flore", „Fôret noir" und „Pou volant" erfreuten. Als das vornehmste Quartier galt das Palais-Royal, welches in der ersten Abtheilung der rothen Reihe lag. Hier fand man Spitzen und Bänder, Sammt und Seide — „billig, meine Damen, sehr billig" —, aber freilich nicht immer aus *erster* Hand! Der Schwarzwald war der Ort für Stiefel und Lederzeug; die Blumengöttin handelte mit alten Betten, und

das kleine Geschöpf mit dem unanständigen Namen, welches in alten Betten heimischer zu sein pflegt als irgendwo, präsidirte hier dem Verkauf von eisernen Sägen und messingenen Leuchtern.

Die Rotunde blieb dem Handel mit alten Kleidern geweiht, und hier war, seit 1811 sich ringsum die „Dependenzen" aufgebaut, der Hauptladen des pariser Volks, sein großes Magazin, wo man einen Frack für 4 Frs., ein Paar Sommerbeinkleider für 10 Sous und ein Paar Strümpfe für 5 Sous kaufen konnte. Dieser Temple war der Tempel der Vergänglichkeit; das fatale Ende aller Größe, aller Pracht und Hoffahrt, der Schlupfwinkel der Verbrechen und des Diebstahls, der fünfte Act und die traurige Moral aller pariser Dramen. Einer einzigen Göttin huldigte man hier: dem Gelde, und die Priester dieses Idols, fast alle ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, ruinirte Speculanten, diebische Bankrottirer, veraltete Dirnen, corrumpirte Kinder, erfüllten die düstern Räume mit ihrem Geschrei, aus welchem man kaum etwas anderes als Zahlen unterscheiden konnte. Kein Ding wurde hier bei seinem rechten Namen genannt. Ein Franc hieß: ein Punkt; sechs Francs: ein Kreuz. Eine Haube hieß: ein decrochez-moi ça; ein Rock: ein Fell; ein Hemd: eine Schnecke; und sich neues Zeug kaufen, hieß: sich den Rost abreiben. Nicht ohne Zittern trat man in dieses Labyrinth, und man verließ es nur, nachdem man seine Börse zum Theil oder ganz geleert hatte für unmögliche, unnütze Gegenstände, die man nie hätte kaufen mögen.

Es war im Jahre 1858, als ich eines Abends in der Dämmerung am Temple vorübergehend eine junge Arbeiterin traf, die mich unter ihrem kleinen Hut erstaunt ansah, erröthete, vorbeihuschte und in einem der dunkeln Gänge des Temple verschwand.

Ich blieb einen Augenblick verdutzt stehen, dieser Blick hatte mich frappirt. Ich kannte dieses Gesicht. Wo hatte ich es doch gesehen? Ich beschloß ihr nachzugehen; und zum ersten mal vertiefte ich mich in dieses Chaos von Buden des Lumpenmarkts.

Kaum war ich eingetreten, als sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich richtete.

„Monsieur! Schöner Herr! He Bourgeois! Kommen Sie her! Ich habe, was Sie brauchen!“ „Einen prächtigen Rock, der einem Marschall gehört hat.“ „Sehen Sie die schöne Kravatte. Es ist ein Cachemire des Indes!“ „Wollen Sie schöne Leinwand, reines Linnen?“ „Ich habe einen Hut für Sie, Ihrer ist zu schlecht. Erste Qualität.“ „Nehmen Sie diese Hose, sie ist außergewöhnlich billig, wie Sie sie nie finden werden.“ „Hier, Monsieur, eine Repetiruhr.“ „Hier, junger Herr, machen Sie sich schön, Ihrer Dame zu gefallen.“

Und die Männer zogen mich beim Arm, die Frauen am Rockschos. Ich versuchte mich loszumachen.

Unterdeß glaubte ich in einem Spitzenkram meine kleine Arbeiterin wiederzusehen. Ich hob einen Teppich auf — sie war es wirklich. Der Besitzer des Ladens kam auf mich zu.

„Ich bin der Begleiter der Dame“, flüsterte ich ihm zu; „ich werde wiederkommen.“

Es war ein dicker Mann und sein Gesicht vom Trinken aufgedunsen. Er verstand, daß ich sagen wollte: ich gehe der Dame nach, — blinzte mit den Augen und ließ mich in Ruhe.

Während der Zeit hatte die junge Dame, ohne im geringsten auf das Geräusch um sie her zu achten, einen Spitzenkragen gekauft und zog, um ihn zu bezahlen, eine hübsche seidene Börse.

Hinter dem Teppich konnte ich sie nach Belieben betrachten. Immer bekannter wurden mir ihre Züge, und doch konnte ich mich nicht auf sie besinnen. Plötzlich ging sie an das Comptoir, um andere Toilettengegenstände anzusehen, und kam in den Gang, in dem ich mich versteckt hielt. Da konnte ich den Klang ihrer Stimme hören . . . ich traute meinen Ohren nicht.

Ich erkannte eine ehrenhafte und reizende junge Dame, die Frau eines bedeutenden Malers, bei der ich noch vor einigen Abenden zum Besuch gewesen! Meine Verlegenheit würde so schwer zu schildern sein als ihre gute Laune und ihr herzhaftes Gelächter, als sie mich hinter dem Teppich entdeckte! Doch als gute Pariserin wußte sie das Verhältniß bald wieder-

herzustellen, indem sie um meinen Arm bat und mich plaudernd und immer noch lachend nach dem Boulevard zog.

„Es wundert Sie, mich hier und in diesem Costüm zu sehen?“ sagte die junge Dame. „Nichts ist jedoch natürlicher. Sie bewunderten neulich meine schönen Damastgardinen, die gothischen Möbeln und die prächtigen Teppiche, die meines Mannes Atelier zieren, ebenso meinen Sammetpaletot und die brüsseler Spitzen, alles das kommt aus dem Temple. Mein Mann sowie ich lieben die schönen Sachen; sollen wir so lange warten, bis wir reich genug geworden, um sie in den glänzenden Läden der Boulevards zu kaufen? Nein, mein Herr, wir müßten vielleicht zu lange warten. Mittlerweile spiele ich mein eigenes Dienstmädchen, setze diese kleine Mütze auf, fahre im Omnibus hin und her, und bringe diesen ganzen Korb voll hübscher Sachen mit, die Sie morgen bei uns gewiß sehr bewundern würden, wenn Sie nicht wüßten, daß sie aus dem Temple wären.“

Heute hat sich der Temple vollständig modernisirt. Wer kann überhaupt noch vom Temple sprechen, seitdem die alten Galerien nebst der Rotunde verschwunden sind, und die Trödler und Schacherer, die Eisen- und die Matratzenkrämer, und alle die Guten und Edeln, welche einstens unter den Zeichen des „Schwarzwald“ und „Pou volant“ handelten und wandelten, mit Sack und Pack ausgezogen und in die vier großen prächtigen Pavillons übergesiedelt sind, in denen sie sich allerdings anfangs ausnahmen wie Bruder Sam in der Ballweste. Doch sie haben sich daran gewöhnt. Die Architektur ihres neuen Markts ist beinahe dieselbe wie die der Centralhallen, und auch die Wirkung auf sie war ungefähr dieselbe. Haben die Damen der Hallen mit der Bildung der Zeit gleichen Schritt gehalten, so sind auch ihre Gevattern vom Temple nicht dahinter zurückgeblieben. Sie haben ihre Romantik verloren und betragen sich fast wie ehrliche Leute. Sie haben sich gewaltig herausgemacht in jeder Beziehung, und sehen extrafein aus in ihren neuen Pavillons, in welchen sogar die alten Hosen und Röcke eine Miene der Decenz und Respectabilität angenommen haben, die dem „luftigen Gesindel“ von ehedem fehlte. Hinter großen Fenstern mit vollen Bogen, gleich denen der italienischen

Basiliken, thronen jetzt unsere Freunde. Der Trödel von Paris hat einen Palast bezogen, vor dessen Südseite sich ein reizender Square ausdehnt. An der Stelle, wo früher der alte Thurm stand, sind jetzt Teiche, Grotten, Cascaden und Trauerweiden, durch deren langherabhängendes, feingefiedertes Laub der Wind zuweilen wie eine Klage rauscht, daß die Vergänglichkeit selbst nicht mehr sicher sei — vor dem Seinepräfecten!

Die Märkte von Paris beschreiben: das ist die Beschreibung von Paris. Denn ganz Paris ist ein Markt, — ein Markt der Moden, ein Markt der Literatur, ein Markt des Vergnügens; und an sehr wenig Gegenständen in der That hängt jene Marke, die wir zuweilen auf unsern Bilderausstellungen sehen: „Nicht verkäuflich." Das Palais-Royal mit seinen Arcaden, die Passagen mit ihren Glasdächern, die Bazars, die provisorisch in neugebauten Parterrewohnungen angelegt werden — dies alles sind Märkte; jeder Platz, jeder Boulevard, jedes Trottoir ist ein Markt, und jede Straße, sobald man sie pflastert oder für Fuhrwerke sperrt, um Kanäle zu legen, wird ein Markt. Schnell findet sich irgendein Gewerbtreibender ein, der hier auf der Erde eine ganze Galerie von Stahlstichen ausbreitet: Schlachten- und Heiligenbilder, Porträts berühmter Männer und anakreontische Compositionen, Photographien und colorirte Landschaften bedecken die aufgerissene Straße, und die Menge drängt sich umher, blättert, bewundert und kauft zuweilen.

Auf dem Boulevard ist ein Mann mit feinen, zarten Zügen, langem Haar und kühnem, schurkischem Aussehen, der seine Mütze auf den Asphalt legt, sie mit kleinen Päckchen Seife, falschen Schmucksachen und anderweitigen Waaren füllt und anfängt, seinen Trödel zu preisen.

„Diese goldene Uhr ist funfzig Francs werth, meine Herren; aber ich verkaufe sie nicht für zehn, nicht für fünf, nicht für drei, zwei, nicht einmal für einen Franc; selbst nicht für funfzig Centimes. Nein, meine Herren, ich verkaufe sie nicht. Ich verschenke sie. Fünf Sous, meine Herren! Wer kauft eine goldene Uhr für fünf Sous? Fünf Sous die goldene Uhr mit der Kette!"

Am Eingang der Thorwege lassen andere „Industrielle"

Puppen tanzen und rothe Ballons aufsteigen, brennen Nachtlichter, spielen Harmonica, blasen auf Dudelsäcken, tragen weiße Hunde herum zum Verkauf (wer kauft weiße Hunde auf dem Boulevard? Ich glaube, es ist noch derselbe Mann und derselbe Hund wie vor zehn Jahren!), offeriren elegante Portemonnaies zu fabelhaften Preisen, bieten den „Guide des Etrangers" aus mit schnarrender Stimme, — kurz überall Geschrei, Musik, Lärm, überall Markt ...

Ueberall? — Bald hätte ich den Markt vergessen, von dem jetzt ganz Paris spricht; der zwar noch nicht fertig ist, aber wahrscheinlich fertig sein wird, ehe noch dieses Buch in die Hände seiner Leser kommt.

Auf dem Platze des Château d'Eau, zwischen dem Boulevard St.-Martin und dem des Temple, erhebt sich als Pendant zu der gegenüberliegenden Kaserne seit einiger Zeit ein Palast im Stil der Renaissance, von stolzer und eleganter Bauart, mit domartigen Dächern, gleich denen des Louvre oder der Häuser der Place Royale. Der Boulevard, der an dieser Stelle sehr breit wird und sich in einen mit den seltensten Blumenbeeten verzierten Kreuzweg erweitert, dient dem neuen Palast als prächtiger Vorhof. Auf einem mit Karyatiden und Statuen versehenen Portal liest man die in Goldbuchstaben geschriebene Aufschrift:

„Magasins réunis"

und etwas niedriger, auf rothem Grunde in verschnörkelten Buchstaben:

„L'Epargne par la Dépense".

Diese „Vereinigten Magazine" sollen einfach ein Markt oder ein Bazar sein — für alles! Hier soll man von dem kleinsten bis zum größten Gegenstand nebeneinander finden, was die Industrie von Paris, von Frankreich, von der Welt hervorbringt: die indischen Shawls so gut wie das Musselinkleid der Arbeiterin für vier Francs, den Erard'schen Flügel und die Kindertrompete, das Juwelenhalsband und die Stecknadel.

Doch das würde nur großartig sein; das Neue an der Sache ist, daß man hier alles — umsonst bekommt!

Ja, schöne Leserin, staune und gehe in die „Magasins réunis". Du wählst dir dort eine köstliche Brosche und das

allerneueste Sonnenschirmchen. Es ist wahr, man verlangt dir dafür 200 Frs. ab, und du zahlst sie auch. Aber das ist nur pro forma. Denn an der Kasse erhältst du eine Anweisung, eine sogenannte „Obligation-warrant", einen Schuldschein, eine Art von unverzinslichem Papier. Jede von diesen Obligationen lautet auf 100 Frs.; kaufst du weniger als diese Summe beträgt, so erhältst du einen Interimsschein, auf welchen dir die Obligation ausgehändigt wird, sobald der Betrag von 100 Frs. erreicht ist. Diese Obligationen werden verlost wie jedes andere gute Staatspapier, und nach zwei, höchstens aber nach 59 Jahren erhältst du dein Geld wieder zurück. Du präsentirst alsdann, nach 59 Jahren, wenn du noch lebst, dein Papier und das Haus zahlt es dir zurück, wenn — es noch besteht. Man sagt, daß der Vortheil dieses Unternehmens auf der Unverzinslichkeit jener Papiere, mir aber scheint, daß er vielmehr auf den beiden zuletztgenannten Eventualitäten beruhe.

Der Palast bildet ein Parallelogramm, das an der einen Seite in ein Dreieck ausläuft. Zwei Höfe, von denen einer in dem Parallelogramm, der andere sich in dem Dreieck befindet, sind mit Säulengängen und Spazierplätzen versehen. Getrennt werden diese beiden Höfe durch einen Seitenflügel, dessen Erdgeschoß für die Administration bestimmt ist, während man im ersten Stock einen von oben erleuchteten Saal bemerkt, der für die Gemälde dienen soll. Denn es versteht sich, daß hier, wo man alles hat, auch Gemälde zu haben sind.

Wird das Unternehmen reussiren? Ich glaube wol; die Leser kennen meine Ansicht hierüber.

Anderer Meinung jedoch war einer meiner Freunde, Journalist, dem ich dieser Tage davon sprach.

„Haben Sie die Schlafsäle bemerkt?" fragte er.

„Die Schlafsäle? Wozu Schlafsäle in einem Magazin? Ich habe nur Hunderte von Läden gesehen."

„Und die Ställe?"

„Sie scherzen! Was sollen Ställe in einem Bazar!"

„Und die Reitbahn in dem großen Hofe?"

„Die Reitbahn? Ich habe da nur eine Promenade wahrgenommen."

„Sie sind sehr naiv, mein Freund, und Sie kennen Ihr Paris nur halb. Reden Sie doch nicht von Magazinen und einer finanziellen Speculation! Das ist nur eine Finte, sag' ich Ihnen, ein Vorwand. Sehen Sie denn nicht diese prächtige Lage, und wie man von hier aus, sozusagen, Paris in der Flanke fassen könnte wie in einer Schere? Wenn das Unternehmen mißglückt — und es wird mißglücken, haben Sie keine Sorge! — so kauft der Staat das große Gebäude und macht daraus . . ."

„Was macht er daraus?" fragte ich im höchsten Grade gespannt.

„Eine Kaserne!"

XIV.

Das unterirdische Paris und die Todten.

Von

Julius Rodenberg.

Zuweilen, in dem langen und glänzenden Zuge von Equipagen und Carrossen, welche zwischen den gedrängten Reihen der Fußgänger und den Palästen hin und her, über den Macadam von Paris rollen, zeigen sich schwarze Wagen, mit schwarzen Vorhängen, von Kutschern geführt in schwarzem Mantel, von Pferden gezogen mit schwarzen Federn und von Männern gefolgt mit schwarzem Flor. Nur selten stört ein Cortège wie dieser die allgemeine Circulation; rasch vorüber in diesem Bilde voll bunter Farben, in diesem unaufhörlichen Wechsel der Figuren geht der schwarze Wagen, mit den schwarzen Pferden und den schwarzen Männern, schüchtern beinahe macht er sich aus dem Staube, als ob er sich schäme, als ob er Se. Majestät das Publikum allerunterthänigst um Verzeihung bitte, gleich jenem Abbé von Versailles, welcher sagen wollte: „Alle Menschen müssen sterben"; aber, den König unter seinen Zuhörern erblickend, sich verbesserte: „Fast alle Menschen müssen sterben."

Nein, mein lieber Leser! Sogar in Paris müssen alle Menschen sterben. Jener verschämte Trauerzug brachte einen Menschen, Mann, Frau oder Kind, die gestern vielleicht, vorgestern gewiß noch in dieser Sonne von Paris gelebt und gelacht haben, zur ewigen Ruhe — die man hier in Paris nur sehr weit draußen findet. Der schwarze Kutscher, der schwarze Wagen und die schwarzen Pferde kennen ihren Weg — sie machen ihn täglich, wer weiß wie vielmal (drum haben sie es auch so eilig) und die schwarzen Männer mit dem Flor, ich habe die Ehre sie dir vorzustellen, sind „Messieurs les employés des pompes funèbres".

Es ist wahr: die Menschen sterben in Paris so gut oder so übel wie in aller Welt; aber sie lassen sich ohne viel Umstände begraben und machen, noch mit einem höflichen Gruß gleichsam, den Lebendigen und dem Leben Platz . . . „Messieurs les employés" . . . wir sagen: „Leichenbitter, Todtengräber, et hoc genus omne" — und Shakspeare sagt:

Ein Grabscheit und ein Spaten wol,
Sammt einem Kittel aus Lein,
Und, o! eine Grube, gar tief und hohl,
Für solchen Gast muß sein . . .

Der Unterschied ist, daß die französische Höflichkeit bis zu diesem äußersten Moment vorhält und bis ins Grab mitgeht und . . . und . . . und dennoch:

. . . eine Grube, gar tief und hohl,
Für solch einen Gast muß sein.

Den größten Friedhof von Paris sieht man nicht mehr. Er ist geschlossen. Niemand kann da mehr hineingehen, weder ein Lebender, noch ein Todter. Es ist kein Platz mehr darin. Er liegt viele Klafter tief unter der Erde. Viele Millionen Todte schlafen dort, übereinander gehäuft in häuserhohen Haufen, fest wie die Mauern; Schädel, Gerippe, Beinknochen und Armknochen . . . die Todten vieler Jahrhunderte, hier zusammengepackt ohne Unterschied des Ranges, des Standes, des Geschlechts. Hier gibt es keine Aristokratie des Todes, hier herrscht die fürchterlichste Demokratie; Priester und Gottesleug-

ner, Prinzessinnen und Straßenkehrweiber, die Säuglinge, die Greise, die Mädchen, geknickt wie die Rosen in der Blüte, die Männer, umgehauen wie die Eichen in der Fülle der Kraft, die Mönche und die Soldaten, die eines natürlichen Todes starben auf ihrem Bett, oder die unbeklagt und unbetrauert fielen auf einem Kreuzwege dieser Stadt, oder die da umsanken, das Messer oder die Kugel in der Brust und das Wort ihrer Treue und ihres Glaubens auf den Lippen: sie alle sind hier versammelt, sie alle sind hier eingethan worden, und Gottes Auge wird sie auch hier zu finden wissen, — klaftertief unter der Erde, in der Dunkelheit, unter Millionen von Gerippen — in den Katakomben von Paris!

Diese mächtigen, unterirdischen Kammern, welche sich unter der ganzen Südwesthälfte von Paris dahinziehen, fast bis zur Seine, sind im Verlaufe von Jahrhunderten gewühlt worden: es sind die alten Steinbrüche von Paris. Aus dem Schose derselben nahm Paris das kostbare Baumaterial für seine herrlichsten Bauten; man grub und scharrte und brach immer weiter, bis plötzlich die Sicherheit von Paris selbst dadurch bedroht worden war. Nur eine dünne Erdkruste trennte fortan Paris mit seinem Panthéon, seinem Luxembourg-Palais und all den Quartieren, welche sich im weiten Ring und volkreichen Gassen um den heutigen Boulevard St.-Michel gruppiren von der ungeheuern Erdtiefe; d. h. das ganze Faubourg St.-Michel, St.-Jacques, St.-Marcel, bis an die Grenzen des Faubourg St.-Germain steht auf dem ungeheuern Grabe, welches Paris sich, zu seinen eigenen Füßen, selbst gegraben, und in welches es sich eines Tags stürzen würde, wenn die dünne Kruste zwischen ihm und der Unterwelt nachgäbe.

Dies zu verhindern hat man seit Mitte des vorigen Jahrhunderts unaufhörlich gearbeitet. Man schloß die Steinbrüche und fing an die Höhlen auszufüllen und die Decken zu stützen.

Es war im Jahre 1785. Bis dahin hatte Paris seine Todten immer auf Kirchhöfen bestattet, welche mitten in der Stadt, im Innern derselben lagen. Aber da waren diese Kirchhöfe voll. In Paris sterben jetzt jährlich über 42000 Menschen, also damals im Verhältniß der kleinern Einwohnerzahl starben etwa 20000. Die neuen Ankömmlinge zu fassen

reichten die alten Kirchhöfe nicht mehr aus. Keiner von diesen Kirchhöfen war älter als derjenige „der Unschuldigen" (Cimetière des Innocents); schon im Jahre 1186 galt er für alt, er umfaßte zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mehr denn eine Million Särge; der Boden des Kirchhofs hatte sich durch die Grab auf Grab gepackten Sarg- und Leichenschichten um acht Fuß gegen die Straße erhöht, und ein einziger Todtengräber (der letzte dieses Kirchhofs) François Poutrand, welcher dreißig Jahre im Amt gewesen war, hatte hier allein mehr denn 90000 Pariser zur Ruhe gebettet.

Um die genannte Zeit nun, vier Jahr vor Ausbruch der Revolution, fing man an, die Kirchhöfe an den Außenrändern der Stadt anzulegen und die Kirchhöfe in der Stadt ihres mehr als tausendjährigen Inhalts zu entleeren. Man wählte zu dem großen Reservoir, welches die Reste von vielen (man sagt sechs) Millionen Todten aufnehmen sollte, die Katakomben, welche damals leer und öde unter der Oberfläche von Paris gähnten. Dieses waren die Bewohner, die man der Unterwelt geben wollte: die Schatten! Zu dem Ende weihete der Erzbischof von Paris die unterirdischen Räume feierlich, und der große Leichenzug begann: der größte wol, den jemals die Welt gesehen. Man machte den Anfang mit dem Kirchhof der Unschuldigen, und die Gräber der andern vierzehn bis funfzehn Kirchhöfe von Paris folgten. Nacht für Nacht, bei Fackelschein und funfzehn Monate lang wurde nun gegraben und gegraben, rollten die Wagen hinaus, mit Moder beladen, versenkte man, immer tausend auf einmal, die Reste der Welt, die vor uns gelebt ....

Dann schichtete man im Innern die Gebeine auf, baute Altäre daraus, ließ sich die Schlüsselbeine kreuzen, setzte augenlose Schädel darüber, decorirte diese ungeheuern Kammern des Todes auf das phantastischste, gab den Tafeln Inschriften aus der Bibel, den Galerien Namen und bezeichnete die Straßen, die sich gebildet, nach den Straßen, die in Paris zu Häupten mit ihnen correspondiren. So hat sich denn unter dem Paris, durch welches wir kutschiren und flaniren, in welchen wir Cigarren rauchen und Wein trinken und tanzen und lustig sind, ein

anderes Paris gebaut — eine Todtenstadt, lichtleer, bis auf das rothe Laternchen des Arbeiters, welcher darin umherkriecht, geräuschlos, tonlos, bis auf das dumpfe Rollen seiner Karre, mit der schweren, dumpfen, feuchten Luft der Erdtiefe, mit den Schrecken des Todes ringsumher. Tagelang kann man in dieser Stadt irren, bis man erschöpft niedersinkt, ohne den Ausweg zu finden. Selbst die Eingeweihten finden sich nur nach gewissen schwarzen Strichen und Zeichen zurecht, mit welchen sie die einst weißen Stein- und Knochenwände markirt haben. Denn endlos, zuweilen im Cirkel, zuweilen in unentwirrbaren Verschlingungen, windet sich dieses Straßennetz unter der Erde, von jenen Wänden flankirt, aus denen der Todtenschädel in unaufhörlicher Wiederkehr herabgrinst, zähnefletschend, mit dem gräßlichen Lachen, das diesen leeren Augen- und Nasenhöhlen, diesen breiten, lippenlosen Kiefern eigen, dem grauenhaften Humor des Todes, welcher die Furcht, die Bangniß, zuletzt aber die Verzweiflung, die Wuth des Lebens herausfordert. Unglücksfälle der verschiedensten Art, die sich zuletzt immer mehr häuften, haben die Obrigkeit veranlaßt, den Besuch der Katakomben für alle ohne Ausnahme zu schließen; nur die Arbeiter, die dazu verdammt sind, in diesem Paris des Schreckens unaufhörlich thätig zu sein, damit das Paris der Luft und des Vergnügens sicher sei, nur sie wandern täglich über die Galerien aus Menschengebein und durch die Straßen aus Todtengerippen, und einmal jedes Jahr hält eine Commission ihren Umzug, der sich zuweilen auf eine besondere, jedoch sehr schwer zu erlangende Erlaubniß einige Neugierige anschließen. Siebzig verschiedene Treppen führen aus den verschiedenen Gegenden von Paris zu den Katakomben hinunter; die beiden Haupteingänge sind in der Ebene von Montsouris, dicht unter der Festungsmauer von Paris, vor welcher sich im Thal der Bièvre die neuen Steinbrüche von Paris befinden, und im westlichen Hofe der ehemaligen Barrière d'Enfer, wo man eben eine Trauerkapelle errichtet hat für die Feier der Gedächtniß-Gottesdienste.

Nach jenem großen Leichenzuge des Jahres 1785 bewegte sich nur noch einmal ein allerdings viel kleinerer, aber nicht weniger schrecklicher Conduct nach den Katakomben: am Tage nach den Septembermetzeleien vom Jahre 1792. Da wurden

in die Tiefe der Steinbrüche von Paris die noch blutenden Reſte dieſer ſchönen, dieſer liebenswürdigen, dieſer über den Tod hinaus getreuen Freundin Marie Antoinette's, der Prinzeſſin Lamballe geworfen. Eine Tafel mit der Inſchrift: „Massacres de 2 et 3 Septembre 1792" bezeichnet in den Katakomben den Platz, wo die grauſam Gemordete, die Schuldloſe, dieſes reinſte Opfer der Revolution, mit tauſend andern, Soldaten und Geiſtlichen, Männern und Frauen, die während derſelben zwei Tage in den Gefängniſſen geſchlachtet wurden, zuſammenruht, unterſchiedslos, nicht mehr zu erkennen . . . Aber ſie iſt nicht vergeſſen! Ihr ſchönes Bild lebt im Herzen der Dichter; ſie werden niemals aufhören, ihr ſüßes Lächeln, ihr goldenes Haar und ihre blauen Augen zu verherrlichen.

Raſch in Paris folgt das Leben dem Tode, und eine Revolution der andern, die den Boden aufwühlt.

Wir haben in dem vorhergehenden Kapitel geſagt, wie noch in der frühern Zeit der Markt an den Kirchhof ſtieß; ja, das eine ſchien mit dem andern in jener Gegend von Paris, wo heute die Centralhallen ſtehen und damals „Cimetière" und „Marché des Innocents" ſich befanden, um den Vorrang zu kämpfen, bis die Todten zuletzt verdrängt wurden. Die prachtvolle Fontaine des Innocents, gegenwärtig von einem reizenden Square und Blumenbeeten umgeben, iſt das einzige Denkmal, welches ſtehen blieb; ein anderes, damals nicht minder berühmtes Sculpturwerk, die ſogenannte „Croix Gaſtine", nahm man bei jener großen Auswanderung der Todten mit und ſetzte es an einen der Eingänge der Katakomben. Allein nicht lange ſollte es da ſtehen: mitten in der Revolution, etwa 1793, verkaufte man das Terrain, und errichtete an der Stelle, wo die „Croix Gaſtine" geſtanden — einen Tanzſalon.

Das, wenn irgendetwas, war ein Todtentanz, eine „danse macabre"; nun tanzte man wirklich auf einem Grabe!

Der Tanz und der Tod: das war die große Manie jener grauenhaft blutigen Tage, wo der Patriotismus zu einer Art von raſender Krankheit geworden und das Grab alle ſeine Schrecken verloren hatte. Der Tod ging voraus, und

der Tanz folgte mit einer schamlosen Verwilderung der Sitten. Ich weiß nicht, ob die Tänzerinnen, sagt Mercier, die republikanischen Regierungsformen von Griechenland sehr geliebt haben würden; aber sie haben für die Form ihres Putzes diejenige von Aspasia zum Muster genommen: die Arme nackt, den Busen entblößt, die Füße mit Sandalen bekleidet, die Haare zu Zöpfen geflochten um ihren Kopf . . . Das Hemd ist verbannt, denn es dient nur, die Umrisse der Natur zu entstellen; es ist obendrein unbequem; und das Corset in fleischfarbener Seide, welches sich um die Taille schließt, läßt alle geheimen Reize nicht mehr errathen, sondern deutlich sehen. Das nennt man: à la sauvage gekleidet sein. Nachdem man um die Guillotine die Carmagnole getanzt hatte, tanzte man nun auf den Kirchhöfen, in den Kirchen, in den Gefängnissen, in den Schlössern. Man tanzt, schreibt unser Gewährsmann aus jener Zeit, im Kloster der Karmeliter, wo man gewürgt hat; im Noviziat der Jesuiten, im Kloster der Karmeliterinnen des Marais, in dem der Filles de Ste.-Marie und in drei zerstörten Kirchen meiner Section. Man tanzte im „Elysée national", demselben Palais, in welchem der weiland Präsident den Staatsstreich von 1851 ersann und ausführte. Man tanzte im Pavillon d'Hanovre, jenem Haus mit Rundbau auf dem Boulevard des Italiens, welches man noch heute sieht mit dieser Inschrift: „Argenterie Christofle." Man tanzte in dem Hotel Thelusson, in der Rue de Provence, dem Hause des großen Bankiers, bei welchem einst Necker, der Vater der Staël, Buchhalter gewesen; in diesem Hotel begannen jene gräßlichen „bals à victime", zu welchen nur Tänzer und Tänzerinnen Zutritt hatten mit einem Flor um den Arm und einem Certificat, daß sie entweder Mutter, Vater, Gatten, Gattin, Bruder oder Schwester unter dem Eisen der Guillotine verloren hatten. „Der Tod von Seitenverwandten gab nicht das Recht, einem solchen Feste beizuwohnen."

Ein Ball-Etablissement ward auf dem Kirchhof St.-Sulpice errichtet; die Pforte war mit einem von Rosalicht erleuchteten Transparent geschmückt, auf welchem man die Worte las: „Bal des Zéphyrs." Aber diese Pforte trug auch noch die Embleme, welche im Jahre 1785, bei dem großen Leichen-

transport, nicht ausgelöscht worden waren: einen Schädel mit Fledermausflügeln, ein Paar Schlüsselbeine, gekreuzt, ein leeres Stundenglas und die Inschrift: „Hier ruhen jenseit der Furcht diejenigen, so eine schöne Hoffnung erwarten." Sie, die in den Gräbern geruht, waren kopfüber kopfunter seit zwölf Jahren in die Katakomben gestürzt; aber auf den Leichensteinen, die noch hier und da lagen, saßen jetzt Liebespaare, während aus der Kirche die Ballmusik schallte.

Der Sturm der Revolution hat auch andere Gräber gesprengt. Der Leichnam Richelieu's ward aus der Sorbonne gerissen, und erst neuerdings (December 1866) ist sein Kopf, braun, knöchern, mit halb abgefaulter Nase, mächtiger Stirn, starkem Unterkiefer, fünf scharfen Zähnen im Oberkiefer und ein paar Barthaaren, struppig wie die einer Katze, wieder ausgeliefert und im Mausoleum der Sorbonne feierlich beigesetzt worden. Aber auch die Restauration hatte keine Scheu vor dem Sacrileg der Gräberzerstörung: sie riß 1814 Voltaire und Rousseau aus dem Panthéon, steckte die halbverwesten Leiber der beiden Philosophen in Säcke und warf sie in die Bièvre, einen kleinen Seitenfluß der Seine. Das Herz Voltaire's ist gerettet und steht, ein Geschenk des Kaisers, in dem Münzcabinet der Bibliothek der Rue Richelieu, in einem vergoldeten Metallkasten mit der Inschrift: „Das Herz Voltaire's, welcher starb in Paris am 30. Mai 1778." Aber die Schändung seiner Asche ist noch nicht gesühnt; dafür geschah es, daß man jetzt die Errichtung seiner Statue durch Beiträge des Volks ins Werk zu setzen beabsichtigt.

Von den andern im „Panthéon der großen Männer" bestatteten Todten der Revolution entfernte man schon 1793, auf Befehl des Convents, Mirabeau wieder als „Verräther" und brachte ihn nach dem ehemaligen Kirchhofe Clamart, gegenwärtig als anatomisches Theater für die Secirübungen der Studenten benutzt, während man Marat's Reste zwei Jahre später in die Kloaken warf. Robespierre und sein Freund St.-Just fanden ihre Ruhestätte, da der Kirchhof der Madeleine, der Begräbnißplatz der Guillotinirten, gefüllt war, als sie fielen, auf dem Cimetière des Errancis. Aber nicht lange, so ward auch auf diesem Kirchhofe ein Ballsaal errichtet, wel-

cher bis vor kurzem bestanden hat. Da riß man ihn nieder und baute nun Häuser an der Stelle; und Robespierre, über dessen Leiche die Revolution, das erste Kaiserreich, die Restauration, das Bürgerkönigthum und das zweite Kaiserreich noch getanzt, liegt jetzt vergraben und vergessen unter der Grundmauer irgendeines der Häuser an der Ecke der Rue du Rocher, nicht weit von der Rue St.-Lazare und der Chapelle Expiatoire, dort, wo die Asche der getreuen Schweizer und der getreuen Elisabeth ruht um die Gräber, in welchen die Leichen Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's unerkannt lange gelegen haben.

Nachdem am 21. Jan. 1793 Ludwig XVI., „ein abgehagerter Mann, in braunem Rock und mit langem Bart", auf der Guillotine gestorben war unter dem Rufe Santerre's: „Tambours!" und dem Rufe seines Seelsorgers, des Abbé Edgeworth: „Fils de St-Louis, montez au ciel!" — da verscharrte man seine Leiche, mit einem blutigen Strich um den Hals und, wie bei allen Guillotinirten, mit dem Kopfe unter dem Arm, irgendwo auf dem Kirchhofe der Madeleine, der sich hinter der Stelle ausdehnte, wo heute die Kirche der Madeleine steht. Mit grausamer Ironie hatte man gerade diesen Ort gewählt, um hier zuerst die am 10. Aug. gefallenen Schweizer und dann den König zu begraben; denn hier ruhten, seit damals dreiundzwanzig Jahren die unglücklichen Opfer des Tags, an welchem das in jener entschwundenen Zeit so enthusiastisch begrüßte junge Paar, der Dauphin und der Dauphine, ihren Einzug in Paris hielt — ominöser Tag, wo die Schaugerüste brachen und mehrere hundert Zuschauer unter ihren Trümmern begruben; man sagte, diese Verunglückten hätten den König und die Königin nachgezogen und ihnen gleichsam den Weg gewiesen. Hierher brachte man am 16. Oct. die Leiche der Königin, Maria Theresia's Tochter, die würdig ihres vorangegangenen Gemahls gestorben, — man warf sie auch irgendwohin auf diesen Kirchhof, und die Jahre rauschten vorüber. Aber eine treue Hand hatte den Ort bezeichnet, wo der König, und den andern Ort, wo die Königin ruhte. Ein schlichter Bürger von Paris, dessen Name aufbewahrt zu werden verdient, Monsieur Desclozeau, kaufte den Kirchhof, als er ex-

propriirt wurde; und indem er ihn in einen Garten verwandelte, ward es ihm möglich, ohne Verdacht zu erregen, Cypressen auf die Gräber der königlichen Todten zu setzen und sie mit Trauerweiden zu umgeben.

Als die Bourbonen heimgekehrt waren, machte der treue Hüter dem König Mittheilung von seinem Geheimniß; und es war am 19. Jan. 1815, als die beiden Särge der königlichen Dulder von 1793 wieder ans Tageslicht gebracht wurden. Welch ein Anblick, als die morschen Särge zum Vorschein aus der Erde kamen, als man die Breter öffnete, die Leichen fand — noch mit dem Strich um den Hals, da wo das Fallbeil den Kopf vom Nacken getrennt hatte!

Unter denen, welche dieser erschütternden Scene beiwohnten, befand sich auch François René Vicomte de Chateaubriand; einem der ältesten und edelsten, aber verarmtem Geschlecht entsprossen und geboren in einem der feudalen Schlösser der Bretagne, hatte er zu Versailles noch den letzten Schimmer der absoluten Monarchie in der Umgebung Marie Antoinette's gesehen. Als er dieser bezaubernden Frau zuerst vorgestellt ward, ergriff ihn, so erzählt er in seinen „Mémoires d'outre-tombe", eine Eigenthümlichkeit in ihrem Lächeln, welche er niemals wieder vergessen konnte. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution hatte er Frankreich verlassen, und während in der Alten Welt, seiner Heimat, die Monarchie zusammenstürzte, wanderte er durch den Urwald und an den Seen der Neuen Welt. Als er nach Frankreich zurückkehrte, da waren die Tage des Schreckens vorüber, und Napoleon herrschte. Dieser machte den Versuch, den berühmten Verfasser des „Génie du Christianisme" für sich zu gewinnen; aber das Herz sträubte sich dagegen, es gab keine Sympathie zwischen dem Imperator und dem Mann, der die Summe seines Lebens in diese Worte zusammengefaßt: „Wie die Wolken; gleichsam Schiffe; nur ein Schatten" (Sicut nubes; quasi naves; velut umbra). Er hatte sich dem Verständniß seiner Zeit entfremdet; aber eins hatte er nicht vergessen, eins war ihm treu geblieben, wie sich auch alles ringsum verwandelt hatte: das Andenken der holden, lächelnden Königin, wie er sie einst in den Gemächern von Versailles gesehen hatte. Die Erinnerung an die Eigenthümlich-

keit dieſes Lächelns war es, die ihn in den Stand ſetzte, die Leiche zu identificiren, als ſie am Morgen jenes 19. Januar nach einundzwanzig Jahren der Vergeſſenheit wieder ans Licht gebracht wurde: „Ueber all die Trümmer hinüber, die dazwiſchenlagen, erkannte ich in dieſen Zügen, obwol vom Tode gräßlich entſtellt, das Bild meiner Jugend wieder — das Lächeln der Königin!“

Dicht hinter der Madeleine, dieſem Tempel, welcher dem Ruhm der Großen Armee gewidmet werden ſollte, aber, beim Sturz des Kaiſerreichs unvollendet, dem Gott gewidmet ward, welcher mächtig iſt über den Ruhm und den Sturz der Fürſten — — dicht hinter der Madeleine, wenn man vom Boulevard Malesherbes rechts in die Rue Lavoiſier einbiegt, kommt man zu einem ſtillen Grundſtück, von Gittern eingeſchloſſen, mit einer kleinen Kapelle von weißem Stein in der Mitte und ganz umgeben von Raſen und Trauerbäumen, die auch im Winter grün ſind.

Dies war der Kirchhof der Guillotinirten, und der ſteinerne Bau, von dunkelm Grün umdüſtert, iſt die „Chapelle Expiatoire“, welche man dort „zur Sühne“ 1823 errichtet.

Es war an einem Sonntagmorgen im December, als ich hierherkam. Ueber den dumpfen Räderlärm von Paris hallten die Glocken zu mir herüber. Die Luft war feucht und blau. Mein Herz war voll von Erinnerungen. Von einem jungen Mädchen geführt, welches ernſt war, wie der Ort, an dem ſie lebte, ging ich durch die mit Buchsbaum bekleideten Beete zu beiden Seiten, unter welchen zahllos, namenlos, die Opfer der Revolution ſchlummern. Ich ſtieg die Stufen der Kapelle hinan, welche den Raum umſchließt, wo die beiden Gekrönten Ruhe gefunden nach einem qualvollen Leben und einem furchtbaren Tode. Zu meinen Füßen, in der Krypta, ſtand der Sarkophag, dieſe Stellen bezeichnend, und die Erde bewahrend, welche den Sarg des Königs und den der Königin umſchloſſen gehalten. Das ewige Licht brennt darüber. Hier wird alle Morgen um 9 Uhr eine Meſſe celebrirt; und jedes Jahr, immer an den Tagen des 21. Januar und des 16. October, ein Trauergottesdienſt gehalten, zu welchem jedermann kommen kann;

„aber nur noch sehr wenige kommen", sagte mir das Mädchen; „alle Jahre weniger." Unter den Grundmauern ist die Asche der Schweizer, mit denen sich die der frommen Elisabeth gemischt hat. Es war nicht möglich, ihre Identität bei den Ausgrabungen festzustellen. Doch hat man ihrer in dem Marmorbild nicht vergessen, welches der Königin, ihrer Freundin, ihrer Schwester in Leid und Kümmerniß, errichtet worden: die Königin, ein schönes Weib mit aufgelösten Haaren, in liliengesticktem Gewand, mit der Krone, die zu Boden gefallen — mit jenem Ausdruck irdischen Schmerzes im Gesicht, der sie festhielt noch im Entschwinden, als könne sie die Welt nicht verlassen, auf der ihre Kinder noch sind. Aber Madame Elisabeth, als Engel mit dem Kreuz, weist aufwärts gen Himmel, der sich öffnet, um sie zu empfangen; und gegenüber der König ist dargestellt, wie er im Gebet voll reiner Verklärung emporschaut und inbrünstig nach der Barmherzigkeit verlangt, die ihn erwartet — sein letztes Wort, sein Testament: „Je pardonne de tout mon coeur à ceux qui se sont fait mes ennemis." . . .

Ja mein Herz war voll von Erinnerungen! Tagelang war ich geschweift durch die ehemals königlichen Schlösser, welche jetzt, im Winter, sehr einsam waren. Das trübe Licht des kurzen Tages fiel herein durch die hohen Fenster und erleuchtete nur dämmerig die weiten, prächtigen Säle. An den Thüren überall standen die Pförtner in ihren gestickten Röcken; aber es war niemand da, außer mir, den sie empfingen. Von den Wänden sahen die Gemälde herab, die Porträts derer, die mir aus der Geschichte so wohl bekannt waren. Manch eines meiner Lieblingsgesichter erblickte ich darunter, die schönen Frauen des Großen Jahrhunderts, die feinen Köpfe, die ausgezeichneten Geister des folgenden. O welch eine Schar lachender, reizender, übermüthiger Gestalten sah da auf mich herab, während ich über das kostbare Parket schritt und durch die großen Scheiben von draußen her die düstere Landschaft blickte, der entblätterte Wald, das dunkle Gewässer, der bleiche Rasen vom Nebel gefeuchtet, und der graue Himmel. Wie waren da die Gärten von Versailles so still, die Pfade so

leer, die Grotten so verlassen, und so öde diese umfangreichen Rondels, wo keine Fontainen sprangen, keine Cascaden rauschten! Es war das winterliche Schweigen, die Einsamkeit, der Trauerflor in der Natur, der mich auf diesen Schauplätzen einer lange todten und entschwundenen Vergangenheit mehr bewegte, als der Sonnenschein, der Feiertag und die fröhliche Menge jemals vermocht. Da war ich auch in Kleintrianon. Der Himmel hatte sich gegen Abend geklärt. Im Westen ging die Sonne unter gelben Wolken nieder; im Osten kam der Mond herauf. Sein erster Strahl zitterte durch die Schalter, als ich die Gemächer betrat, in denen Marie Antoinette gelebt, da sie noch glücklich war. Noch standen die Sessel und die Möbel da, weiß mit grün; noch standen die Tische, die Teppiche bedeckten den Boden, das Lager war bereitet. Es schien als ob alles noch ihre Rückkehr erwarte. Auch die Uhr auf dem Kamin ging noch; aber der eine Zeiger war gebrochen, und die Uhr ging falsch. Das war es, was mich am tiefsten ergriff in Kleintrianon. Dann wandelte ich in sanftem Abendlicht durch den Park. Ein leises, lauliches Wehen streifte die Bäume, der Epheu an dem Schweizerhäuschen zitterte, die Lorberhecken flüsterten wie im Traum. Kein Mensch war hier zu erblicken, außer einem Soldaten, welcher, in den braunen Mantel gehüllt, in der Entfernung schilderte. Gelb von dem Widerschein des Himmels strahlte der See, und einige Schwäne ruderten geräuschlos auf seiner leuchtenden Fläche . . .

Man brachte die sterblichen Reste von Ludwig XVI. und Marie Antoinette nach St.-Denis, in den Dom. Dort ruhen sie nun in der Krypta, während die Gebeine der andern 25 Könige Frankreichs und die des Großen Monarchen darunter, nebst 10 Königinnen, 84 Prinzen und Prinzessinnen, von den Jakobinern des Jahres 1793 in zwei Kalkgruben geworfen worden sind. Wie lautete doch das Wort Bossuet's, des unerschrockenen Predigers, welches er, kühner als der Abbé, von dem wir geredet, in der Schloßkapelle zu Versailles vor Ludwig XIV. sprach? „Sire", sagte er, „die Königreiche müssen sterben, wie die Könige!"

Und sie sind gestorben; kaum daß sich von einigen noch die (1816) wieder zusammengesuchte Asche bewahrt hat in jenem

alten Dom, der sie alle überlebt, und in welchem in dem Augenblick, wo ich ihn besuchte, Kaiser Napoleon der Dritte sich und den Seinen ein Erbbegräbniß mauern ließ.

Die Herzogin von Angoulême, Marie Thérèse Charlotte, Tochter Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's, ward zwei Jahre nach dem Ende ihrer Aeltern der Freiheit und denen wieder zurückgegeben, mit denen das Band der Verwandtschaft sie noch auf Erden verknüpfte. Sie hat die düstern Eindrücke der Jugend niemals überwinden können: über der ursprünglichen Liebenswürdigkeit und Generosität dieser unglücklichen Frau lag ein Schleier der Melancholie und Unpopularität. Sie hat, man darf es nicht leugnen, zum endlichen Sturz der Bourbonen das Ihrige beigetragen. Aber doch hat sie der Lehren ihres Vaters nicht vergessen: sie war mildthätig gegen alle, auch gegen ihre Feinde; in der Liste ihrer Pensionäre befand sich der Name: Charlotte Robespierre. Es war die in Armuth halb verkommene Schwester des weiland Deputirten von Arras. Die Herzogin starb in der Verbannung, und ihr Leichnam ruht neben ihrem Gemahl, dem Sohne Ludwigs XVIII., und ihrem Oheim Karl X. in der Gruft von Castagnavizza bei Görz. Ueber das Schicksal ihres Bruders, des letzten Dauphin, Ludwig XVII. genannt, jenes unglücklichen Knaben, der im Temple unter Hunger und Mishandlungen verkam, ist man nicht genau unterrichtet. Soviel ist gewiß, daß er noch vor der Wiederkehr geordneter Zustände in Frankreich erlag, und man glaubt, daß er auf dem ehemaligen Kirchhof Ste.-Marguerite bestattet worden sei, bei der Kirche gleichen Namens, rechts von der Rue de Charonne, zwischen der Rue du Faubourg St.-Antoine und dem Boulevard du Prince Eugène.

Noch manche Grabstätten der Revolution finden sich außer den genannten in Paris. So der „Friedhof der Hingerichteten von Picpus" (Cimetière des suppliciés à Picpus), ein hochummauerter kleiner Gottesacker, der nun geschlossen ist, aber einen Thürhüter hat, der ihn für funfzig Centimes sehen läßt. Dieser Ruheplatz einer großen Anzahl von illustren Todten befindet sich in der Rue de Picpus, einer engen und obscuren Straße, rechts von der Barrière du Trône. Man verdankt die

Erhaltung deſſelben der Prinzeſſin Amalie von Hohenzollern, der Schweſter jenes unglücklichen Prinzen Salm, von dem wir in einem frühern Kapitel erzählt, daß er vier Tage vor dem Fall Robespierre's hingerichtet ward unter der Anklage: geheimer Agent der deutſchen Coalition gegen Frankreich zu ſein. Sie kaufte — wir entlehnen dieſe Notiz dem Buch des Hrn. Fournier — das dem Hinrichtungsplatz benachbarte Terrain, wo der Prinz mit dreizehnhundert andern Schlachtopfern ruhte, indem ſie hoffte, daß ſie ihn aus dieſem Haufen Geköpfter erkennen würde. All ihre ſchmerzliche Sorge war unnütz. Sie hatte nichts als den Troſt, dieſen Platz, welcher den Kanoniſſinnen von Picpus einſt als Kirchhof gedient hatte, von neuem conſecriren und mit Mauern einſchließen zu laſſen.

Man wird ſich erinnern, daß die Guillotine, nachdem die Pariſer des Anblicks der beſtändigen Hinrichtungen müde geworden, zu Anfang des Jahres 1794 von dem Revolutionsplatz (der heutigen Place de la Concorde) weit hinaus an das Ende der Stadt, nach der Barrière du Trône transportirt wurde. Dort arbeitete ſie gleichſam im ſtillen weiter, und einige von den edelſten und erlauchteſten Köpfen Frankreichs fielen dort, vor dem Schluß ihrer verhängnißvollen Thätigkeit, unter ihrem Meſſer. Ja, es ſchien, als ob ſie, des nahen Endes gewärtig, mit doppelter Schnelligkeit arbeiten wolle: Tag um Tag gingen die ſchauerlichen Conducte von der Conciergerie nach der Barrière „des umgeſtürzten Thrones", und man begrub die blutigen Cadaver in der Nachbarſchaft, auf dem ehemaligen Kirchhofe der Kanoniſſinnen. Hier ruhen die nicht genug zu beklagenden Opfer, welche, man könnte ſagen, nur aus einem Irrthum gefallen: dicht vor dem tragiſchen Ende Robespierre's, welches mit einem Schlag auch die Guillotine zum Stillſtande brachte. Hier ruht André Chénier, Frankreichs erſter Romantiker, der größte von allen Dichtern der Revolution, der ihr Morgenroth mit Enthuſiasmus grüßte, aber, als es ſich in Blut verwandelte, voll hohen Muthes Front machte, die Männer des Schreckens mit allen Waffen der Poeſie, des Geiſtes, des Witzes, des Ingrimms zuletzt bekämpfend — und in dieſem Kampfe ſtarb. Sein ſchönſtes Gedicht (es iſt von Emanuel Geibel überſetzt) ſchrieb er im

Gefängniß von St.-Lazare, das berühmte „Lied von der jungen Gefangenen" (La jeune captive): „der melodiöseste Seufzer, der jemals aus der Spalte eines Kerkers gedrungen ist", sagt Lamartine. Die junge Gefangene war das Fräulein von Coigny, Herzogin von Fleury, der er einen „Cultus des Enthusiasmus und der Ehrfurcht widmete, noch rührender durch den Schatten des frühzeitigen Todes, welcher bereits diese Räume bedeckte". In seinem letzten Gedicht, kurz vor seinem Tode, beschrieb er in wunderbar reizenden Versen den Gang des Uhrzeigers, wie er seinen traurig-unerbittlichen Weg bis zu dem Moment vollendet, wo die Hand des Todes sein Auge zudrücken würde. Dieser Uhrzeiger wies auf eine von den Morgenstunden des 25. Juli 1794. Als er auf dem Schaffot stand, schlug er sich mit der Hand vor den Kopf: „C'est pourtant dommage", rief er, „car il y avait encore quelque chose là!" Hierauf rollte der Kopf nieder, und manch ein großes ungesungenes Lied mit ihm — zwei Tage vor dem 9. Thermidor, der ihn gerettet haben würde! Acht Tage vorher fiel ein anderes Opfer, welches vielleicht noch grausamer war: eine Montmorency, die letzte Aebtissin von Montmartre. Sie war eine hohe Achtzigerin und vor Alter blind und taub. Als die unglückliche Dame vor dem Revolutionstribunal stand, konnte sie die an sie gerichteten Fragen weder hören noch beantworten. Einer der Geschworenen machte den öffentlichen Ankläger darauf aufmerksam, und wagte zu bemerken, daß gegen eine Greisin, welche blind und taub sei, sich die Anklage eines Complots nicht wohl aufrecht erhalten lasse. Aber Fouquier-Tinville rief: „Qu'importe? Elle a conspiré sourdement!" .... und schon andern Tags lag ihr Leichnam auf dem Kirchhof von Picpus.

Der Kirchhof von Picpus ist daher den Legitimisten noch immer heilig. Hierher haben sich viele von den Montmorencys und Noailles tragen lassen, um ihre Asche mit derjenigen der Opfer zu mischen, welche die Revolution ihren Häusern genommen. Hierher ließ sich auch (1834), um bei seiner Gemahlin zu ruhen, deren Vater, der Herzog von Ayne, einer von den dreizehnhundert Geköpften war, Lafayette tragen — er, der als der erste das Schwert der Revolution aus der Scheide gezogen; und

hierher ward erst vor drei Jahren der Leichnam des Herzogs von Lévis gebracht, welcher zu Venedig in der Umgebung des Grafen von Chambord gestorben.

Eine andere von diesen Stätten, schmerzlichster Erinnerungen voll, ist in diesem Augenblick dem Untergang geweiht, vielleicht schon verschwunden, indem ich schreibe. Es ist die sogenannte „Kapelle der Märtyrer" (Chapelle des Martyrs), letzter Rest des Karmeliterklosters der Rue de Vaugirard. Hier fand jene massenhafte Niedermetzelung der Priester statt, die gräßlichste Episode der Septembermorde; der Fußboden der Kapelle trug noch nach fünfundsiebzig Jahren die Blutspuren jener schaudervollen Tage. Die Bänke waren noch ganz mit dunkeln Flecken des Bluts, das sie eingesogen, bedeckt; und da, wo später der Altar aufgestellt ward und wo man ihn bis zuletzt sah, zeigte die Mauer von unten auf eine schwarze Färbung, die der Zeit nicht wich: das Blut der Ermordeten, welche dort, vor ihrer Verscharrung, haufenweise so hoch aufgeschichtet lagen! Nach diesen Gräuelthaten ward das Kloster an den ehemaligen Gärtner desselben vermiethet, welcher darin einen Ball etablirte, „le bal à tilleuls". Etwas später, gegen Ende des Jahres 1793, ward es in ein Revolutionsgefängniß verwandelt. Der Verfasser hat noch hinter umfangreichen Mauern den großen und düstern Garten gesehen, in welchem einst die Gefangenen promenirten, die alten hohen Bäume, die Rasen, die umgestürzten Fontainen. Man hat ihm einen Eibenbaum darin gezeigt, welcher alle Jahre, bei der Wiederkehr des Septembertags, von dem zweiten auf den dritten, Blut schwitzen, und einen andern Baum derselben Gattung, unter welchem man die Gemordeten tief vergraben haben soll. In diesen Gängen und unter diesen Bäumen irrten drei schöne Frauen, welche hier Freundschaft schlossen und, schon dem Tode geweiht, doch das Licht und das Leben noch einmal grüßen sollten: Lady Grace Dalrymple Elliott, dieses holdselige Weib aus Schottland, deren Geschichte ich anderswo erzählt habe; die Gräfin Cabarrus, welche von Tallien geliebt und später seine Gemahlin, der eigentliche Grund zum Sturz Robespierre's ward, und Josephine Beauharnais — bestimmt, die Gattin Bonaparte's, die Kaiserin Josephine zu werden; die er liebte,

selbst als er sich von ihr getrennt hatte; die sein Schutzgeist war, von dem er sich nicht ungestraft losgesagt . . .

Flüchtig, an ihrer Gruft bei Malmaison, stand der Kaiser nach dem Unglückstage von Waterloo. Vollzogen hatte sich das Schicksal an ihm, welcher der Revolution, seiner Vergangenheit und der Tochter des französischen Volks untreu geworden war, um durch seine Vermählung mit einer österreichischen Erzherzogin in die Reihe der legitimen Fürsten einzutreten. Hier, in Rueil, an Josephinens Grabe, mag er den Irrthum seines Lebens bitter beklagt haben. Aber es war zu spät: sie war am 29. Mai 1814 gestorben und er — auf dem Wege nach St.-Helena.

Doch das Grab wird die beiden lange Getrennten vereinigen: in der Kaisergruft von St.-Denis, sobald sie vollendet, werden Josephine Beauharnais und Napoleon Bonaparte sich wiederfinden.

Jetzt noch ruht des Kaisers Asche im Invalidendom. — Wenn man rückwärts denkt, fühlt man sich nicht versucht zu sagen: daß diese Asche des todten Kaisers der mächtigste Bundesgenosse des lebenden Kaisers gewesen, sein Herold? Guizot erzählt in dem Theil seiner „Mémoires", welcher seinen Aufenthalt am Hofe von St.-James und seine Verhandlungen mit demselben wegen der Zurückführung der Leiche Napoleon's von St.-Helena nach Frankreich schildert: daß der Prinz Ludwig Napoleon, der damals das Leben eines Abenteurers in London lebte, ein Schiff ausgerüstet habe oder ausrüsten wollen, um dem Prinzen von Joinville den Sarg, in welchem sein Oheim ruhte, auf offenem Meere abzunehmen. Wie thöricht, wenn der Prinz, der sich gegenwärtig „durch die Gnade Gottes und den Willen der Nation Napoleon III." nennt, einen solchen Gedanken gehegt oder auszuführen versucht!

Man muß nur die Schilderungen jener uns noch so nahen Zeit lesen, um zu begreifen, daß nichts hätte geschehen können, um den Enthusiasmus des Volks für den Kaiser und das Kaiserthum so gewaltig anzufachen, als jenes „zweite Begräbniß Napoleon's". Wie ein Geist ging da das erste Kaiserthum

durch Frankreich, um es vorzubereiten für das zweite! Da sah man die kaiserlichen Farben wieder, welche die Herzen entzündeten; das kaiserliche Wappen, das „N" mit der Krone, die kaiserlichen Bienen und die kaiserlichen Adler! Pferde in kaiserlichem Geschirr zogen den Trauerwagen, welcher bedeckt war mit dem kaiserlichen Violett; Kutscher in den kaiserlichen Livreen führten die Pferde, — unter den alten Röcken der Invaliden klopften noch einmal die Herzen hoch auf, aus ihren Gräbern erhoben sich die Marschälle — und Bertrand lebte noch! Es war ein Triumphzug, wie ihn der mit allen Lorbern Europas gekrönte Sieger niemals stolzer erlebt — als er einzog, zwanzig Jahre nach seinem Tode, am 15. Dec. 1840, in seinem Sarge, wie man ihn bei der Oeffnung seines Grabes auf der Felseninsel gefunden: die Züge seines Gesichts fast noch unverändert, die Hände weiß und fein und außerordentlich schön, und sein Costüm das alte, wohlbekannte, dessen Farben nur wenig gelitten. So zog er in Frankreich ein, ein Todter, aber dennoch sein wahrer Herrscher, sein Kaiser, und trotz allem, was er gethan, der Abgott seines Volks, — und überall ward gerufen: „Vive l'Empereur!" — und überall auf seinem Wege kamen die Bauern herbei und knieten und weinten und beteten an seinem Sarge ...

Manch einen Irrthum hat Ludwig Philipp, dieser gute, schwache Mann, begangen, manch ein fehlerhaftes Wort gesprochen: aber keins, das verhängnißvoller für ihn werden sollte als dieses, welches er am 15. Dec. 1840 sprach, indem er in der Invalidenkirche auf die Anrede seines Sohnes Joinville: „Sire, ich bringe Ihnen den Leichnam des Kaisers Napoleon", erwiderte: „Ich empfange ihn im Namen Frankreichs."

Mit diesen Worten bewillkommnete er, zwölf Jahre voraus, das zweite Kaiserreich, welches über seine Dynastie hin zur Tagesordnung ging.

Er ruht jetzt in der Verbannung, in fremder Erde, bei Weybridge in England, da wo der Wey in die Themse fließt, und der Sarg von rothem Granit, der Napoleon's Asche um-

schließt, steht im Dom der Invaliden, von den Fahnen seiner siegreichen Schlachten umgeben und von den alten Stelzbeinen bewacht, in deren Herzen sein Bild immer leben wird. Bertrand und Duroc stehen, als todte Schildwachen, vor dem Grabe des todten Kaisers; und über der Bronzethür, die zur Krypta führt, liest man die Worte seines Testaments: „Ich wünsche, daß meine Asche ruhen möge an den Ufern der Seine, in der Mitte dieses französischen Volks, welches ich so sehr geliebt."

Und die Seine fließt still vorüber, und auf der Esplanade rauschen die Bäume, und an den Gittern, neben den grünen Kanonen, stehen die Invaliden, und die Sonne von Paris schimmert golden um den Sarg des Kaisers...

Wenn es für denjenigen, welcher sich im dunklen Schos der Katakomben befindet, möglich wäre, geradeswegs zur Oberwelt emporzusteigen, so würde der Garten des Luxembourg genau der Ort sein, wo das Tageslicht ihn wieder begrüßt. Eine reine Luft, erfüllt mit dem süßen Geruch der Blumen, würde seine Stirn anwehen und sein Auge schwelgen in ihrem wohlthätigen Farbenreichthum. In sorgsam gepflegten Beeten würden die Scharlach-Pelargonien prangen, die stolze „Gloire de Paris" ihr Blütenfeuer öffnen; er würde zwischen Lorber, Orangen und Myrten die Kinder sich tummeln, auf breiten, schattigen Wegen die hübschen Damen und die Studenten wandeln sehen. Er würde die sonnigen Boulevards und Avenuen erblicken, welche der Strömung der Luft und des Lichts in die dumpfen und verstockten Quartiere der Lumpensammler so weit Bahn gebrochen, daß es ihnen verstattet ist, um ihre Flanken wenigstens frei zu spielen, wenn nicht weiter. Es würde, mit einem Wort, auch hier das neue Paris um ihn sein, mit den Wohlthaten, die es der Gesundheit, der Reinlichkeit und dem Comfort seiner Bevölkerung unzweifelhaft gebracht hat.

Mercier, welcher den ersten Theil seines großen und von uns so oft genannten Werks über Paris vor der Verlegung der Kirchhöfe geschrieben („Tableau de Paris"; den zweiten:

„Le nouveau Paris", schrieb er während und nach der Revolution), klagt in den bitterſten Ausdrücken über die ſchlechte Luft und das ſchlechte Waſſer, natürliche Folge des damaligen Zuſtandes der Stadt:

„Enge, ſchlecht durchbrochene Straßen; zu hohe Häuſer, welche die Circulation der Luft hemmen; Schlächtereien, Fiſchereien, Goſſen und Kirchhöfe verurſachen, daß die Atmoſphäre ſich mit unreinen Stoffen erfüllt und, eingeſchloſſen wie ſie iſt, ſchwer wird und bösartig wirkt. Die Häuſer auf den Brücken hindern den Luftſtrom über den Fluß. Ein Leichengeruch weht peſtartig um alle Kirchen, und der Auswurf der ganzen Stadt läuft durch Goſſen und Bäche während der Nacht in die Seine, aus welcher am Morgen die Waſſerträger das Waſſer in ihre Eimer füllen, welches die Pariſer trinken."

Jetzt ſind die arteſiſchen Brunnen, die Waſſerleitungen und das Kloakenſyſtem von Paris vielleicht diejenigen Bauten, welche die größte Bewunderung verdienen. Denn ſie entziehen ſich dem Blick, und ſelbſt der ſtrengſte Beurtheiler kann von ihnen nicht ſagen, daß ſie für die Schau berechnet ſeien. Und doch bilden ſie ein Paris unter der Erde, das dem Paris über der Erde in ſeinem ganzen Umfang entſpricht, oder doch nach der Vollendung dieſer rieſenhaften Arbeiten entſprechen wird. Straße für Straße findet ſich da unten wieder, Platz um Platz, ja jedes Haus; und auf irgendwelchem Punkte dieſer unterirdiſchen Stadt könnte man ganz genau die Nummer und die Zahl der Stockwerke des Gebäudes beſtimmen, welches ſich über demſelben erhebt. Wie in dem einen Paris die großen Brücken über den Strom gehen, ſo gehen in dem andern Paris die gewaltigen Eiſentuben durch den Strom, und überall, ſo weit dieſes Röhrennetz unter der Erde correſpondirend mit dem Straßennetz über der Erde ſich verzweigt, laufen in mäßiger Höhe Galerien für die Arbeiter, welche hier keineswegs den verderblichen Einflüſſen der Ausdünſtungen preisgegeben, ſondern — in dieſer Beziehung immer noch beſſer ſituirt als die Bewohner des überirdiſchen Paris zu Mercier's Zeiten — durch viereckige Einſchnitte in den Boden, welche ſich in regelmäßigen Entfernungen wiederholen, Luft und Licht von oben empfangen. Zweihundertunddreißig Mann bilden die Bevölkerung dieſes

unterirdischen Paris, welches — nach dem, was wir gesagt haben und was von Veuillot bestätigt wird (er muß es wissen) — kein ganz schlechter Aufenthalt sein kann. Mit großen Schuhen und Laternen gehen sie hier, wie in ihrem Element; haben hier ihre kleinen Werkstätten, ihre kleinen Magazine und ihre kleinen Asyle, für den Fall, daß ein Gewitterregen auf der Oberwelt plötzlich den unterirdischen Strom schwellen sollte. Das Gesammtvolumen desselben sammelt sich in einem ungeheuern Reservoir, welches sich unter der Place de la Concorde befindet, und wird von da, immer in Untergrundkanälen, nach einer Stelle hinter Asnières geführt, wo es sich in die Seine stürzt, sodaß nicht blos die Stadt, sondern auch das Wasser durch diese neue Anlage gereinigt ist. Die Ausdehnung derselben ist in ihrer ganzen Größe berechnet auf 700000 Meter, von denen im Jahre 1862 etwa 200000 und zu Ende des Jahres 1866 400000 Meter vollendet waren: eine Länge, welche der von 50 deutschen Meilen entspricht! Dazu kamen, damals schon, 100 Meilen Wasserleitung, welche 1300 Straßenbrunnen (zum Reinigen der Straßen und Besprengen) speisten, während die Reservoirs der Trinkwasserleitung allein eine Länge von 16 deutschen Meilen ergaben, 4 artesische Brunnen und Dampfmaschinen mit einer Stärke von zusammen 2000 Pferdekraft das Wasser in die Stockwerke und Fontainen emportrieben. Funfzig Meilen Gasleitung, welche 40000 Straßenlaternen und unmöglich zu zählende Flammen in den Häusern, Hotels, Magazinen und Gärten ernähren, vollenden das Röhrensystem. Wie in dem menschlichen Körper liegen hier die Kanäle, welche den Nahrungsstoff einführen, neben denjenigen, welche den Rest ausscheiden; und arbeitend mit der Genauigkeit einer Maschine, thun sie alles, um das Wohlbefinden allgemein zu machen in dieser Stadt, die bisher nur einen Kopf, ein Gesicht, ein Herz und — einen Magen hatte!

Dieser Blick in das unterirdische Paris genügt, um einen Begriff von der Großartigkeit desselben zu geben und den Unterschied zu constatiren zwischen dem heutigen Paris und dem Paris des vorigen Jahrhunderts, in welchem die Lebenden keinen Raum hatten, um zu athmen, und die Todten keinen, um zu verwesen.

Die drei großen Friedhöfe von Paris, welche gegenwärtig in Benutzung sind, liegen an den äußersten Ecken der Vorstädte gegen Süden, gegen Norden und gegen Osten.*)

Der Südfriedhof, Cimetière du Montparnasse, liegt an der Barrière d'Enfer (d. h. da, wo bis vor kurzem diese Barrière gewesen), nicht weit von dem Eingang der Katakomben.

Er ist der jüngste und darum ohne Zweifel auch der am besten gepflegte von den drei großen Friedhöfen; er macht den Eindruck eines Gartens, in welchem die schönen Blumen und die Bäume, die Cypressen, die Linden und die Trauerweiden die Gräber fast verdecken. Die Todten haben sich hier noch nicht so gedrängt, um der eine dem andern diesen letzten Fleck Erde, den die Welt für uns hat, streitig zu machen. Hier ist weniger monumentale, steinerne Pracht, als auf den beiden andern Friedhöfen: die Natur mit ihrem sanften Grün und ihren melodischen Farben breitet sich über die Herzen, welche aufgehört zu schlagen, und spricht in süßen Tönen des Trostes zu denen, welche noch zwischen Zweifel und Hoffnung ein paar Jahre zu schlagen haben. Hier gibt es wenig große Namen zu lesen auf den schlichten Marmorsteinen, welche, im Winter von Immergrün und im Sommer von Blumen umkränzt, auf den Gräbern liegen: kaum ein halbes Dutzend, die man all-

*) Diese Friedhöfe, wiewol sie zur Zeit ihrer Eröffnung vor etwa 70 (Montmartre), 63 (Père-Lachaise) und 43 Jahren (Montparnasse) noch außerhalb der alten (Zoll-) Mauer von Paris lagen, sind doch, nach dem Fall der Barrièren und durch die inzwischen immer gewachsene Ausdehnung der Stadt von derselben umzingelt worden, sodaß man nicht mehr sagen kann, daß sie außerhalb derselben liegen. Man hat deswegen bereits den Plan gefaßt, einen großen Centralfriedhof auf meilenweite Entfernung von Paris anzulegen und ihn mit der Stadt durch eine Eisenbahn zu verbinden, wie dies z. B. in London mit der Nekropole von Woking (in welcher Johanna Kinkel ruht) schon lange der Fall ist. Nach diesem Plane, welcher, wie man sich aus den Zeitungen erinnern wird, in einer Senatssitzung vom 4. April 1867 zur Sprache kam, beabsichtigt man dem neuen Friedhof einen Umfang zu geben, welcher angenommen selbst, daß die Bevölkerung von Paris auf drei Millionen stiege, dennoch jedem Grabe die Unverletzlichkeit für 50 Jahre garantirt, während gegenwärtig jedes Grab, welches nicht Erbbegräbniß, gesetzlich nur für fünf Jahre geschützt ist.

gemein kennt, wären zu nennen, darunter aber derjenige der Soeur Rosalie, welche, solange sie gelebt, in der Gegend dieses Friedhofs das reichste Feld ihrer Thätigkeit gefunden.

Denn die Quartiere von St.-Jacques, St.-Michel und St. Marcel sind ringsumher; man kann sich keinen stärkern Contrast denken, als zwischen der Stille, der einfachen Schönheit des Friedhofs und dieser von den niedrigsten Volksklassen dicht bevölkerten, tumultuösen Nachbarschaft: es sind wahrhafte Höllenbreughel'sche Bilder. Die kleinen und miserabeln Häuser sind mit gelbem Ocher angestrichen, mit grünen Schaltern versehen; das dritte Haus jedesmal ist eine Weinschenke oder Restauration, und die Gäste derselben sind darum nicht weniger lustig, daß unter ihnen die Katakomben gähnen, vor ihnen, dicht aufmarschirt, dichter als in irgendeinem andern Theil der Stadt, die Krankenhäuser, die Armenhäuser, die Gefängnisse stehen und hinter ihnen der große Friedhof liegt. Ja, die lustigste Straße von allen, die sogar den Namen der Lustigkeit führt (sie heißt Rue de la Gaîté), in der die meisten Kneipen sind und darum auch bei Tag und bei Nacht die meisten Betrunkenen, läuft in ihrer ganzen Länge neben diesem Friedhofe hin, und das Zechgelage geht hier buchstäblich mit den Leichenconducten Hand in Hand. Die „Straße der Lustigkeit" bildet die Verbindung zwischen dem Boulevard de Montrouge und der Chaussée du Maine, „und der Name ist gut gewählt", sagt Alfred Delvau („Cafés et cabarets de Paris"); denn, sagt er, vom Morgen bis zum thauigen Abend trinken die Leute darin und halten Feiertag; aber der Name paßt weniger, wenn man für einen Augenblick bedenken will, daß gerade hinter den gedrängt nebeneinanderstehenden Häusern der Gastfreundschaft der ungeheuere Südfriedhof ist, auf welchem Stunde nach Stunde nicht weniger gedrängte Haufen von Gästen ankommen, welche nie mehr zurückkehren, und welche in der That nur noch im Stande sind, die letzte, lange Ruhe der Todten zu genießen. . . .

Hier ist das Cabaret de Richelieu und der beiden Edmonds; das Café der tausend Säulen und der wahren Freunde, und hier ist vor allem jenes berühmte Speiselocal „Californien", wo in einem langen, niedrigen und räucherigen „Saal" täglich

5000 Portionen gegessen werden. Die Gäste, die man dort antrifft, sind Bettler, Diebe, Lumpensammler, Arbeiter, Soldaten, Marktleute; diese haben Sitzplätze und bezahlen. Aber es gibt auch Kunden, die auf der Erde kriechen und nicht bezahlen, die, zwischen den Beinen jener, den Abfall sammeln und dasjenige, was sie nicht selbst davon verzehren, an die Barrièren tragen und ihren noch hungerigern Kameraden — verkaufen! Das Wörterbuch von „Californien" ist besonders reich an Ausdrücken, um zu sagen, daß jemand gestorben sei: „er hat seine Pfeife zerbrochen"; „er hat geklatscht"; „er ist geflohen"; „er hat den Geschmack des Brotes verloren"; „er hat seine Zunge verschluckt"; „er hat sich in Breter gekleidet"; „er ist fortgeschlüpft"; „er hat den Ball von der Bande abgespielt" (aus dem Billardspiel entnommene Metapher); „er hat seine Seele ausgespien" . . . .

Kann es uns wundernehmen, daß eine solche Roheit den natürlichen und, wir möchten sagen, den heiligen Schauder vor dem Tode gänzlich zerstören muß, und daß von den 1100 Selbstmorden, welche durchschnittlich des Jahres in Paris vorkommen, 400 allein in Kneipen von der Art, wie wir sie geschildert haben, begangen werden?

Es gibt wol keine zweite Wissenschaft, so traurig und so genau, wie die Statistik. Sie hat uns wenig zu sagen, was uns trösten könnte; desto mehr, was uns deprimirt, indem sie den freien Willen der Menschen unter das eiserne Gesetz der Zahlen zu beugen scheint. Ein großer Statistiker hat selbst gestanden, daß das Budget der Schaffote, Bagnos und Gefängnisse mit mehr Sicherheit eingeht, als das der Finanzen eines Staats.

Nirgends ist die Statistik der Selbstmorde mit größerer Aufmerksamkeit verfolgt worden, als in Frankreich; und nirgends hat sie erschreckendere Resultate geliefert. Doch vielleicht ist in diesen melancholischen Berechnungen, welche die steigende Ziffer constatiren, etwas enthalten wie eine Ehrenrettung der Selbstbestimmung, indem ganz dunkel und wenigstens hier in Paris, in Frankreich, ein Zusammenhang zu erkennen ist, eine Proportion zwischen jener Zahl und den Zuständen. Wenn man nämlich hört (und wir legen unsern Betrachtungen den officiellen

Bericht des Hrn. Alfred Legoyt, Director des kaiserlich statistischen Bureau, zu Grunde), wenn man hört, daß im Jahre 1827 auf 10000 Lebende 5 Selbstmörder, und immer in gräßlichem Schritt zunehmend, im Jahr 1860 auf dieselbe Zahl mehr als doppelt so viel, nämlich 11 Selbstmörder kamen: so wird man nicht umhin können, die politische Aufregung, die inzwischen sich in immer stärkerm Maße geltend gemacht, den unbegrenzten Ehrgeiz, den unmäßigen Durst nach Gold und die alles überschreitende Speculation für eine Erscheinung mit verantwortlich zu machen, die auf diese Weise zum Theil wenigstens von einer mathematischen auf eine moralische Grundlage gestellt werden könnte. Gern wollten wir dieses Opfer der Gegenwart bringen, könnten wir dadurch der weniger nervösen Zeit, die wol einmal nach uns kommen wird, einen Theil ihrer Freiheit wiedergeben: dieses Geständniß unserer Schuld, welches die Tyrannei der Zahl erschüttern würde!

Man hat eine Abhängigkeit von der Jahreszeit, den Witterungsverhältnissen, der Tagesstunde, dem Lebensalter, dem Geschlecht zugestanden. Man hat gefunden, daß die Zahl der Selbstmorde steigt bis zur Mitte des Jahrs und von der Sonnenwende wieder abwärts fällt; sie war in Frankreich am niedrigsten im Januar, am höchsten im Juli. Die regelmäßigen Stunden für den Selbstmord sind am Morgen, von 6 — 12; zwischen 12 und 2 kommen im Verhältniß am wenigsten Selbstmorde vor, sodaß es sich, wie es scheint, mit einem vollen Magen nicht nur schwer studiren, sondern auch — schwer sterben läßt. Der Hang zum Selbstmord wächst mit dem Lebensalter und erreicht seine höchste Grenze nach dem vollendeten siebzigsten Jahre; die Zahl der männlichen Selbstmörder ist fast überall dreimal so groß als die der weiblichen: das Verhältniß in Frankreich ist wie 307 Männer zu 100 Frauen. In der Wahl der Waffen ferner läßt sich ein gewisser Einfluß des Gewerbes und des Geschlechts nicht verkennen: selten oder nie wird eine Frau zu Pulver und Blei, zum Messer greifen. Die gebräuchlichsten Mittel für beide Geschlechter in dem angedeuteten Verhältniß sind der Strick, das Wasser, wozu auch in neuester Zeit der Kohlendampf und die zermalmenden Räder der Locomotive gekommen sind. . . .

Der Ort in Paris, wo wir die Opfer dieses geheimnißvollen Todes am meisten erblicken, ist die Morgue. Die Morgue (so genannt nach einem altfranzösischen Wort, welches „das Gesicht" bedeutet) ist nicht allein zur Aufnahme der Selbstmörder bestimmt, und es wird wol niemals ermittelt werden können, in welchem Verhältniß die Zahl der darin aufgenommenen Verunglückten zu der Zahl derjenigen steht, die sich selbst den Tod gegeben. Denn die Mehrzahl der in der Morgue ausgestellten Leichname kommt aus dem Wasser; und nur das Auge, welches auch in die Nacht menschlicher Herzen zu schauen vermag, weiß, wer von denselben den Tod darin gesucht, wer ihn nur durch ein Unglück darin gefunden. Jeder Leichnam, der im Wasser, am Wasser, in der Straße oder im Umkreis der Polizeipräfectur von Paris gefunden worden, ohne daß sich die Identität desselben nachweisen ließe, wird zuerst in die Morgue gebracht; und ein Anblick, schauerlich genug, ist es, die der Menge so wohlbekannte Tragbahre, von flatternden Vorhängen umschlossen, daherschwanken zu sehen. Aber dieses Schauspiel, wie jedes andere, zieht die Menge herbei: Neugierde, jener düstere Zug der Menschennatur, die Lust am Gräßlichen, die meisten; ein tieferer Grund, Angst um einen Vermißten nur die Minderzahl, wiewol doch das System so wirksam ist, daß z. B. im Jahre 1863 nur 61 hier ausgestellte Leichen unerkannt blieben.

In frühern Jahren (seit 1804) war die Morgue am Pont St.-Michel, dicht vor dem Eingang zu Notre-Dame. Nichts war niederdrückender für das Gemüth, als diese Nachbarschaft; nichts beleidigender für das Auge, welches von dieser Stätte der Verwesung zu jenen Figuren voll idealer Schönheit blickte, die das Portal der Kathedrale schmücken. Durch die Seele ging ein bitterer Widerspruch zwischen dem, was sie sah, und dem, was sie zu glauben liebte.

Jetzt hat man die Morgue weit hinter die Kathedrale gesetzt; aber sie ist, nur höher hinauf, am Ufer der Seine geblieben, welche ihr so viele Gäste liefert. Sie ist besser erleuchtet und besser gebaut als die vormalige: von Stein und auf allen Seiten frei. Sie ist ein kleines, flaches Gebäude, welches in seinem Aeußern durch keine Spur seine traurige

Bestimmung verräth. Durch die beiden Thüren, welche sich unter einem Vorbau geräuschlos öffnen und schließen, kommt und geht unaufhörlich das Volk von Paris. Es sind immer Zuschauer da, nicht blos aus der niedrigen Klasse; es scheint fast, als ob jeder, der gerade vorübergeht, seinen Besuch darin mache. Das kleine Haus hat seinen Portier und rechts und links seine Bureaux. Den Hintergrund bildet das sogenannte „Museum", in welchem die Leichen ausgestellt sind. Zu ihrer Aufnahme sind hier in zwei Reihen hintereinander zwölf schwarze Marmortafeln von der Gestalt und dem Umfang niedriger Tische, je sechs in einer Reihe. Auf diesen Tafeln, ungefähr 1 Fuß über dem Erdboden, liegen die Leichen, den Kopf erhöht, das Gesicht auf der Brust, die Arme dicht am Körper ausgestreckt, die Hände offen, die Augen geschlossen. Das Wasser rieselt beständig über sie dahin, um sie frisch zu erhalten während der drei Tage, welche das Gesetz vorschreibt. Eine Barrière trennt sie von der Halle, in welcher das Publikum bis zu einem eisernen Gitter ganz nahe herantritt. Das Publikum hat nur während der Tagesstunden Zutritt; aber die Leichen werden immer angenommen, sei es Tag oder Nacht. Sie werden zunächst gereinigt, von Blut, von Schlamm oder welchen andern Spuren ihres schrecklichen Todes immer; man nennt das in der Sprache der Morgue: „ihre Toilette machen". Dafür ist ein eigener Raum mit einem großen Bassin von harten Steinen und reichlichem Wasservorrath bestimmt; hier wäscht man auch die an den Unglücklichen vorgefundenen Kleidungsstücke, die später ausgehängt werden. Ein anderer Raum mit Desinfectionsapparaten ist für die ärztliche Besichtigung. Von hier kommen sie nackt zur Ausstellung auf die Marmortafeln des „Museums der Todten"; ihre Kleider werden über ihnen aufgehängt, und diese bleiben, zur etwa später noch möglichen Recognition, nachdem die ehemaligen Träger derselben längst fortgeschafft worden. Nach drei Tagen kommen sie in einen andern Raum, der für sie und die schon bei der Auffindung in einem zu vorgerückten Zustande der Verwesung befindlichen Leichen bestimmt ist. Dies ist ihre letzte Station: von hier aus werden sie, in Packleinwand gehüllt, in einem kleinen schwarzen Wagen von der Form eines Pulver-

wagens nach dem Friedhofe gefahren. Ein Anschlag auf beiden Seiten der Wand wendet sich an das Publikum mit der Aufforderung, jede Spur, die zur Erkennung der Todten führen könne, mitzutheilen, und versichert ausdrücklich, daß dies mit keinerlei Kosten für den Informanten verknüpft sei. Die Zahl der in der Morgue Eingelieferten bewegt sich in Proportionen, welche der Zunahme der Bevölkerung von Paris und der moralischen auf die Bevölkerung wirkenden Einflüsse analog sind; — sie bestätigt obendrein die Richtigkeit der von der Selbstmordstatistik aufgestellten Sätze (woraus wiederum vielleicht ein Rückschluß auf die so zweifelhafte Todesart der in der Morgue Ausgestellten möglich wäre). Im Jahr 1854 betrug das Contingent der Morgue: 289, nämlich 238 Männer, 51 Frauen; im Jahr 1863: 346, davon 277 Männer, 69 Frauen; im Jahr 1865: 376, und zwar 318 Männer und nur 58 Frauen.

Ich habe niemals Frauen in der Morgue ausgestellt gesehen, wiewol ich diesen Schauplatz des Gräßlichsten, was Paris zu zeigen hat, mehrmals aufgesucht habe. Ich erinnere mich nur dieses Unterschieds sehr wohl: daß ich, in Uebereinstimmung mit der Statistik, im hohen Sommer die Tische fast immer voll gefunden, und daß ich, als ich zuletzt dagewesen, mitten im Winter, nur vier Leichen auf dem Marmor sah — vier Männer: einen Greis, der dalag mit etwas wie dem Lächeln der Zufriedenheit um seine dünnen, festgeschlossenen Lippen; einen schönen, kräftigen Dreißiger, das blonde Haar hinter das Ohr gestrichen, der volle Bart die Brust zur Hälfte bedeckend; ferner einen sehr finstern Mann aus der Mitte der Funfziger, und endlich einen, der vom Grundsand, wie es schien, des Wassers so zerrieben und zerschunden war, daß ich ihn nicht ansehen konnte. Ueber ihnen, von der Decke herab, in der grauen Dämmerung des Nachmittags, hingen an Haken und Stangen zahllose blaue Kittel, Hemden, Hosen und Stiefel, rein gewaschen, aber zerfetzt und verblichen — in der That ein Museum menschlicher Hinfälligkeit, welches die Seele mit Gram und Schauder füllt.

Wenn man den Friedhof Montparnasse mit seinem Grün und seinen Blumen einen Garten nennt, so darf man sagen, daß der Père-Lachaise einer Stadt gleiche. Hier wohnt der Tod in marmornen Palästen; hier sind ihm hohe Denkmale, stolze Monumente, Säulen und Pyramiden errichtet; dies ist die Ungleichheit des Lebens, über das Grab hinaus fortgesetzt, das Aristokratenviertel der Leichensteine — aber doch bleibt es der Tod! Wenn man auf diesem Boden steht, so wirft man gleichsam einen Blick in das Reich der Unsterblichen; aber er ist kalt, dieser Blick, und hat etwas Eisiges. Welcher Bettler, dem noch die goldene Sonne des Tages lacht, möchte mit ihnen tauschen? Es ist vergeblich, daß der Mensch mit seiner Kunst die Gebäude der Todten zu schmücken versucht. Die Seele läßt sich nicht täuschen; ihr bleibt diese Furcht vor dem Unabwendlichen; nur der Natur, welche noch in ihrem stillen Dahinwelken vom Leben spricht, ist es gegeben, die bangende zu beruhigen. Nach ihr, aus dem Lärm der großen Städte, geht immer unser Sehnen; wir lauschen mit Wonne der heiligen Sprache ihrer Wälder und saugen ihren Athem ein, den Geruch der Erde. Zu ihr zurückzukehren, erscheint uns weniger schrecklich; denn wir lieben sie. Das Blümchen auf dem Dorfkirchhofe sagt mir mehr als all die monumentale Pracht des Père-Lachaise, diese Galerie des Ruhms, diese steinerne Literaturgeschichte.

Der Père-Lachaise liegt am Ostende von Paris und bedeckt die Anhöhe des Mont-Louis. Der Weg dorthin führt, sei es daß man vom Platz der Bastille oder durch das Faubourg St.-Martin kommt, zuletzt durch die Straße La Roquette. Sie bildet gleichsam die Vorstadt jener Gräber-Metropole; denn obwol die Lebenden in ihr wohnen, so arbeiten sie doch ausschließlich für die Todten. Hier findet man Haus an Haus die Steinhauer, welche die Grabmonumente verfertigen, und die Verkäufer der Todtenkränze. Jedes Erdgeschoß, die lange Straße hinab, auf beiden Seiten ist ein Laden, in welchem man die Kreuze von weißem Sandstein, die schwarzen Marmorplatten, die knienden Engel sieht, oder die gelben Kronen von Immortellen mit diesen Inschriften in Schwarz: „À mon père", „À ma mère", „À mon oncle", „À ma tante", für alle Ver-

wandtschaftsgrade findet sich da reichlicher Vorrath, alle Fälle sind im voraus bedacht. Auch trockene Blumen aus Papier, Bouquets aus Tüll sind da zu haben. Es ist eine Manufactur im großen Maßstab, eine Fabrikstraße, wie die meisten in der Umgegend, nur daß der Markt ein anderer ist: wahrhafte Filiale des Schattenreichs. Da wird die Trauer und der Schmerz, aber auch der Trost und das Liebesopfer immer fix und fertig auf Lager gehalten: man verkauft in diesen Magazinen das Lob der Todten, entweder in Gold auf Marmor, oder in Schwarz auf Sandstein, zu so und so viel Francs die Zeile; man ist höflich, aber der Gelegenheit entsprechend ernst; und alles hat seinen festgesetzten Preis, sowol die Höflichkeit und der Ernst, als auch die Steine und die Inschriften. . . .

Die Fahrt durch diese Straße, wo das Gelb der Immortellen nur wechselt mit dem Weiß des Sandsteins, die Werkstätte des Gipsarbeiters mit der Werkstätte der Kronenflechterin und der Speicher voll knieender Engel mit dem Speicher voll trockener Blumen, macht den Eindruck endloser Oede. Das Auge verlangt nach einem Hälmchen Grün, einem zitternden Blatt. Aber dergleichen ist hier nicht zu finden. Uebrigens sind die Auffahrten zu den andern großen Kirchhöfen von Paris ganz ebenso wie die zum Père-Lachaise; dieselben Kränze, dieselben Figuren, dieselbe Monotonie der offenen Läden, und bis an die Pforte der Ewigkeit dieselbe geschäftsmäßige Routine des Lebens.

Dunkle Bäume beschatten den Eingang von Père-Lachaise. Dies ist vielleicht die schönste Partie des Friedhofs. Man glaubt in einem Cypressenhain zu sein. Seitenalleen führen nach rechts und links; ein breiter Weg mit Lebensbäumen bepflanzt, zieht sich bergan. Dies ist die Hauptstraße des Friedhofs, seine Via sacra. Gruppen von Linden und Roßkastanien finden sich hier und dort; Akazien lassen ihr feingefiedertes Laub im Winde schwanken. Ulmen breiten ihre Blätterkronen aus.

Diese Waldreste stammen zum Theil noch aus der Zeit, wo Mont-Louis ein reicher Park war. Hier war eine Besitzung der Jesuiten, und der Beichtvater Ludwig's XIV. hatte hier ein Landhaus, auf der Höhe des Berges. Wo jetzt die

Kapelle zum Gottesdienst für die Todten steht, feierte man damals üppige Feste, die lange noch unter dem Namen: „die Nächte von Père-Lachaise“ berühmt waren in den galanten Memoiren. Von der Anhöhe hat man einen bezaubernden Blick gegen dieses Paris, welches, wie in zarten blauen Duft gehüllt, das ganze Seinethal zu den Füßen des Beschauers bis zu den Hügeln hinauf mit seinen Häusern bedeckt. Da sieht man einen weiten und mächtigen Horizont, welcher links die Thürme von Vincennes, rechts die Säulen der Thronbarrière umschließt, während die Höhen von Meudon und St.-Cloud den Hintergrund begrenzen. Welch ein lieblicher Blick auf dieses Panorama von Paris, wenn überall das Grün sich zwischen den Straßen und Vorstädten hervordrängt, wenn die Hügel zu blühen scheinen und die Sonne darüber hinwandert. Leise von unten herauf und sehr gedämpft schallt das Gemurmel des pariser Lebens, das einem so wohlthut, wenn man hier oben steht — wie Musik. Denn immer nur an das Leben wird man denken, wenn man auf Père-Lachaise ist, wenig und nicht gern an den Tod! Der Charakter eines Friedhofs verliert sich mehr und mehr, je höher man steigt; und hier ist er ganz verschwunden. Wir sind hier in einer Stadt mit lauter kleinen Häusern, vor denen nur selten noch ein Bäumchen Platz gefunden. War es nicht darum, daß Alfred de Musset, der die Bäume und die Blumen liebte, diesen Vers gesungen, den man ihn auf sein Grab geschrieben?

O Freunde, wenn ich gestorben, so setzt
Mir auf den Kirchhof eine Weide,
Den Baum, ich lieb' ihn, thränenbenetzt
In seinem bleichen, zitternden Kleide,
Und in der Erde, darin ich ruh',
Deckt mich sein leichter Schatten zu.

Diese schweren Bauten bedrückten den Geist des Dichters — und sein Wunsch ist ihm geworden; freilich in sehr verkümmerter Gestalt. Man hat, da es an Raum gebrach, ihm ein kleines Bäumchen in einem Kübel vor seine Marmorbüste gestellt — eine Trauerweide en miniature, von welcher es sehr zweifelhaft ist, ob sie überhaupt Schatten wirft.

Im übrigen wandert man immer zwischen Steinen und

über Stein; steile Treppen hinauf, schmale Fußpfade, schlecht gepflastert, breite Terrassen, mit einem Denkmal über und neben dem andern. Man steigt zwischen Gräbern auf und ab; Straße nach Straße hebt und senkt sich, mit Monumenten, mit Gewölben, mit Tempeln und Kapellen, mit Spitzbögen und Thüren. Wohin man blickt, Steine und Erz und Eisen — Gitter und Pforten —, gemachte Blumen, trockene Blumen, künstliche Blumen, Drahtblumen, Kränze aus Perlen, Bast, Knochenhaut und Flor, — Immortellen, die niemals blühen und duften; Gräber, die kein Sonnenschein erwärmt, kein mildes Wehen durchdringt, kein Wechsel der Jahreszeit verändert, kein Frühling mit Blumen schmückt, kein Herbst mit Blättern bedeckt, — starr, stumm und hoffnungslos geschlossen; Gräber, die kein Ostermorgen sprengen kann! ... Im schwindenden Abendlicht, wie ich sie zuletzt gesehen, ist diese Nekropolis ein gar unheimlicher, gespensterhafter Anblick — zahllose Häuser und nur Todte darin! ...

Der Père-Lachaise zählt bisjetzt gegen 150000 dieser stillen Bewohner, von denen die Mehrzahl, die große Schar der Namenlosen, „die kleinen Leute", wie mein Führer sich ausdrückte, weiter oben, auf dem Plateau des Hügels gebettet sind, während das noble Faubourg des Todes die Abhänge desselben einnimmt. Die meisten der großen Maler, die großen Dichter, die großen Musiker, die großen Gelehrten, die Celebritäten mit einem Wort der neuern Zeit, ruhen hier. Aber man hat auch die der frühern Zeit: Racine, Molière, Beaumarchais hierhergebracht. Das älteste der hierher verpflanzten Gräber ist das von Abälard und Heloise, welches sich an der schattigsten Stelle des Kirchhofs, rechts, in der Niederung findet. Dies Grab ist den Liebenden von Paris heilig, und man findet noch immer von Tag zu Tag frische Kronen an den Zacken der Kapelle darüber aufgehängt. Doch dient dies Monument den Verliebten auch in anderer Weise zur Correspondenz; und ein Besucher desselben will vor kurzem auf dem ehrwürdigen Stein mit Kreide geschrieben folgende Worte gelesen haben: „Ne viens pas ce soir; mon mari y sera." ...

Nicht weit von dem Abt und der Nonne findet sich der Theil des Friedhofs, welcher für die jüdischen Begräbnisse be-

stimmt ist. Da sieht man das Erbbegräbniß der Fould und das der Rothschild mit einem sehr großen Blumenbouquet aus Flor und hebräischen Inschriften; da sieht man auch ein kleines Häuschen, mit einem Gitter geschlossen und im Innern mit vielen Kränzen auf einem Marmortischchen und einem Bänkchen davor. Ein einziges Wort sagt, wessen Asche hier ruht: Rachel.

Jedesmal, wenn man nach längerer Abwesenheit den Friedhof wieder besucht, erblickt man neue Gräber, „die dem Ruhm gehören". Seit ich zum letztenmal hier gewesen, war das von Béranger hinzugekommen. Viele Kränze und Gedichte hingen an dem Denkmal, Blätter mit den verschiedensten Inschriften, die meisten davon schon verwittert in der Winterluft und tricolore Bänder, ganz verwaschen vom Regen. Auf einem Papierstreifen hinter Glas las ich die Worte: „Unser Freund und geistiger Beschützer — o du, der noch von jenseit des Grabes dich herabneigst, uns zu erleuchten: sei gepriesen! Das Glück der Menschheit war der Traum seines Lebens."

Von allen Gräbern des Père-Lachaise scheint dieses das populärste zu sein; und wie die Liebenden das Denkmal von Abälard und Heloise, so macht der Arbeiter von Paris das Monument Béranger's oft zum Vertrauten seiner Wünsche. Unter einem Buchsbaumkranz, von einer ungeschickten Hand und fehlerhaft geschrieben, fand ich die Zeilen: „Verbrüderung des geistigen Fortschritts, Ehre für unsern Präsidenten und souveränen Beschützer, den Freund des Fortschritts und der Unglücklichen."

Ein Grab noch bleibt dem Deutschen zu besuchen: das von Ludwig Börne. Es findet sich auf jener steinernen Höhe, die wir geschildert; der Grabstein, mit seiner Bronzebüste geschmückt, trägt den Namen und die Angabe seines Geburts- sowie seines Sterbejahrs; in den Händen der Freiheit vereinen sich darüber die Hände von Frankreich und Deutschland — „l'union des nations", wie mein intelligenter Führer sagte, der wol hier am Grabe meines Landsmanns die Verpflichtung fühlte, mir etwas Schmeichelhaftes zu sagen.

„Der Bund der Nationen" — ach, er ist sehr zweifelhaft geworden seit das Auftauchen der Luxemburger Frage die Leidenschaften so stark erregt hat; und zweifelhaft ist es, ob der Führer mich heut noch so becomplimentiren würde, als er es vor drei Monaten gethan.

Aber eine That hat sich inzwischen vollzogen, die uns trösten würde, wenn es für die „Vereinigung der Nationen" immer noch zu früh sein sollte — die Vereinigung der Nation, unserer Nation .... Vereinigung, die der Todte von Père-Lachaise lange geträumt, aber wol kaum zu hoffen wagte!

Von hier aus ist es, wo man den weiten Blick über Paris hat. Dort am nördlichen Horizont erhebt sich die Höhe des Montmartre — und dort, auf dem dritten großen Friedhofe von Paris, in einem Seitenweg, unter hohen, vereinzelten Bäumen und von fremden Leichensteinen umgeben, liegt eine Platte mit zwei, drei trockenen Kränzen und der Inschrift: Henri Heine.

Diese große Stadt mit ihren vielen Hunderttausenden von Menschen breitet sich aus zwischen dem Grab von Börne und dem Grab von Heine. Weit getrennt, wie sie es im Leben gewesen, sind sie auch noch im Tode. Doch war mir, als ich jüngst vor Börne's Grab stand, als hörte ich eine Stimme rufen, die über dem Brausen der Stadt daherging — und mir war, als spräche sie die Worte: Zürnen wir nicht länger miteinander. Wir kämpften, wenn auch mit verschiedenen Waffen und auf verschiedenen Schlachtfeldern, doch für Ein großes Ziel. Es ist erreicht — die Landsleute, die an unsere Gräber gekommen, haben es gesagt. Sollen wir Feinde sein, da das sich verwirklicht hat, was der Gedanke, der Traum, die Sehnsucht unsers Leben gewesen? Nein! Hinüber und herüber wollen wir rufen, daß es vollbracht: Deutschland ist einig und Deutschland wird frei sein!

Und mit diesem Ruf aus den Gräbern der Verstorbenen will ich schließen. Wohl waren es Worte der Todten; aber seht! das Leben trägt sie hoch auf seinen flatternden Panieren.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Katalog
der
Pariser Industrie-Ausstellung von 1867.

Mit erläuterndem Texte von Dr. **Wilhelm Hamm**,
k. k. Ministerialrath im österreichischen Handelsministerium.

In 12—15 Lieferungen. Gr. 4. Mit ca. 1500 Abbildungen.
Preis jeder Lieferung 20 Sgr.

Dieses Werk soll die Aufgabe lösen, die hervorragendsten Erzeugnisse der Kunst- und Gewerbeindustrie, welche sich auf der Pariser Ausstellung befinden, durch Bild und Wort zur Darstellung zu bringen, und so die eigentlichen Resultate der Ausstellung für alle Zeiten festzuhalten und zum Gemeingut zu machen. Die industriellen Kunstwerke aller Nationen und aller einzelnen Zweige, soweit dieselben überhaupt zur Abbildung geeignet sind, werden in dem Werke gerechte Würdigung finden. Sein Zweck ist demnach vorzugsweise ein praktischer, indem es für jeden Künstler, Industriellen und Gewerbtreibenden ein unübertreffliches Muster- und Nachschlagebuch bilden wird, welches in seinen zahlreichen Abbildungen der gelungensten Werke eine Fülle von Anregungen, neuen Gedanken und guten Formen, dem Lernenden und Strebenden zur Nacheiferung vorzuführen berufen ist. Dass der „Illustrirte Katalog“ daneben ein Gedenkbuch sein wird für alle Besucher der grossen Ausstellung, während es den Nichtbesuchern einen trefflichen Ueberblick derselben gewährt, ist in seiner Bestimmung selbstverständlich eingeschlossen. Die Bearbeitung des Textes ist der bewährten Leitung des Herrn Dr. W. Hamm übertragen, wodurch die Gewähr geboten ist, dass das Werk auch einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Industrie bilden wird. Der „Illustrirte Katalog“ bildet daher ein so vielseitiges Ganzes, dass derselbe auch selbst für denjenigen Theil des Publikums, welches sich nicht direct an der industriellen Entwickelung unserer Zeit betheiligt, durch die geistige Anregung und Unterhaltung für das Auge, welche er bietet, ein lebhaftes Interesse gewähren wird.

Der „Illustrirte Katalog“ erscheint in 12—15 monatlichen Lieferungen zum Preise von je 20 Sgr., jede Lieferung mit etwa 100 Abbildungen in Holzschnitt. Alle Buchhandlungen führen Bestellungen aus und sind in den Stand gesetzt, das Erschienene zur Ansicht vorzulegen.